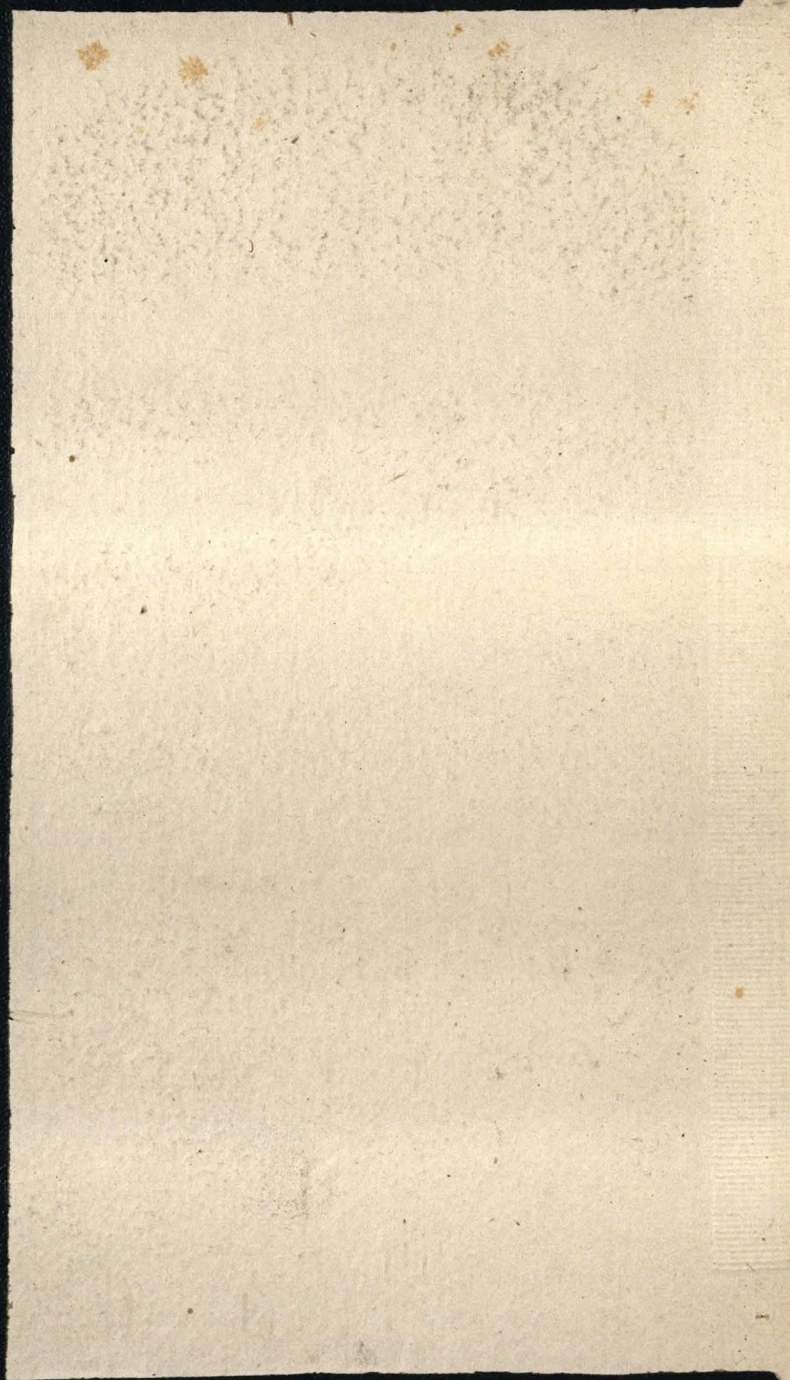
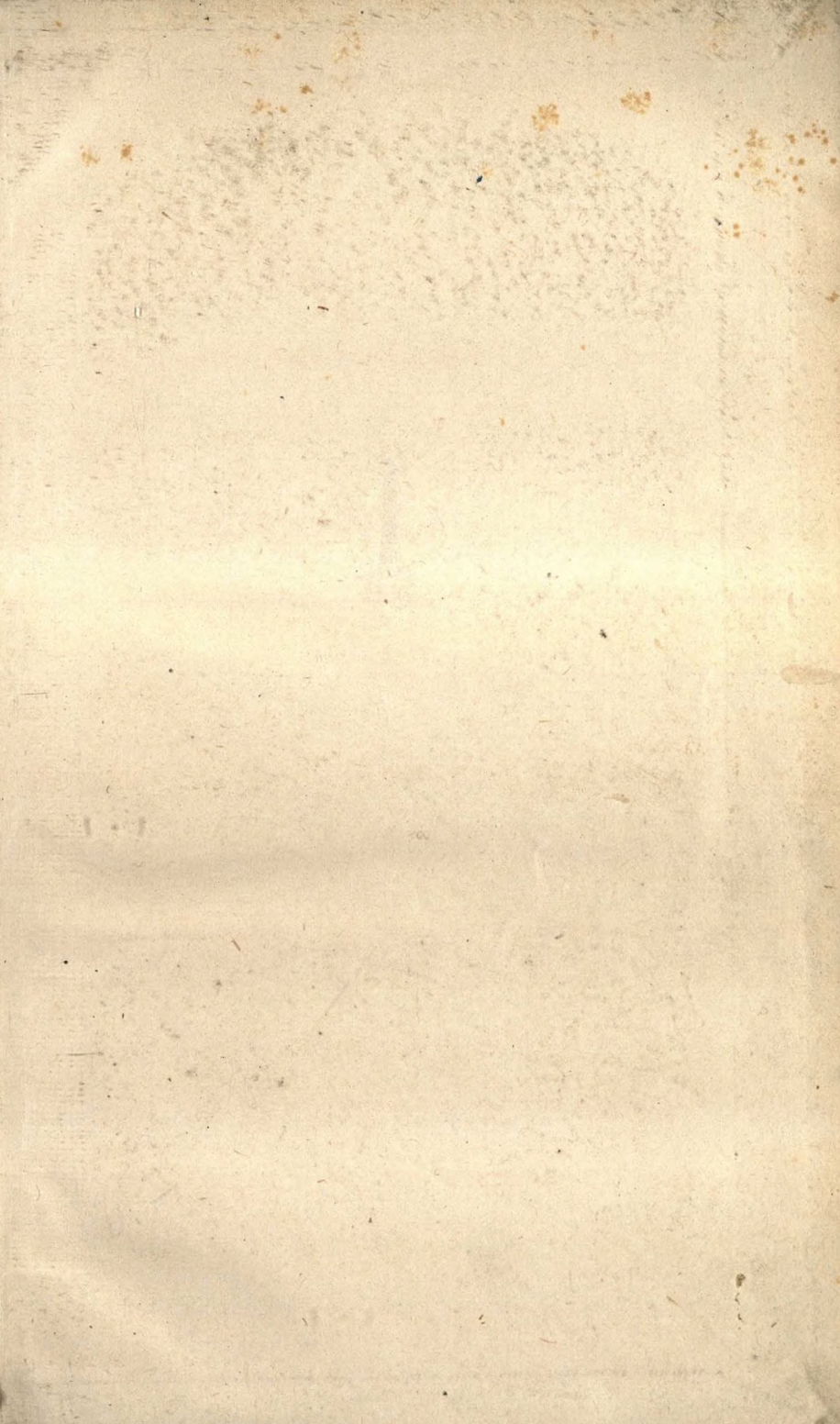
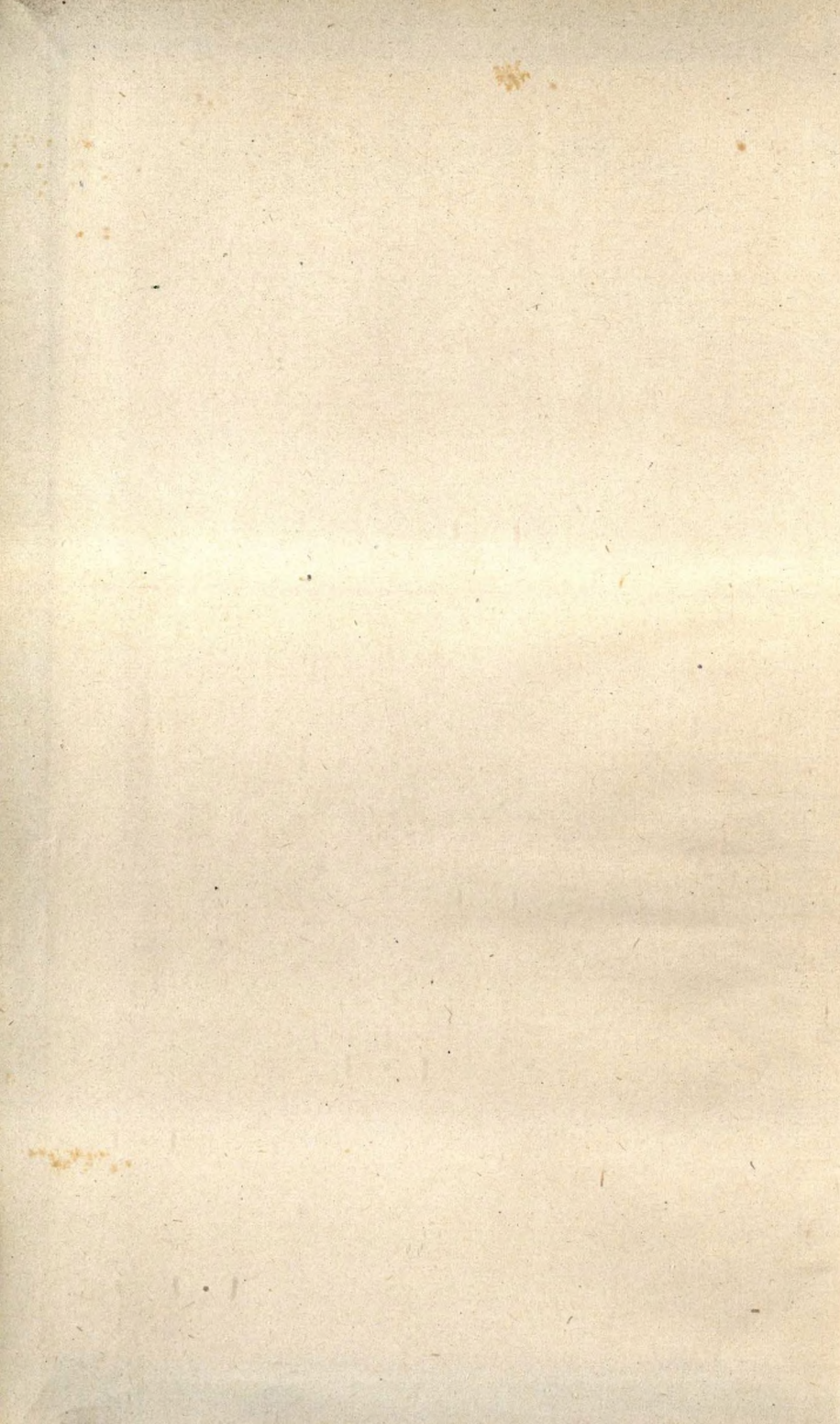


2927











PAQUET / DELPHISCHE WANDERUNG

DELPHISCHE
WANDERUNG



ALFONS PAQUET

DELPHISCHE
WANDERUNG

EIN ZEIT- UND REISEBUCH



DREI MASKEN VERLAG
MÜNCHEN

CBGiOS, ul. Twarda 51/55
tel. 22 69-78-773



Wa5163154

ALFONS RAUERT

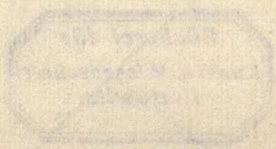
DEUTSCHER

WANDERER

FÜR ALLE ZEITEN



2927



Alle Rechte vorbehalten

Copyright 1922 by Drei Masken Verlag AG/München

Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig

6293:25

NH-61497/TMK

EINE DUNKLE SCHÖNE FRAU GEHT VOR MIR HER über die Geleise der schwarzen Bahnhofshalle von Mailand. Der Zug lichtet sich in der Fahrt. Ich sehe von den Reisenden nur die emporgehaltenen Blätter der Morgenzeitungen. Ein einziges Gesichterpaar, das nicht im Papier steckt; die hageren und herrscherhaften Züge eines Mannes, braunhäutig und verächtlich wie das Gesicht des Colleoni, und das frische Antlitz einer blonden vornehmen Frau. Ich fahre stehend. Dann bietet sich ein Sitz; ein fetter und eleganter Mann ist mein Nachbar, er liest La Nation, eine zionistische Zeitschrift aus Genf; nun liest er einen Brief, der in persischer Schrift geschrieben ist. Es entsteht Anlaß, ein paar Worte zu tauschen; dieser Herr ist ein in Persien geborener Jude, er hatte sein Geschäft in Konstantinopel, er zog es vor, sich an der Riviera anzusiedeln. In Konstantinopel, sagt er, ist niemand mehr seines Lebens sicher, die Russen überschwemmen die Stadt, sie hungern und morden. Wir haben einen gemeinsamen Freund, der jetzt in einem nordischen Lande lebt.

Ich spüre mit einem leisen und schneidenden Schmerz das Spinnewebe des Zufalls und verhalte mich gegen die geile Fügsamkeit der Dinge schweigend. Draußen ist weiß und grünlich die Ebene des Po. Ich habe von der Nachtfahrt, die hinter mir ist, die Erinnerung an die glatte Holzbank in dem übermäßig hell beleuchteten Kupee; ich habe von Deutschland einen Nachhall, als sei ich fortgegangen von einem Fasse, in dem ein trüber unermeßlicher Wille mit unterirdischem Sieden und Stöhnen gekeltert wird, ein Raten,

eine Frage an das Schicksal, fast unerträglich. Gestern in der zweiten Tageshälfte stand ich in dem Saale von Dornach, unter den hölzernen Säulen, die von farbigem Licht getroffen waren, wie in einem Zauberwalde; ein Mensch band sich an mich, wir gingen den Hügel hinab unter blühenden Bäumen, die pralle Kuppel des Gebäudes schwarz wie der Stein von Mekka zog wie ein Ballon, der aufzusteigen im Begriffe ist, die Kuppen aller Hügel in sich zusammen; jener Mensch sprach von den Phänomenen, von der Dreiteilung, von der Farbenlehre, schülerhaft, mit ein wenig Schaum in den Mundwinkeln. Der Eisenbahnzug heute nacht stürzte, als hätte er die Bremsen verloren, den Gotthard hinunter; ich war seekrank; in der Dürsterkeit der Morgendämmerung blinkte über den Polizeiblicken der Grenze eine riesengroße vernickelte Kaffeemaschine wie eine Monstranz.

Jener Herr, dessen Gesicht vor mir steht wie eine Wiederkehr aus dem zerrissenen und fürchterlichen Italien des fünfzehnten Jahrhunderts und jene Frau, deren Antlitz klar und vornehm ist, sind Deutsche, fremd wie ich selbst.

Die Ankunft des Zuges bricht alles ab.

GENUA, MIT DEM GRAUWEISSEN STEINIGEN Gefühlskalten Triest verglichen, ist gelbsonnig wie altes Elfenbein. Hier, wo mich der erste Weg vom Bahnhof durch eine kurze Straße zum Hafen hinabführt, haftet das Entlegenste, Fremdartigste zuerst: chinesische und amerikanische Aufschriften an den Matrosenkneipen, englische Fahnen, und schwächliche indische Matrosen in abgetragenen Khakiuniformen, den schwarzen Fes auf dem pechschwarzen Haar. Ein alter jetzt von Speichern umgebener Palast mit Fenstern groß wie Türöffnungen, vergittert wie Käfige, verstaubt seit Jahrhunderten. Hohe Terrassen mit Palmen, Agaven, Feigenbäumen; das stark reflektierende Meer, das erst am Nachmittag blau wird. Das Becken des Hafens ist so von Schiffen angefüllt, daß es eng erscheint. Zwischen italienischen Flaggen keine französische, wenig englische, eine japanische; hinter Segelmasten und mittelgroßen, verwitterten eisenfarbenen und mennigroten Schiffsrümpfen ein paar hohe zur Abfahrt fertige Dampfer. Auf der Hafenmauer Gespräch mit einem mitteilbaren älteren Mann, der zufrieden ist, weil er einen Schiffsplatz hat. Er wird morgen die italienische Heimat verlassen, er war früher in Argentinien, er wird dorthin zurückkehren und nicht wiederkommen.

Die Stadt macht die Bergelehne hell bis obenhin; sie ist wie ein Krater, dessen Hälfte ins Meer gestürzt ist. Die Wohnhäuser erscheinen wie Türme, sieben, acht Stockwerk hoch, hellgelb und braunrosa mit weißen und grünen Fensterläden, dazwischen Palmenwedel. Ich mache im Tram-bahnwagen einen Bogen zwischen Gärten und Häuserfronten

den Berg hinauf und eine steile schöne Straße hinab. Dann die Küste entlang, plötzlich geht es in einen Tunnel. Überall selbst in der Stadtmitte, gibt es hinter losgesprengten Blöcken von blauem Granit plötzlich einen Tunnel, einen Stollen, dessen Geleise in der elektrischen Beleuchtung blinken. Vielleicht gab Genua den italienischen Ingenieuren einen Teil ihrer Meisterschaft im Wegebau; einige dieser Tunnels scheinen Jahrhunderte alt zu sein, andere neu, diese sind breit gewölbt und glänzen inwendig. Da wir aus der flutenden Helligkeit des Tages in den Tunnel tauchen, erscheinen die Leute neben mir in der Elektrischen wie Gefährten im Nachen Charons; ein greiser Franziskanermönch, knochige Frauengesichter in schwarzen Schleiern, ein Straßenjunge. Wie müde sich hier die Augen schließen. Ich finde mich nun in einer Fabrikstadt, am Beginn einer endlosen, schmutzigen, von Menschen wimmelnden Straße. Kastenähnliche Nutzgebäude, steile Anhöhen dahinter, ein Gebirgsland mit alten Kastellen. Das alles ist durch eine Bergwand von der eigentlichen Seestadt geschieden, fast versteckt. Ich suche den Weg zum Meer zurück, gelange zur Landspitze und zum Leuchtturm, durchschreite hoch über der Brandung die mit Erinnerungstafeln geschmückten Torbogen und Felswände einer alten Bastei und begegne auf der Landstraße einer Menge bergansteigender, ländlicher, zweiräderiger Karren, jeder mit drei oder vier Maultieren hintereinander, deren Geschirr mit seltsamen purpurfarbenen und scharlachroten Wulsten und Troddeln geschmückt ist. Gemächlich und unverändert gehen diese Karren durch die Jahrhunderte, eisenharte Maultiere, sonnverbrannte Fuhrleute, ausgediente Soldaten oder auch künftige; Soldaten der römischen Legionen, der genuesischen Heere, der Freischaren Garibaldi's, oder der Regimenten des neuen Königreiches. Aber es gibt viele Reiche auf der Erde. Keines ist fertig, alle sind in einem Zustand wie vor dem Durchbruch großer Ideen; alle

sind kaiserliche Republiken; Amerika, Rußland, China sind kaiserliche Republiken; England, Frankreich, Deutschland sind kaiserliche Republiken; Italien eilt rasch und lebhaft zum Scheidewege zwischen dem neuen Imperium Romanum und einem anderen höheren, das wir noch nicht kennen.

Es zieht mich zur eigentlichen Stadt zurück, zu den Kolonnaden am Hafen, zur aufwärts geschwungenen Straße neben den Docks, den schattigen Gassen, in denen der Schritt wiederhallt, zur leisen Predigt alter Brunnen, zu der Greisenschönheit einer schmalen Kirchenfassade, die an ihrem kleinen fast vergessenen Platz vor dem Vergehen geschützt ist. Enge, winkelige, mit Steinplatten belegte Straßen, durch die sich Automobile drängen und deren Schaufenster unendliche Gesichter spiegeln, sind ganz von alten Palästen gebildet, man sieht Gitterlanzen, kirchenähnliche Vestibüle, in deren Mitte vergoldete Laternen herabhängen groß wie Telephonzellen; hinter den von Säulen getragenen Vorhallen leuchten Gärten und Arkaden in gemessener Pracht. Schmale Wappen über diesen Toren sind wie eine Erinnerung daran, daß unter den Kriegerern einer vergangenen Zeit die schlanken Körper als die edelsten galten; die reine und einfache heraldische Sprache dieser Wappen klingt über dem Lärm der Geschäftsschilder und Reklamen wie strenge klare Musik. Im Vorhof der Bürgermeisterei, deren Palast früher einem der stolzen Genuesergeschlechter gehörte, hängen an den steinernen Wänden gedunkelte Bilder an Holztafeln: eine Szene um Don Juan d'Austria, spanische Kostüme, Halskrausen, rote Trachten, Schiffsmasten. Im erhöhten Innenhof mit seinem Kommen und Gehen vor den Standesämtern rosten Skodageschütze.

Genua macht den bedeutenden Eindruck, nicht weil es eine moderne sehr lebendige Großstadt ist, sondern wegen seiner Paläste, die ein Erbe sind. Die neue Stadt mit ihren turmhohen Mietshäusern und ihren amerikanisierten Hotels

ruht doch auf einer klassischen Tradition. Selbst die Miets-
häuser noch sind Paläste, sie nehmen dasselbe Volumen ein,
nur ohne die verschwenderische Einteilung. Innen sind sie
Bienenstöcke und haben keinen Raum für weite Treppen-
häuser, Säle, hängende Gärten und Springbrunnen. Es muß
wohl so gewesen sein, daß die Adelsgeschlechter von damals
wirklich aus besonders kühnen und geistesstarken Menschen
bestanden, Führern von Flotten, Lenkern kriegerischer Unter-
nehmungen, Monopolisten der durch Seeraub und Handel ge-
wonnenen Reichtümer. Sie bauten diese Paläste, die jetzt den
Standesämtern, den Galerien, den Banken, der Polizei, den
Automobilfirmen, den Versicherungsgesellschaften, der Ame-
rican Expresß Company und den Schiffahrtsgesellschaften als
Bureauräume dienen, für ihre zahlreiche Sippe und für eine
noch riesigere Dienerschaft, die nichts anderes war als die
Quote des gewöhnlichen Volkes, das sich an die erhobenen
Geschlechter hielt und von ihnen mitgezogen wurde. Glück-
lich und angemessen lebten wohl alle. Die Herren hatten
soviel Dienerschaft, daß für sie wohl der Glanz, doch nur
wenig Bequemlichkeit übrigblieb. Es bestand für sie ein
ständiger starker Anreiz, ihre Überlegenheit zu beweisen,
ihre Herrschaft durch die Förderung der Kirche und der
Künste zu verstärken. Eine Kirche, an einer steilen Gasse
des Hafenviertels gelegen, innen von einem fröhlichen und
prächtigen Barock, dient jetzt als Auktionsraum; ihre ge-
samte Einrichtung: Altar, Beichtstühle, Orgel und Bänke,
alles ist wohl erhalten, es könnte morgen wieder in Gebrauch
genommen werden, nur das Kreuz ist verschwunden, die
Bänke sind seitwärts aufeinander geschichtet, um Kattunen
und Glaswaren Platz zu machen; das Publikum geht ein und
aus, feilscht, lärmt, die Männer behalten den Hut auf dem
Kopf. Nicht weit davon ist mitten zwischen anderen Häusern
ein Komplex festungsartiger Gebäude, deren braune starke
Mauern hoch über der Gasse durch Brückenbogen mit-

einander verbunden sind. Diese Gebäude dienten früher als Kerker, jetzt sind sie Archiv; verwitterte Marmortafeln sind hoch und sichtbar angebracht, man liest die Aufzählung der Schandtaten einiger großer Verbrecher des vierzehnten Jahrhunderts, die hier gefangen saßen. Diese Tafeln sichern denen, deren Namen sie tragen, die Unsterblichkeit. Selt-same Zeit, wo die Verewigung der Schande als eine besonders abschreckende Strafe galt, empfindliches Volk, dessen Gesetzgeber die Marmortafel neben das Beil und das Rutenbündel stellen konnte. Oder verbargen sich hinter diesen Verbrechen, die eine besondere Kühnheit und Beharrlichkeit verraten, gefährliche politische Bewegungen, deren Unterdrückung allein nicht genügte, um ihnen im niederen Volk einen Schimmer von Romantik und Naturrecht zu nehmen?

Nachts gruppieren sich die beleuchteten, nicht großen Fenster der hochgebauten Stadt, Sternen ähnlich, ziemlich weit in den Raum, den wir Himmel nennen würden. Die Gassen tief am Hafen nah dem Meer haben zu gewissen Stunden mit ihrem Lärm, ihrem starken Lichterglanz und ihrem Gedränge um die offenen Gewölbe etwas Traumhaftes wie die Gassen von Kanton. Dazwischen sind die dunkeln Nebengassen, in der jede Gestalt zur Silhouette wird, und mitten im dichtesten Gewühl ist ein Schild, ein Hauseingang, der Sitz der Arbeitskammer, die ist heute eine der stärksten Mächte dieser Seestadt. Sie scheint geöffnet bis Mitternacht wie die zahllosen Friseurgeschäfte in diesen Gassen mit ihren Fläschchen und Salben vor den Spiegeln, mit ihren eisernen Liegestühlen, die an Operationszimmer der Zahnärzte erinnern. Offene Gewölbe mit bratenden Fischen, gackernden Hennen, weißen und rotgefärbten Eiern, Gebirgen von Käsen, Nudeln und Würsten hinter den Fenster-scheiben, und rings ein niemals ermüdender, niemals greller Lärm, der ist, als probierten immer einige Leute ihre eigene Stimme wohlgefällig, Tenor, Bariton, Triller, helle Knaben-

rufe, singende Frauenkehlen, Schreie, lautes Gespräch, das sich wie Zank anhört und in Gelächter übergeht. Vier Japaner, wahrscheinlich Matrosen von einem Schiff, standen wohl eine halbe Stunde in einem Hutladen, jetzt steuern sie, eine geschlossene Gruppe, bedächtig und schweigsam durch die Schatten und Lichter der Gassen und betasten zuweilen ihre neuen grauen und vollkommen gleichen Hüte.

Am Tage, auf offener Straße, in der fremden Stadt, besonders unter einem Publikum, das durch seine Moden, seine Schmucksachen, seine Diener glänzt, komme ich mir gleichgültig, unbedeutend vor. Abends, wo das Gesicht der Menschen wirkt, fühle ich mich im Gleichgewicht und bewege mich sicher. Ein Märchen: daß die Dummen ihre Stunde am Tage haben, während der Kluge verachtet und verspottet gehen muß. Daß sich dies am Abend umkehrt. Diesen Japanern geht es wie mir.

Das Denkmal für Garibaldi steht an einem der vornehmsten Plätze, und der Sockel dieses Denkmals scheint als Altar zu dienen, an dem die Bürger bei festlichen Gelegenheiten Kränze niederlegen, während andere sich damit begnügen, auf dem grauen Marmor mit Kreide die Schlachtrufe des Tages anzubringen. Man liest hier ein Evviva für das befreite Fiume. Das Evviva wird abgekürzt wie ein großes lateinisches W geschrieben. Dasselbe Zeichen, auf den Kopf gestellt, bedeutet Abbasso. Je nachdem, ob nun die Sozialisten oder die Faschisten zur Kreide greifen, findet man bald das eine, bald das andere Zeichen in unterhaltender Abwechslung an Hauswänden, Torflügeln oder Denkmälern der großen Stadt; dazwischen die rosaroten Plakate der republikanischen Partei; in den Vorstädten herrscht das Evviva auf Lenin. Indessen geht das Straßenleben seinen Gang, die großen Schiffe füllen sich mit Auswanderern, die Morgenzeitungen berichten heute, daß die Madonna von Loretto einem Brande zum Opfer gefallen sei und bringen eine Be-

schreibung der zerstörten Kirche, eines Meisterwerkes des Bramante, das in Italien wie ein Nationalheiligtum verehrt wird. Man beschuldigt die Sozialisten der Brandstiftung. Dieselben Zeitungen berichten bedeutend kürzer von den Todesopfern der mit Flinten und Handgranaten bewaffneten Faschisten in anderen Gegenden; das Publikum in den Milchhandlungen, wo man das alles beim Morgenkaffee bespricht, nimmt alle diese Dinge mit Gelassenheit auf; es scheint, daß die Zyklone der politischen Leidenschaft in anderen Städten heftiger toben als hier.

Auf einer Schiffsagentur spreche ich mit einem Beamten, der beklagt, daß sich Genua nicht so entwickle, wie es seiner günstigen Lage und dem gewonnenen Kriege entspreche. Der Handelsverkehr gehe zurück, nur die Auswanderung sei so groß, daß die Leute Monate lang auf ihre Pässe warten müssen. Zwischen den Reedern, die genötigt sind, die Frachtpreise immer weiter herabzusetzen und den Verbänden der Seeleute und der Hafendarbeiter, die entschlossen scheinen; wenn nicht die Gewinne der Gegenwart, dann die in der Kriegszeit gemachten Rücklagen der Unternehmer in ihre Taschen zu lenken, herrschen Meinungsverschiedenheiten, Kämpfe, Erbitterung und Gereiztheit jeder Art. Diese Verbände, sagt mir der Beamte, stellen für jede Arbeitsart, die früher gar nicht erwähnt wurde, ihre Tarife auf, beispielsweise für das Beladen von Schiffen, deren Aufbauten ein wenig höher oder deren Treppen steiler sind als die gewöhnlichen, oder je nachdem wie viel Abstand sie von der Hafenuauer haben. Da es im Belieben dieser Verbände liegt, die von den Reedereien eingesetzten Offiziere abzulehnen, die den Schiffsmannschaften zugebilligte Kost und Unterbringung gutzuheißen und noch im letzten Augenblick zu bestimmen, ob ein Schiff abfahren darf oder nicht, so spielt bei allen Einteilungen des Dienstes die Ungewißheit eine große Rolle. Rechnet man noch hinzu die Unpünktlichkeit der

Eisenbahn, die an Lokomotiven und Güterwagen Mangel haben, so kann man verstehen, daß sich der Durchgangsverkehr nach der Schweiz von Genua abwendet und die holländischen Häfen mit dem Weg durch Deutschland bevorzugt. — Aber Sie rechnen auf diesen Durchgangsverkehr, sobald einmal die Arbeiterfrage gelöst und die Eisenbahn wieder leistungsfähig ist? — Wenn es bei uns einmal so pünktlich zugehen wird wie bei Euch in Deutschland, dann gewiß. — Trotzdem Sie hier mit den Dingen nicht ganz zufrieden sind, habe ich nicht den Eindruck, daß alle so unzufrieden sind wie Sie; es scheint mir sogar, es gibt hier kaum einen Menschen, der wirklich Not leidet. — Das stimmt wohl, aber Sie sehen nicht, wie es in den ärmeren Vierteln zugeht. Die Wohnungsnot ist ungeheuer. Während des Krieges sind viele Leute vom Lande in die Stadt gezogen, sie arbeiteten in den Munitionsfabriken, jetzt weiß man nicht, wohin mit ihnen, aufs Land wollen sie nicht zurück, lieber nach Argentinien.

Vor der Schiffsagentur, die an einer der steilen und engen Gassen liegt, ist eine lautlose Volksmenge, Auswanderer, die warten, kleines, schwarzäugiges Landvolk, arbeitsames Volk, das aus irgendeinem Grunde, der in hoffnungsarmen Verhältnissen liegt, geduldig und ohne eine sichtbaren Führer ins Ungewisse geht. Was wird aus diesen Menschen werden? Und was wird aus den großen fernen Ländern, die sich im stillen mit diesen kleinen Menschen bevölkern? Werden sie wirklich ihrer Rasse und jenen Aufgaben, von denen die Daheimgebliebenen träumen, erhalten bleiben? Werden sie eine neue Rasse, neue Vaterländer bilden? Alle Rassen bis auf ihre Wurzeln zu verfolgen, Völker auf ihre Rassenmischung hin zu analysieren, erzeugt schwermütige Gedanken. Alles was Geschichte heißt, ist ja irgendwie verknüpft mit unausgeführten großen Ideen, mit überraschenden, unerwarteten Verwirklichungen, mit einander widersprechenden

Möglichkeiten, und neben den bescheidenen Gebäuden, die schließlich dastehen, häufen sich die Scherben unvollendet gebliebener Tempel. Wir leben in einer hohen und geheimnisvollen Vorstellung vom Germanentum; wie viel Germanisches ist in das europäische Völkermeer hineingemischt, die Saat ging auf in großen Blütezeiten, denen oft ein unerklärliches jähes Erlöschen folgte. Uns liegt die Frage der Rasse immer besonders nahe. Die fremden Völker, die kleingewachsenen, schwarzhaarigen, scheinen das Erbe aufgezehrt zu haben, nur noch versprengte Blonde, ein volkstümliches Mißverhältnis der Vorliebe oder des Abscheus dem kupferhaarigen Mischling gegenüber, vielleicht auch ein paar Geschlechternamen, eine Mappe mit Bildnissen, von Woltmann gesammelt, halten von alledem eine Vorstellung lebendig. Wir verfolgen den germanischen Untergrund der großen Sprachen bis ins Arabische hinein, wir lieben in den alten Hellenen etwas Germanisches: Achill, Agamemnon, die blauäugige Athene sind unser, der goldelfenbeinerne Zeus hat etwas vom weißhütigen blonden Manne. Gold und Elfenbein, welch ein reicher schöner Vertrag der mildesten und anziehendsten Farben.

Auch Christoph Columbus, dessen Denkmal auf dem hellen Platz vor dem Bahnhof zwischen staubigen Palmen steht, gehört ja wie Rafael und Lionardo und Dante und selbst wie Garibaldi zu jenen, die von manchen Forschern in die Rassengeschichte des Germanentums einbezogen werden. Hier ist zwischen den Völkern etwas Unausgewogenes, sehr Empfindliches, das sich erst lösen kann, wenn jedes Volk dem andern das Seine, das immer auch ein wenig vom eigenen ist, zuerkennt. Ich erinnere mich einer Gründonnerstagspredigt in der alten dämmernden Kirche von Salò, es war noch vor dem Kriege, der Geistliche auf seiner Kanzel sprach da den Bauern und Kleinstädtern vom Gardasee hinreißend von dem Märtyrertum Italiens, dessen größte Söhne als Ver-

kannte, als Fremdlinge und als Verbannte lebten, ein Zeichen für die Schwäche oder für die Blindheit der Heimat: Colombo, Dante, Napoleone... Das heutige Italien nennt selbst Marconi, weil seine Erfindung nur den Engländern zugute komme, in der Reihe dieser Genien; die Köpfe der schlecht gebildeten Masse entzündeten sich an diesen Namen, die ihnen doch nichts als Namen sind. Draußen aber die Äcker und Felder des Landes sind ruhevoll, fruchtbar, farbensatt und gleichmütig wie immer, menschenärmer als im Altertum, entvölkerter als selbst im Mittelalter. Wer die von Menschen wimmelnden Großstädte des heutigen Europa sieht, müßte eigentlich auch Landschaften erwarten, die wie die indischen oder chinesischen von arbeitsamen und zufriedenen Menschen wimmeln und von Dörfern, Gärten und Kanälen überzogen sind. Aber trotz der Eisenbahnen liegen die kleinen alten Städte des italienischen Landes im tiefen Schlaf; große Striche Landes, wie auch in unserem dichtbevölkerten Deutschland und noch mehr in Frankreich oder in England, erwecken den Eindruck der nie gestörten Ruhe. Glänzend silberweiße Wolken über endlosen grünen Weiden, wenige weiße Rinder mit hochgeschweiften dünnen Hörnern; einzelne Landhäuser mit geschlossenen Läden, von blühendem Gesträuch umgeben; kleiner See, einsames Kastell; fern im Osten eine blaue schöne Berglinie, im Westen die leere schimmernde Meeresfläche. Nur in den großen Städten alles, was Überfluß und Fülle vortäuscht, Gemüse und Blumen, Mehl und Früchte, und Apfelsinen, diese kleinen vegetabilischen Sonnen des südlichen Lebens. Nur an ihnen ist wirklich Überfluß; sie leuchten in Mengen angehäuft, in den Körben der Marktfrauen an der engen Marmorgasse, strahlen einzeln wie feurige Zeichen in der Hand der Kinder und schweben sonnenhaft noch im Gepäcknetz der Eisenbahn über den Häuptern der Reisenden.

ICH WOHNE IM VIERTEN STOCKWERK EINES hohen schmalen Hauses am Corso Umberto, in einem Winkel zwischen einem Vorhang und einer Papierwand; die Hauswirtin ist eine alte Frau von einer wahrhaft römischen Häßlichkeit. Ich bin in dieses Quartier durch die zufälligste aller Empfehlungen geraten und entdeckte zu meiner Freude, daß es sich mitten in der Stadt befindet. Die Hotels bersten von Menschen. Ich kenne niemand in der Stadt, bekümmere mich um niemand und gehe umher ohne Plan. Ich fahre mit der Elektrischen nach irgendeiner Richtung und suche zu Fuß den Rückweg. Nach Mitternacht komme ich zu meiner Schlafstelle. In der Frühe wecken mich die Kirchenglocken, es sind zwei, drei, vier, fünf und sechs aufeinanderfolgende eintönige Schläge, die von dumpferen Glocken ebenso eintönig beantwortet werden. Zeitig wie die Besucher der Frühmesse bin ich auf der Straße und nehme teil an den höflichen Begrüßungen zwischen dem jungen Inhaber eines Milchgeschäfts und seiner aus Frauen, Arbeitern und Mädchen bestehenden Kundschaft. Die Frauen kommen mit ihren Flaschen, die Männer sitzen ein paar Minuten an den steinernen Tischchen, um ihren Milchkaffee zu trinken. Die Straße, an der ich wohne, ist eine der längsten der Stadt, sie ist schmal wie eine Tanne, und auch ihre Nebenstraßen sind schräg wie das regelmäßige Gezweig einer Tanne. Man sagt, daß durch diese Schlucht von Häusern die aus dem Norden kommenden Fremden früher mit ihren Reisekutschen zur Stadt hineinfuhren; die Straße endet an dem Stadttor der Piazza del Popolo. Ein altes und wohlerhaltenes Haus ist

an dieser Straße, das braun ist wie eine sonnverbrannte Haut; es trägt eine weiße kleine Marmortafel wie ein Pflaster. Hier wohnte Goethe. Der Ausgang führt durch das Haus wie ein Tunnel und endet in einem sonnigen und luftigen Garten mit Palmenwedeln, Siryngen und kiesbestreuten Fußwegen.

Ich hielt bis jetzt jene Stahlstiche, die römische Bauten darstellen und die man daheim zuweilen an den Wänden von Studierzimmern und in den Mappen der Kunstfreunde sieht, für Seltenheiten. Diese römischen Veduten, schwarzweiße Abbilder zerfallener Triumphbogen, Aquädukte, Säulengebäude und Kirchen, bilden eine Art für sich; hier nun finde ich die düsteren Blätter überall in den Fenstern der Antiquare wieder, in der Gesellschaft alter Brokate, Möbel, Marmorbruchstücke und seltener Bücher. Zugleich entdecke ich sie selber überall, diese Reste einer majestätischen Baukunst, Fassaden der Renaissance, alte Patrizierhäuser mit Söllern und flachen Dächern, von denen die Bauart der ältesten Bürgerhäuser des alten Köln noch jetzt ein Nachklang ist. Schließlich sehe ich in Rom nichts anderes mehr als diese Veduten. Ich empfinde den tiefen Reiz dieser vom Zerfall umwitterten Physiognomien, ich finde in der Tat, daß sie ihr Geheimnis nur der geduldigen Radiernadel erschließen. Das Malerische um sie her ist der Alltag, das Gras auf den Sims, die Buntheit eines Blumenverkaufsstandes oder der vorüberwehenden hellen Frauenkleider.

Diese Stahlstiche in den Fenstern der Antiquare sagen mir zuweilen erst nachträglich, was ich auf meinen Gängen gesehen habe; zuweilen suche ich die Urbilder wiederzufinden, aber anstatt sie wiederzufinden entdecke ich neue und fühle noch vollkommener die Freude, hier zu sein. Durchdrungen von der Kraft einer ganz besonderen Atemluft, von einer Fröhlichkeit, die sich gern bewegt, finde ich es selbstverständlich, daß viele Häuser Denktafeln mit den Namen be-

rühmter Männer tragen, die Jahre ihres Schaffens in dieser Stadt verbrachten. Ich tauche den Blick in tiefe Straßenschächte, weide ihn auf Plätzen, die rund und strahlend sind wie die Sonne und suche das Bauwerk zu vermeiden, das den Hügel des Kapitols in eine Kinowand verwandelt. In den Gassen, die diesen Hügel umgeben, gibt es altertümliche Garküchen, dort rösten enthauptete Hämmel über dem Kohlenfeuer, gelb, braun und schwarz mit Brandblasen und verkohlten Hautstellen, ein Anblick für Kannibalen. Das Volk ist untermischt mit Rotweingesichtern, mit zierlichen raschen Mädchen, die wie die Polizisten zu zweit an den Ecken stehen und das doppelte Blickfeld überwachen. Der Glanz einer in der Nebengasse versteckten Apotheke, die als Sprechzimmer des Arztes dient und deren Schränke, Töpfe und Wagen ein kleines Museum bilden, das Singende einer Kneipenüberschrift, die schwungvolle Aufschrift eines Modeladens hat etwas Fernöstliches und ist doch so europäisch. Das Leben dieser Stadt ist durchtränkt von Symbolen. Die Häufigkeit der Kirchen, die Haustüren unter den mit Rosen und Glühlämpchen umkränzten Heiligenbildern, das Bild der Gottesmutter unter der Decke des Wurstladens oder der Kneipe erinnert an Moskau. Es kommt mir zum Bewußtsein, daß selbst der Kreml in Moskau mit seiner von Zinnen gekrönten roten Mauer ohne die italienischen Vorbilder nicht denkbar wäre, daß die Kasanische Kathedrale in Petersburg nichts ist als eine Nachbildung der Peterskuppel; selbst die windschiefen, mit Säulenvorhallen gezierten Holzpaläste in irgendeiner Gouvernementsstadt der russischen Steppe sind noch Kinder von Rom. Peter der Große war der Sohn eines italienischen Architekten; Tschadajew's „Verneinung“ Rußlands, die uns als der echtste Ausdruck der russischen Seele erscheint, ist ein Kind der römischen Logik; Wladimir Solowiew ist zwar Byzantiner, sein tiefes religiöses Gefühl wendet sich fragend über die russi-

schen Grenzen nach Ägypten und an das ökumenische Byzanz, aber es verweilt schließlich wie gebannt bei dem scharfen Umriss von Rom.

Dieses ziellose Wandern nimmt kein Ende, es ist ein labyrinthisches Spiel. Abends, mit der Tasche voll Orangen, befinde ich mich plötzlich vor der Trinità de'monti; ohne gestiegen zu sein, fühl ich mich dem Himmel näher; mir ist als stünde ich auf der Himmelstreppe; ich sehe wie im Traum die Spanische Treppe hinab und gehe auf der Höhe weiter, durch eine dunkle, noch knospende Allee, auf deren Mauern Liebespaare plaudern. Unten liegt die von Lichtern glänzende Stadt; ich tauche die Hand in ein Brunnenbecken; es ist ganz dunkel geworden, ich wandere zwischen Gärten einen gebogenen Fahrweg hinunter und verliere mich wieder in steinernen Gassen. Endlich sinke ich auf eine Bank, vom Rauschen des Wassers eingeschlüfert, das den großen Brunnen eines von roten Häusern und geschlossenen Toren umgebenen Platzes entströmt. Der mittelste dieser Brunnen ist eine Grotte und ein Obelisk, er ragt vor der Kirche, die den Circo Agonale beherrscht. Die Kirche ist zwischen vielen schmalen und ernsten Palastgebäuden die Mitte; in der Höhe ihres Giebels sind die Fenster des Nachbarhauses geöffnet, die Täfelung der beleuchteten Decke ist von unten sichtbar. Die Bogenlampen strahlen ohne die Schönheit dieses fast menschenleeren Platzes zu zerstören, dennoch wünschte ich, daß sie erlöschen möchten, denn dieser dunkle Platz ist für das Leuchten der Gestirne geschaffen.

Es ist Sonntag.

Ich höre wieder das eintönige Geläute der Kirchenglocken. Dieses metallene Klopfen, das härter und höher ist als die Stimme des Ausrufers auf dem Turme der Moscheen, erzeugt eine seelische Spannung, die kaum ins Bewußtsein tritt, aber zu irgendeinem Erinnern bereit macht. Es ist eine gewisse Anzahl und Art der Schwingungen, die genügt, um eine

eigentümliche Regung hervorzurufen. Es ist als vermöchten schon diese Tonschwingungen das Gefühl der Zugehörigkeit zum Christentum wach werden zu lassen; ich fühle plötzlich, daß diese Glockenschläge mich durch die Stadt treiben und daß für dieses Gefühl die Türen der Kirchen offen sind, hunderte sind bereit, mich aufzunehmen. Die meisten sind kühl und leer, denn es ist noch früh. In der ersten Kirche finde ich die schwarze und trockene Feierlichkeit eines Totenamtes; nur wenige Personen nehmen an den Zeremonien teil; beide Flügel der Kirchentür klaffen auf, das Tageslicht fällt herein, der Sarg wird im Zuge hinausgetragen, das Tor wieder geschlossen; selig sind die Toten, die in Rom sterben. In der zweiten Kirche erwacht mit dem ersten Posaunenruf der Orgel die heitere Buntheit eines festlichen Sommermorgens. In der dritten knien Frauen; eine Heilige ruht in einem gläsernen Sarg, seltsames Bündel von vergilbtem Atlas und silbernem Schmuck, Märchen-
traum von Schneewittchen, in das Dämmerlicht einer fast vergessenen Seitenkapelle eingezogen.

An diesem Morgen, der frisch ist wie der Tau, gehe ich durch das Gittertor der Villa Umberto. Ich gelange in einen Hain von schattigen alten Bäumen; auf der Anhöhe in der Nähe eines künstlichen altrömischen Landhauses sind junge Mädchen ins Gras gelagert, die ihr Frühstück einnehmen; wenige Personen spazieren in den schwarzen Alleen, ein Weiher glänzt, ich befinde mich auf einer offenen Ringstraße, die zu einem Wäldchen hinüberbiegt, das Wäldchen beherbergt einen Wald von Büsten, die Namen halbvergessener Römer tragen; ins Freie hinaustretend befinde ich mich auf einem Hügel, zu dessen Füßen die Stadt liegt. Ich habe dieses Bild schon irgendwo gesehen, ich bin auf dem Monte Pincio. Eine Gruppe von Priesterzöglingen steht am Steingeländer, die Kutten sind schwarz, violett gesäumt und ein wenig unsauber; doch jede Gestalt steht schwarz

und schlank gegen die Helligkeit, es sind englisch sprechende junge Leute mit Sportgesichtern. Eine ungeheure Stadt liegt weißlich im Sonnenschein, eine steinerne Landschaft, durchzogen von Wildnissen und aufgedeckten Gärten, ein unvergleichliches Gemisch von Natürlichkeit und Menschenwerk, eine Landstadt im vollkommenen Sinne, aus dem Bäuerlichen erhoben zu einer Stadt des Adels, der Priester, der Architekten und Soldaten in einer unendlichen delphischen Luft.

In einer der schmalen Straßen zu Füßen dieses Hügels steht zwischen den Nebengassen eine graue Kirche, dem heiligen Anastasius geweiht; dieser griechische Name an einer römischen Kirche zieht mich an; zu ihr gehört das griechische Seminar, man wird dort vielleicht keine Griechen finden, wohl aber die Abgesandten slawischer und arabischer Grenzvölker, die irgendwann in ihrer politischen Geschichte das orientalische Universum verlassen und die Einigung mit Rom vollzogen haben. Die Tür ist offen, die Kirche ist fast leer, aber der Gottesdienst hat begonnen. Priester und Akoluthen in weiten braunroten Prachtgewändern amtieren; vor der Bilderwand stehen Mönche in würdigen Stühlen, ihre Mützen, ihre schwarzen Bärte erinnern an die Zauberer von Chaldäa; auf der anderen Seite stehen die Schüler des Seminars, die schürzenähnlichen Gewänder der Priesterlehrlinge sind von einem stumpfen Blau mit roten breiten Gürteln. Man feiert die Liturgie nach dem östlichen Ritus, die Verbeugungen sind tiefer, die Bekreuzigungen gehen von rechts nach links, der Gesang ist orphisch, der Altar wie ein Herdfeuer, und der Umzug des Klerus mit den Fahnen und den symbolischen Geräten im Vordergrund des kleinen Kirchenraumes ist wie eine Expedition um die Welt. Die Waller strecken die Hände zur Reinigung gegen die Kerzenflamme, am Eingang des Allerheiligsten steckt der Priester jedem einzeln das geweihte Brot in den Mund, sie gehen kauend, mit geschlossenen Augen und zusammen-

gelegten Händen an ihre Plätze zurück. Dieser Gottesdienst ist ein Alibi, kein Symbol für die Wiedervereinigung der beiden großen Schwesterkirchen. Nur in Petersburg und bei einer Liturgie in der Kapelle der heiligen Barbara in Wien und in der Wiener Mechitaristenkirche fand ich diese Erhebung der orientalischen Langatmigkeit in das freie künstlerische Spiel, das nicht ermüdet.

Es geht auf den Mittag. Rom ist wie eine einzige Opferschale. Jetzt sind in allen Kirchen die Gottesdienste; die Altäre funkeln, die Geistlichkeit steht in Parade im Dampf der Weihrauchkessel, im Getöse des Anrufs, im Schweigen atembeklemmender Augenblicke; und dieses Gewaltige vollzieht sich heute in allen Turmhäusern und Kapellen der Welt. Die Künstler früherer Generationen kamen nach Rom, um dem Geist der Antike zu begegnen; für mich überglänzt und verdrängt in dieser Stadt die Kirche alles andere. Das Kirchliche in ihr ist der sichtbare Niederschlag einer geformten Geistesmacht, die Europa trägt wie das Gerüst eines inneren Bestandes und bereit ist, noch mehr als Europa zu tragen, denn in dieser Macht ist vieles was größer erscheint als Europa; Europa, bebend und dürr geworden in den Stürmen der Zeit, beginnt dieses Geheimnis zu begreifen. Noch ist in diesen Stürmen Rom der Inbegriff alles dessen geblieben, was gefestigt und saftig scheint und auf geschriebenem Gesetz besteht. Aber es ist das Phänomen der Zeit, daß sie begonnen hat sich mit diesem Kirchlichen an der Seite des Lebens auseinanderzusetzen und die Fülle seiner magischen Mittel zu erkennen. Die magischen Mittel, die sich immer mehr in den Händen der Priester sammelten, sind jene, von denen glückliche Völker gezehrt haben; sie lagen in der Breite, dem Glanz und der Kraft des Mysteriums, das lebendiger war als dieses Kirchliche, und auf das sich eine Gesittung und Einheit baut, die größer ist als was heute als Gesittung und Einheit dasteht. Diese geistige

Substanz ist gleichsam von einer einzigen Anstalt an sich gezogen, weggeschlossen und um das Weggenommene von anderen Völkern vermehrt worden, um das Schatzhaus der sichtbaren Kirche zu füllen. Es ist als sei das Wissen der Völker in das Grab gelegt und darum das Leben der Menschen so arm und maßlos geworden, um zuletzt noch der pessimistischen Suggestion des römischen Rechts zu erliegen. Ein Kampf um diese magischen Mittel zieht herauf, denn sie gehören in die Mitte des Lebens. Dieser Kampf wird aufwühlend sein wie der Kampf, den die Kirche des Mittelalters gegen die Ketzer, die Zauberer und die Tempelisen führte. Nein, aufwühlender und abrechnender. Er wird Atavistisches entfesseln, aber auch das Göttliche freimachen, das schlummert.

Ich sah in diesen ersten Tagen die Peterskirche nur aus der Ferne. Die Kuppel ruht wie eine schlummernde Wolke vor dem milden blauen Glanz der sabinischen Berge. Plötzlich öffnet sich die Enge eines lärmenden Straßenzuges; der Obelisk steht in der grauen Wüste des Platzes in der Mitte des Säulenhalkreises wie der Zeiger einer Sonnenuhr; felsiger Eingang in die Höhle des Löwen, unendlicher steinerner Boden dieser braunglänzenden Halle, großes Goldoval über dem Altare, erfüllt vom Glühen des westlichen Himmels. Der felsige Ernst des Bauwerks liegt in einer Landschaft von Gärten, Äckern und Weinbergen, vor ihm breitet sich ein proletarischer Stadtteil. Eine Gasse trägt den Namen Ferrer. In winkeligen Straßen poltern rote Trambahnen, an engen Plätzen sind Wirtschaften, Ansichtskartengeschäfte, Wechselbuden bis hin an das helle weitgeschwungene Flußbett des Tiber. In einer Seitenkapelle des Domes stehen die beiden Säulen des salomonischen Tempels, barocke Schäfte wie Trophäen in der Schatzkammer. An einem Pfeiler ist das weiße Grabmal der Stuarts, Männerköpfe wie Gemmen in den Marmor geschnitten, römische Elegie, in der

die schottische Ballade endet. Aus der Ferne des Raumes dringt Gesang; Knabenchöre, respondierende Männerstimmen; er entströmt einer von feierlichem algenfarbenem Licht erfüllten Kapelle, deren Vergoldung bis zur Galerie der Orgel hinaufsteigt. Das Volk zusammengedrängt im Stehen und auf unbequemen niederen Bänken bewundert die weißen Spitzenmäntel, die violett gesäumten Schultermäntel aus Maulwurfspelz, die berufenen Gesichter der Prälaten in den Chorstühlen. Hinströmende Litanei, geheimnisvoll wie der Gesang der Äbte in mongolischen Klöstern, tiefe Übereinstimmung zwischen der römischen und der tibetischen Liturgie, deren eigentliche Sprache nicht Grammatik sondern Atem ist, dieselbe Wirkung zeugend, vom Zufälligen unabhängig geworden, aber in ihrer Bedeutung fast erloschen und vergessen. Die ungeheurere Kirche ist fast leer. Sie ist zu groß für eine Stadt von heute, sie ist aus dem Pfennig aller Gläubigen entstanden, aus dem Ablaßgeschäft, das den deutschen Aufruhr ausbrechen ließ; eine Anstalt wie diese kann nicht aus der Nähe leben, das Volk der Nähe betrachtet sie gleichgültig. Rom ist groß, es lebt seit einem Jahrtausend mehr vom Mark und Blut der nördlichen Völker als aus dem eigenen, und von den Deutschen am meisten, von jenen Sachsen an, die durch Karl den Großen zu Tausenden geschlachtet wurden bis an das Ende des Kaisertumes, das ein römisches Erbe war und sich spaltete und dem Ansturm von gestern erlag. Vielleicht wird dieses geistliche Rom noch eine Zeitlang am Leben bleiben, wenn es wie das weltliche Imperium der Verfallszeit den vorletzten Schritt tut und sich im Körper seines kräftigsten Unterworfenen selber festsetzt, jenen Römerkaisern gleich, die jahrhundertlang aus dem Rheinland über das Imperium herrschten. Oder es müßte sich selber auflösen und den Schritt des höheren Glaubens wagen wie Petrus, der aus dem Schiffe trat und seinem Herrn auf den Wellen entgegenging.

Immer wieder kehre ich jetzt in dieses Stadtviertel zurück. Offenes Tor an einer kleinen Gasse; leblose Straße, die bergan steigt. Ich gehe aufwärts und begegne niemand; ich durchschreite dunkle Torwölbungen und befinde mich mit einemmal auf einem der schweigenden Plätze des Vatikans. Wie in Fels gegraben und von Mauerbogen beschattet führt der Burgweg aufwärts in den Hof der Schweizerwache. Ruhevolle, symbolische und uralte Hoheit des Kirchenstaates, aus den Katakomben emporgewachsene Saat des gewaltlosen Staates, dessen Idee stärker ist als Heeresmacht; seltsames Zeichen des Herrschertums über allen Kirchentüren der Stadt, Krone und Schlüssel mit dem Wappen des regierenden Papstes, eigentümlich bastardiertes Wappen, dessen obere Hälfte den Kopf des kaiserlichen Adlers zeigt, im unteren Felde aber, das blau und gelb geteilt ist, das einfältige Abbild einer Dorfkirche. Deutschland, das von Konvertiten wimmelnde Deutschland von heute, das Bistümer wiederherstellt, die seit der Reformation aufgehoben waren, huldigt nach seinem Niederbruch dem Hohepriester von Rom in ungeheuerlicher Treue. Wir wissen, daß die römische Kirche, diese mächtigste und einschließliche Anstalt, die jemals da war, sich anschickt, die Regierungen der Welt zu regieren. Niemals war die Zahl ihrer Legaten größer als jetzt wo die Trümmer mächtiger Staaten die Welt verpesten. Niemals waren die Fäden, die in den stillen Gemächern des Vatikans gesponnen werden, zarter und umfassender als jetzt, wo aus dem vergossenen Blut der Völker die Schatten aufsteigen, Vorboten einer höheren Katastrophe. Aus den Völkern drängt sich vulkanisch das Wort. Man sagt, der Weg zum Papste führt in diesem Hause durch eine unendliche Reihe von Galerien und Vorzimmern. Der Eindruck dieser betäubenden Distanz muß jedes Wort ersticken, das aufflammen will ehe die Zeit gekommen ist.

Der Weg zur Sixtinischen Kapelle führt durch Säle, in

denen die weißen Marmorleiber griechischer Götter versammelt sind, durch Galerien, deren Wände auf kunstvollen Tafeln die Landkarte grüner Provinzen und blauer Meere entfalten, und durch kahle Treppenwinkel. Dann aber träufeln die Farben des dämmernden Raumes aus Wolken und Regenbogenfarben den lauen Regen. Schmale Tür als Einlaß, Fremde aus allen Nationen, Mädchen von schwedischer Schlankheit; auf einer der niederen Sitzbänke leuchtet das Scharlachrot eines Priesterkleides. Im Strom der Fremden in den Sälen, vor den Wandbildern Rafaels sammelt sich noch mehr von dem lodernnden Rot; einer aus der Gruppe liest halblaut den Kommentar aus einem deutschen Buch. Die Aussprache ist westfälisch. Andere von diesen Mittelalterlichen Rotgekleideten sind Landsleute aus Schlesien, aus der Schweiz und aus Schwaben, kraftvolle junge Köpfe der deutschen Rasse, bäuerliche und aristokratische Gesichter im Übergang vom Offizier zum Gelehrten. Es sind Germaniker, deren Kollegium von Ignatius von Loyola gegründet wurde, um Zöglinge aus allen Ländern des heiligen römischen Reiches deutscher Nation aufzunehmen. Dieses Kolleg war einst das vornehmste Werkzeug der Gegenreformation; auf die an der Quelle von Rom geholte Bildung stützte sich die Vehemenz des Gegenangriffs gegen die wittenbergischen Kanzeln, vielleicht ist es heute noch eines der starken römischen Werkzeuge. Der Streit zwischen Rom und Wittenberg, der einst ein Streit der Gewissen war, ist längst ein Streit der Seminare geworden; der kirchliche Protestantismus, zeitgebunden wie Luther, der das Volk sich selber überließ und ein Diener wurde, weil für ihn die Hoffnung eines sich erneuernden Kaisertumes auf den Fürsten ruhte, offenbart sein menschliches Teil, und dieses Teil ist römisch beamtenhaft, gelehrtenhaft, soldatisch bereit, sich einem höheren Rom unterzuordnen, das nicht da war und nicht kam. Es ist

nun als wolle die heimliche Teleologie des Geschehens diese Rückkehr des Luthertumes zum alten Rom, als solle schließlich nach Jahrhunderten des Kampfes das Werk des Augustinermönches zur Trophäe werden, eingereiht neben das Werk seines iberischen Gegners in den thesaurus ecclesiae. Es gab schon einmal eine Zeit wo die Unruhe der Menschen so groß war, daß Rom erbebt; es war die Brandung, die sich vor der beschwörenden Handaufhebung des heiligen Franziskus stillte. Die Bewegung des kirchlichen Protestantismus legt sich jetzt mit müder Welle zu Füßen des Felsens, aber schon hebt sich die nächste gewaltige Welle aus dem Unendlichen, sie kündigt das neue Ringen um den universalen Gedanken, vor dem die römische Institution nichts anderes ist als eine kephische Sekte, eine Verschließung des Evangeliums, ein hierarchisch geordneter Kosmos, der zu eng geworden ist. In dieser Unruhe vollzieht sich etwas wie die Rückwälzung der Welt zu ihrer Seele; in dieser Unruhe sind Sehnsucht, Angst und Haß, die drei Wurzeln der Liebe und der Seele, in ihr ist ein Suchen dessen, was ewig im Norden liegt. Durch zwei Jahrtausende hat Deutschland an Rom den Tribut entrichtet, es empfing von Rom ein wenig vom Glanz seiner Südlichkeit, es zahlte den Tribut an Rom in den verstümmelten und verbrannten Urkunden seines eigenen Wissens, in seiner beispiellos blutigen Geschichte, in seinem tragischen Schicksal. Plötzlich erscheinen mir diese blonden Rotgekleideten hier in den Gemächern des Vatikans wie die letzten Geiseln aus den Völkerkämpfen der Frühzeit, ihre Kleidung ist aufreizend und brüllend wie der rote Leu der Alchimie. Diese von dem Basken gewählte Kleidung ist rot wie die Leidenschaftsnatur entfesselter Kräfte, bestimmt, jenen anderen entfesselten Kräften zu begegnen, deren Farbe ebenfalls die rote ist; vielleicht werden einst diese durch das Feuerbad von Rom Gegangenen in die Kämpfe eingreifen, die heraufziehen. Aber diese römisch Gekleideten sind doch

Fleisch vom Fleische einer Jugend, die jetzt in einer Unruhe sondergleichen fern dem Getriebe einer älteren Generation die Landstraßen und die Wälder von Deutschland durchwandert, sicheres Zeichen, daß die Not keines Volkes tiefer ist. Die Linie der kommenden Kämpfe wird durch Deutschland gehen.

In den von Spiegelscheiben glänzenden modernen Straßenzügen erstaunt mich der mit Nüchternheit zur Schau getragene Reichtum neu gegründeter Banken. Dieses Emporschießen der Banken in allen Ländern ist wie das Zeichen einer tropischen hinterirdischen Vegetation, der beamtenhafte Charakter dieser Institute vergrößert noch den Eindruck ihrer Undurchdringlichkeit. Diese Banken und ihre mit goldenen Ziffern bedeckten Marmorschilder mit ihrem Beigeschmack von hoher Politik und anonymen Interessen vermindern keineswegs den Eindruck von Rom, sie fügen ihn leichter zu allen Erscheinungen der Oberfläche. Abends in den Weinwirtschaften des Volkes höre ich die derbe und singende römische Sprache, die im Tonfall zuweilen an die russische erinnert; weder das Deutsche noch das Französische hat diese Geigensaite. Es ist mir als sei dieses Volk im Dunst des braunen Weines sehr behaglich gebettet, es hat seine Zeichen der Erstickung, die kurzen und fetten Leute, deren Augen im Schatten liegen und körperliches Leiden, kurzes Leben verraten. Immer ist das niedere Volk brav und ergeben, unmündig und gelassen, immer mit irgendeinem Fest, einer Trauer, einem Gerücht beschäftigt; es betrachtet nicht unwissend, doch in tiefer Geduld den Pomp und die große Geste, die aus der Stadt emporwächst und den Fremden überwältigt, es ist katholischer als die Priesterkaste, die es selber hervorbringt; dieses römische Volk errichtete dem Giordano Bruno ein ehernes Standbild auf demselben Platz, wo einst die Kirche den Mönch verbrannte, es gab jener Gasse im Schatten des Vatikans den Namen Ferrer, und es

hält die Gesinnung der uralten Kommune aufrecht, die im Alltag nichts ist als die Verwaltung des Bodens, des Wassers und des Raumes zum gemeinen Nutzen, aber bei erschöpfter Geduld die blutige Erhebung gegen die Vorrechte der Großen. Einst gab es selbst im russischen Volk eine Zeit, wo die unter der Versklavung ihrer Kirche leidende russische Seele durch den Mund ihrer Dichter nach Rom verlangte; sie glaubte in der Versklavung der Kirche die Ursache der Versklavung des Volkes zu erkennen, sie ersehnte die Befreiung dieser Kirche wie sie die Freiheit selber ersehnte. Das russische Volk hat als das erste diesen Traum abgeschüttelt und sich aufgemacht sein inneres Wesen zu gestalten; es löst sich in Blut und Schmutz von Byzanz, seiner geistigen Mutter, es erneuert zugleich die alte Absage an den Westen, dessen Geist der römische ist; auf den weißen Christus wartend steht es in der Empörung gegen das Gesetz, das römisch, byzantinisch und jerusalemisch ist, ganz Sinn und Geist des Alten Bundes. Moskau, das von den Plebejer- aufständen der Römer lernte und die Namen der Gracchen auf seine Mauern schrieb, ist selbst für das Volk von Rom ein Aufruf geworden, ein Name, der die Zögernden hinwegreißt über die bürgerliche Geste fröndierender Freidenkerparteien in die trotzigen und drohenden Windstöße neuer Völkerbewegung. Rom und Moskau sind Ähnlichkeiten, aber in diesen Ähnlichkeiten ruht die stärkste Analyse, die das jetzige Europa aufdeckt; auch Moskau ist mehr geworden als nur ein geographischer Begriff.

Ich komme vom Colosseum. Ohne noch zu wissen wo ich mich befinde, sehe ich die weißen Trümmer in der von Büschen und Lorbeerbäumen bestandenen Wiese. Zur Linken erhebt sich mit steilen Terrassen wie aus Stein geschnitten ein brauner Hügel, eine Burg in einem Wald von Zypressen. Es ist der Palatin; sonderbare Ähnlichkeit mit der Burg von Lhassa. Niemand begegnet mir auf dieser Grasweide zwi-

schen der ländlichen Kirche, die in dieser Wildnis steht und den hohen Säulen der Tempel, die an die Häusermenge der Stadt und an den Lärm der Straßen grenzen. Ein kleines Holzschild nennt schließlich den Ort; es ist die Heilige Straße. Rätselhaft, warum das Forum von Rom weder erhalten blieb, noch daß seine Trümmer ganz verschwinden konnten; rätselhaftes Werk der Selbstzerstörung. Mitten in diesen Trümmern ersteht mir plötzlich Cäsars Gestalt.

Was an der durch Plutarch überlieferten Lebensbeschreibung auffällt, ist, daß der Grieche seinen Bericht damit anfängt, Cäsar als einen vornehmen Lebermann zu schildern, der fast durch einen Zufall ein großer Feldherr wird. Plötzlich erkennt sich dieser Feldherr als ein Werkzeug des Schicksals, und sein Leben wächst in das Erhabene. Mitten in den Bericht über die politischen Verwickelungen, die Reisen und die Feldzüge setzt Plutarch die ägyptische Episode, die Beziehung des gereiften, alternden Mannes zu Cleopatra. Das Bedeutende dieser faustischen Verbindung vollzieht sich aus dem Triebhaften; nichts wirkt gleichnishafter als diese Schicksalsverknüpfung. Schließlich schildert der Grieche die Rache für die Ermordung des Cäsar an Brutus und Cassius durchaus als das Werk einer unsichtbaren Schicksalshand. Kann diese Schicksalshand dieselbe sein, die Cäsar, allen Warnungen zum Trotz, am Iden des März aufs Kapitol führte? Ist es dieselbe Hand, so offenbart sich da ein Spieler, der gleichsam mit sich selber Schach spielt. Ist es aber nicht dieselbe Hand, wer sind dann die unsichtbaren Gegenspieler, die Menschen wie Schachfiguren benutzen und ihre Gunst oder Mißgunst einzelnen Sterblichen zuwenden wie die Götter des Homer? Es bleibt noch eine dritte Deutung möglich, nämlich die von einem verborgenen größeren Schicksalsplane, der nicht nur das Schicksal einzelner Menschen gestaltet, sondern über dieses hinausgeht und erst den zuletzt Geborenen verständlich wird. Der Ge-

stalt seines Helden gegenüber scheint sich in der Sympathie des Plutarch etwas wie eine Wandlung zu vollziehen; je mehr sich dieses Leben ins Allgemeine erhebt, desto größer wird der menschliche Abstand des Geschichtsschreibers seinem Objekt gegenüber, und zugleich tritt er ihm in einer höheren Sphäre der Betrachtung näher. Warum sagt Plutarch so wenig über die letzten Beweggründe des Brutus? Warum erweckt Brutus Sympathien fast gegen die Absicht des Plutarch? Tat nicht Ephialtes, der den Leonidas verriet, ähnliches wie Brutus, nahm der Verräter nicht dasselbe Odium auf sich? Plutarch will vielleicht ein einmal wachgerufenes Widerstreben des Lesers gegen Cäsar nicht ganz beschwichtigen; durch diesen Zug wird seine Lebensbeschreibung zum Dokument eines der merkwürdigsten irrationalen Geschehnisse. Plutarch war Priester in Delphi. Die späteren hatten es leicht, zu sagen, daß ja im Reiche des Cäsar, das eine Wiederholung des Alexanderreiches war, der Christus geboren wurde, daß unter der furchtbaren römischen Herrschaft über Judäa der Messias wie ein Wasser aus dem Felsen sprang, und daß die Übung der äußersten Gewalt den Plan einer seelischen Weltverwaltung aus uralten Vorgefühlen entbunden und bis zum Wurf einer neuen Saat gesteigert habe. Daß aus dem cäsarischen Machtbereich schließlich die stärkste Gegenwirkung gegen die Gewalt hervorging, setzt Brutus in eine mystische Verbindung mit Jesus, es reiht Cäsar in jene Spezies von Herrschern, die sich bis heute in Kaisern und Päpsten fortsetzt. Pilatus, aus der Aristokratenschule und aus dem Generalstabe Cäsars hervorgegangen, erscheint in seiner soldatischen Ehrlichkeit und in seinem politischen Opportunismus als der Typus des Offiziers überhaupt; der Offizier ist der im Gebrauch der äußeren Macht am besten geübte, in seinen Rang gestellte Mensch, er versagt vor der letzten Lösung. Der römische Centurio hat sich in den römischen Priester verwandelt, so

wie wohl einst der Typus des preußischen Offiziers in einen neuen sozialen Führertypus übergehen wird; er steht dennoch der letzten Lösung nicht näher. Die Päpste, die Offiziere und Priester in einem waren, haben es nicht ändern können, daß das Abendland in seiner mit Kriegen, Entdeckungen und glänzenden Erfindungen ausgefüllten zweitausendjährigen Epoche kein anderes Ende fand als den Krieg, der die Großhölle unter den Kleinhöllen ist. Der cäsarische Weg, der ein Inneres nach außen kehrte, nähert sich dem Ende; viel Römisches ist schon in Trümmer gesunken, noch mehr des Römischen muß vergehen, wenn Christus leben soll.

Ein Mann kommt auf den Wiesen daher, er sieht wie ein Franzose aus und scheint ein Lehrer zu sein. Er pflückt von einem Lorbeerbaum einen Zweig. Auf dem leeren steinernen Boden der Tempel begegnen mir zwei englische Offiziere in Khaki, straffe, übertrieben sauber gekleidete junge Leute mit dem Kodak, dem Reitstöckchen und dem Stadtplan in der Hand. Auf einer Stufe der Heiligen Straße sitzt eine englische Mutter mit ihrer fünfzehnjährigen Tochter, die ihr zärtlich begeistert den Arm um die Schulter legt. Amerikaner bummeln daher, ein Führer, der ein großes Buch unterm Arm mitschleppt, erklärt Grundrisse, Mauern, Kanäle. Welch ein Handwerk, auch nur zehnmal am Tage das Wort Via Sacra in englischer Aussprache zu wiederholen.

ENDE FEBRUAR SOMMERLICHER TAG. ÜBER GE-
wellten Wiesen stehen die schon fast Natur gewordenen
Mauerbogen einer antiken Wasserleitung. Silbergraue hohe
Pappeln an einem blumigen Bachlauf. Über dem ferner
werdenden Rom ein milchiger Nebel, der sich abends in
jener purpurnen Färbung der Campagnalandschaft rötet, die
das Entzücken und die Verzweiflung der Maler bildet.

Als ich zum erstenmal diese Röte über der römischen
Landschaft glühen sah, dachte ich an den Chemiker, der
mir erklärt hatte, daß diese Nebelglut einst das natürliche
Tageslicht unseres Planeten gewesen sei, ehe die großen jetzt
unter der Erde liegenden und zu Steinkohle gewordenen
Wälder den Kohlenstoff der Atmosphäre in ihre Lunge
zogen. Diese Feuchtigkeit ließ auch beim höchsten Sonnen-
stand nur gebrochene rote Strahlen durch.

Die südliche Umgebung von Rom erscheint als eine ge-
pfliegte Landschaft, satt und sonnig. Die Gehöfte stehen
in ziemlich weiten, fast regelmäßigen Abständen, dazwischen
Weingärten, sorgsam bestellte Felder, klug verteilte Wasser-
läufe. So etwa mag es in der Gegend zwischen Main und
Taunus ausgesehen haben zur Zeit der römischen Besiede-
lung. Kein italienisches Museum besitzt eine so reiche
Sammlung alter römischer Garteninstrumente und Hand-
werkszeuge, wie die auf den Höhen des Taunus gelegene
Saalburg; man bemerkt, daß die Geräte und Werkzeuge der
deutschen Bauern und Handwerker diese praktischen römi-
schen Formen bis heute fast unverändert bewahrt haben.
Vieles, was später den Gegenden des Rheins und seiner

Nebenflüsse zur Blüte diente, stammt aus diesen gesegneten lateinischen Feldern. Zuweilen scheint bei uns nur ein einziges Wahrzeichen der altrömischen Landschaft zu fehlen, die Pinie, diese schwarze Flamme der klarsten Landschaft, diese Gefährtin des einsamen Landhauses, die in ihrem charakteristischen Umriß wie nach einem ewigen Naturgesetz die Form ihrer eigenen Frucht wiederholt.

Die Felder, die wir durchfahren, verraten sorgfältige Bestellung. Die Anlagen der Rebengärten mit ihren schnurgeraden Reihen kreuzweis miteinander verflochtener Schilfrohre, an denen zuweilen noch ein paar lanzettförmige Blätter flattern; die früh gepflügten schimmernden Äcker; die pilzförmigen Strohdienen, die kunstvoll gestutzten und mit der Spitze ihrer Zweige aneinander geflochtenen Obstbäume, deren Äste gelegentlich als Aufbewahrungsort für Kleinholz dienen; in geraden Reihen gepflanzte Ölbäume, deren grau schimmernde Wipfel in der Mitte ausgeschnitten sind, um den köstlichen Glanz der Sonne wie in einen Becher aufzusammeln; Zitronenwälder, Baumgassen von höchster Regelmäßigkeit der Anlage und des Schnitts; das kunstvolle Gerank der Zäune, die uralte niederen, aus Feldgestein errichteten Mauern; das alles macht den Eindruck einer unerschütterlichen Ordnung, einer gesicherten Kultur, einer Erfahrung, die sich zu neuen Versuchen kaum entschließen wird, und eines festgewurzelten besonnenen Bauernstandes. Von der großen Stadt, die dort hinten liegt, hat sich vieles wie Gift und Gärung auf die Welt ergossen, Großes und Fruchtbare schuf der römische Bauer; hier fühle ich das Wesen dieses Bauern in seiner gesunden harten und herzhaften Natürlichkeit. Eine Zeitlang unterbrechen niedere Eichenwaldungen, deren welches Laub den Eindruck der Trockenheit hervorruft, das sanfte Wogen der Felder. In felsigen Einschnitten weiden Schafe, die grau wie die Steine oder rotbraun wie die frischgebrochene Erde sind; man

sieht Schluchten, deren Höhlen als Ställe und Keller zu dienen scheinen und sich bis in das gelbliche Grün der Saaten hineinziehen; diese wechseln dann mit dunkleren Feldern, auf denen das feinzerschlitzte Kraut der Artischocken und der Fenchelpflanzen gedeiht. Die kleinen alten Städte dieser Landschaft tragen wohlklingende Namen; Palestrina, Roccasecca, Cassino, Canello heißen einige dieser Orte; die schneereine Luft gestattet eine vollkommene Fernsicht. Am Horizont bleibt immer der Apennin, alpenähnlich kahl, blaßviolett mit seinem gletscherhaften silberglänzenden Kamm, der den Landleuten eine Verheißung auf gute Bewässerung ihrer Felder im kommenden Sommer ist. Niedere Bergzüge treten vor, vereinzelte und eigenwillige Köpfe, manche von ihnen breit, grau und kahl, fast lederweich verzogen; einer der mit seinen Runzeln und Buckeln an das verwitterte Haupt eines Elefanten erinnert, der andere schroff, von einem mittelalterlichen Kastell gekrönt. Kleine alte Festungsstädte erscheinen, jede ist auf ihren Hügel zurückgezogen, um das Land zu überschauen und ihren Bewohnern vor den Fiebern Schutz zu bieten; es kann nicht gar viele Jahrhunderte her sein, daß die Täler noch sumpfig und die Bewohner dieser Landschaften vor kriegerischen Überfällen nicht sicher waren. Unter einem gold-amethystenen Abendhimmel dämmert nun die Ebene. Mitten darin steht ein regelmäßiges Viereck kerzengerader Bäume; sie sind hoch wie Schiffsmasten, und nur die ungleich zerzausten Büschel, die sie als Spitzen tragen, verraten, daß es lebende Pinien sind. Diese stolze Naturmauer umgibt einen ganz mit gespenstisch weißem Filigran überzogenen Rebenacker. —

Gestern abend, in Neapel angekommen, suchte ich das Meer. Ich glaubte an den Instinkt und folgte einer Senkung des Terrains, die mich aus der Nähe des Bahnhofes durch geräumige und nicht übermäßig belebte Straßen in ein dunkleres und ärmlischeres Viertel führte. Ich sah

allerdings vom Wasser wenig, aber ich witterte es als nah, sah auch die Schiffslaternen und das Licht eines Leuchtturmes durch das Gitter, das einen Teil des Hafens zu verdecken schien. Endlich fand ich das Meer, wenn auch nur in einem Gericht dieser gebackenen, nudelartigen und fischähnlich schmeckenden Meerestiere, die man mir mit einem halben Liter dunkelroten Weines in einer von amerikanischen Italienern und weitgereisten Seeleuten besuchten Kneipe vorsetzte. Auf einer der großen eleganten Straßen, die ich dann durchquerte, sah ich eine zerlumpfte Frau, die gleichmütig und ohne sich umzusehen dahertrabte. Hinter ihr kam ein kleiner schiefbeiniger Junge, der ebenso unbekümmert ein Rädchen mit dem Stecken vor sich hertrieb und plötzlich auf einen Wink der Alten in eine Apotheke verschwand, um nach langem Verhandeln mit irgendeinem erbettelten Gegenstand zurückzukehren. In der Nebengasse zwischen Wurstgeschäften und Fruchtläden mit strahlend beleuchteten Madonnenbildern zeigte sich wie ein Bild hinter einer großen Glasscheibe die Häuslichkeit einer ganzen Familie, sieben Personen, Männer, Frauen und Kinder, nähend, schneidernd, bügelnd, schwatzend, hellbeleuchtet. Sie befanden sich gleichsam auf der Straße, sie waren fleißig als ob der Tag erst angefangen hätte. In der aufwärts steigenden Gasse leuchtet nichts als das Feuer einer Schmiede; ein Junge kommt mit einer Azetylenlampe die Gasse herab und setzt sie vor der Schmiede nieder, daneben einen mit Kresse und Dill bekränzten Korb voll Seemuscheln und einen kupfernen Topf mit Suppe. Die Bauart der Stadt in dieser Gegend erscheint düster, fast unheimlich mit ihren versteckten Toren und schmalen Straßen. Sie ist altertümlich, aber sie hält den Vergleich mit Rom oder mit den norditalienischen Städten nicht aus.

An diesen Gassen öffnen sich Gewölbe mit duftenden Weinfässern, mit Reihen von Korbflaschen, mit strahlenden

Heiligenbildern; durch die nackten Fenster sieht man in Stuben voller Menschen und Gerümpel, voll unbeschreiblicher Nippsachen, Öldrucke und Heiligenlampen, die zugleich als Nachtlichter dienen. In einem breiten Bett liegt ein schlafendes Kind, das Nachthäubchen auf dem Kopfe; hinter dem Fenster liest ein Mann beim Schein der Straßenlaterne die Zeitung, neben ihm sitzt eine alte Frau und strickt. Kleine Kneipen sind offen; man sieht schmausende Handwerker, Bauern in weiten Überwürfen, Frauen in Fransentüchern, am Schenktisch hemdärmelig die Wirtsleute, zehnjährige Knaben als Kellner, bauchige Weinflaschen und eine Menge grüner Mineralwasserflaschen, Schüsseln mit gebratenen Schweinsfüßen, dicke, aus Früchten, Kuchenteig, Käse und Gemüse gebackene Torten, Brote mit hineingemauerten Eiern, Zitronen mit Blättern daran und die Lieblingsspeise des Volkes, die weißen Fenchelknollen, die wie große Zwiebeln aussehen und deren Geschmack ein wenig medizinisch ist, wie der griechischen Mastika. Auf der Straße singen einem Personen helle Triller ins Gesicht, sie tragen Haargewächse und Glasbrillanten am Hinterkopf wie Papua-weiber. In der Tür einer Kneipe strahlt ein Trio von Musikanten fröhlichen Lärm aus, zerlumpte Kerle mit drolliger deklamatorischer Bewegung. Das niedere Volk von Neapel gilt als das verkommenste Proletariat der Welt. Warum nur, es gibt schlimmeres. Der Kutscher, der Gepäckträger, der Portier, der Kellner, der Muschelhändler, alle betrügen den Fremden leidenschaftlich, sie tun es mit einer unverhohlenen Freude an ihrer eigenen Geschicklichkeit und mit einer beinahe mitleidigen Teilnahme an der Wehrlosigkeit des Gegners. Man sieht ein, es ist das beste, sich wehrlos zu geben. Wovon soll denn das Volk leben als von denen, die das Geld haben? Das Leben ist so sehr wichtig. Brutus wußte was er tat; ein Volk, das sich nicht zu helfen weiß, ist verloren; ich finde dieses hier heiter bis zur Gutmütig-

keit, und weder besonders unzufrieden noch im geringsten drohend.

Ich besuche einen Freund. Er bewohnt das obere Stockwerk einer alten Villa über dem Golf. In sein Studierzimmer, das zum Dachgarten offen ist und in seiner Kühle den Duft eines frischen Straußes von Goldlack und Ixien trägt, fällt der strahlende Glanz des Meeres. Hier oben verspüre ich zum erstenmal, daß ich mich im Gebiet der blendenden Sonne befinde, die blauen Augen weh tut. Zu Füßen des Hauses liegt ein köstlicher Garten, unter dessen Palmen, Bambussträuchern und Oleasterbüschen sich Veilchen verstecken, man sieht in der Ferne den leicht hingezichneten Umriß von Capri, die Wolke des Vesuvs zieht aufs Meer hinaus, die von Gärten und Balkonen durchsetzte Stadt scheint wie aus hellem Tuff gebaut. Mein Freund, der schon viele Jahre in Neapel wohnt und Ausländer ist, spricht von der veränderten Mentalität der Italiener nach dem Kriege. Die Italiener, sagt er, sind ein aktiveres Volk geworden, selbst Süditalien beginnt das Morgenländische aufzugeben, das ihm früher anhing. Auch Neapel ist nicht mehr das Neapel vor dem Kriege, es ist nüchterner geworden. Die Bettelei und die Armut waren noch vor ein paar Jahren krasser als heute; Arbeitsamkeit, Sparsamkeit und jenes Streben nach Selbstbestimmung, das den modernen Italiener ausmacht, treten bestimmt hervor. Das ist das Endergebnis einiger hochmilitärischer Jahre, vielleicht aber auch die Spannung vor weit gesteckten nationalen Aufgaben; das ganze Volk ist wie von einer neuen reifen Jugendlichkeit. Der Italiener fühlt sich jetzt durchaus als der natürliche und vollberechtigte Nebenbuhler des Franzosen, er ist unternehmend und auf das Praktische gerichtet, er beginnt ein bißchen den Deutschen nachzuahmen.

Ich habe es mir angewöhnt, antworte ich, in fremden Städten, von deren Wesen ich mir ein Bild machen will, die

Aushängekasten der Photographen aufmerksam zu betrachten. In diesen Auslagen mit ihren Hunderten von Photographien in Kabinetformat, in Ansichtskartenform und in winzigen, filmähnlichen Bildern sieht man ja die Bevölkerung in ihrer besten Kleidung für Feste, Reisen, Hochzeiten, Konfirmationen zurechtgemacht. Jeder zeigt die Miene, die ihm die vorteilhafteste dünkt. Jeder sucht etwas vorzustellen, zu gefallen, zu imponieren. Nun, ich habe hier wohl auf den Köpfen amerikanische Strohhüte gesehen, aber sonst nicht gerade den amerikanischen Zug, den Sie meinen.

Es gibt vielleicht für das Auge des Nordländers kaum etwas Drolligeres als diese Selbstdarstellungen der Neapolitaner vor der Glaslinse, lacht mein Freund. Bei euch in Deutschland betrachtet man das Photographiertwerden ja als eine ernste, beinahe peinliche Angelegenheit, hier ist es nichts als eine Gelegenheit mehr zum Spaßmachen. Es ist wahr, man sieht Posen, Frisuren, Gesichter, Hüte, die für das Variété zusammengestellt zu sein scheinen; niemand macht ein Hehl daraus, daß er an starkem Essen und an allen kräftigen Genüssen des Lebens sein Vergnügen hat, man sieht wohl selten so unverschämte Bäuche, so fröhliche Hängebacken und so schwarze Augen, die neben ihrer Glut und Gutherzigkeit auch ein wenig Falschheit verraten. Man kann aber nicht anders, man muß den fröhlichen Radau der Gassen, den flinken, schlagfertigen Witz auf der Bühne der volkstümlichen Theater, das arbeitsame Getriebe in den Familien, das lerchenhafte Singen in aller Öffentlichkeit, den höflichen Eifer Fremden gegenüber, das schmatzende Schwelgen dieser Leute lieben, das gehört nun einmal hierher. Diese Stadt ist voller Gärten, ihre Gärten sind voller Blumen, ihr Hafen ist voller Schiffe, das Meer voller Segel. Das ganze, dieses Meer mit seinen Felsgebirgen, das euch immer wie ein Stück Theater erscheint, hat eine lange Geschichte, die voller Wechselfälle ist. In dieser Geschichte triumphiert

doch überall dieses plebejische und buntgemischte, zuweilen ein wenig negerhafte Gassenvolk. Der Reichtum des Landes hat immer fremde Eroberer herbeigelockt; und es ist nichts von ihnen geblieben als das edle weiße Marmorstandbild des jungen Konradin in der pompösen Kirche Santa Maria del Carmine; von der Herrschaft der Franzosen ist nichts mehr da, als das Datum der sizilianischen Vesper, von den Spaniern nichts als ein paar schwache Erinnerungen an Karl den Fünften, und schließlich von dem lustigen König Murat vielleicht eine verblichene goldgestickte amarantfarbene Schabracke. Haben Sie die Denkmäler auf den öffentlichen Plätzen betrachtet? Es sind Staatsmänner, Dichter und Politiker. Die Heroen Italiens aus der Zeit der Einigung, es sind keineswegs nur örtliche Größen, keineswegs nur Neapolitaner; aber der Geschmack des Volkes hat sich an ihnen ausgeprägt, es ist immer derselbe kleine geschwollene Herr mit dem Schnauzbart und dem Gehrock; einer sieht aus wie der andere, sehr bürgerlich, und jeder auf dem Postament wie ein Volksredner. —

Die Museen von Neapel sind ein Schatz Europas. Die Felsenwege des Posilipp, der Weg nach Sorrent, der Palmenstrand, all das schwingt in der Erinnerung derer, die einmal das höchst irdische Glück dieses Ortes genossen. Ich finde aber hier in Neapel das Schönste in den Juwelen des Meeres. Ich tat einen Blick in die an Land gehobene Meereswelle; diese Welle heißt die Zoologische Station.

Es ist die übliche kellerartige Grotte mit den Guckkästen. Aber sie zeigt Wunder, die farbiger sind als die des Mikroskops. Das Mikroskop vermag nicht viel mehr, als in das farblose Gewimmel der kleinsten Lebewesen einzudringen und die geheimnisvolle Ordnung im Gewimmel nachzuweisen. Hier aber vor diesen Glasfenstern hebt sich plötzlich der saphirne Deckel der mittelländischen See. Wer später wieder über diese Fläche hinsieht, der hat die Er-

innerung an die unergründlichen Geheimnisse im Palast des Poseidon, dem ist es, als sei er einmal in unausdenklichen Zeiten in die Tiefen dieses Meeres eingetaucht gewesen. Einst sah ich im Nordischen Panorama in Stockholm einen Versuch, die bepelzten Lebewesen des Polargebietes in ihrer Natürlichkeit darzustellen; aber es waren Tiere der Oberfläche, Möwen, Pinguine, Füchse, Bären; in dieser einzigen Zoologischen Station dagegen erschließt sich das südliche Meer als ein Zaubergarten, dessen Blumen im ersten Anschauen nichts als ein Entzücken des Auges sind, bis sie bei näherer Betrachtung ihre erschreckende und gleichnis-hafte Form enthüllen.

In den besonnten Wassern raufen fette Fische, deren Schuppen wie syrische Seidenstoffe schillern, vom Rande der hellen sattgrünen Algenblätter, die auf dem Sandboden ihrer Gefängnisse wachsen. Hier hausen rote Seesterne, gelbe, spinnenähnliche Tiere. Igel mit gestäubten purpurgefärbten Stacheln sind unbeweglich an Steinen festgeklammert. Selt-same Mollusken wachsen da mit taschenförmigen Köpfen, die wie Gerippe von Orchideen sind. Auf Felsenvorsprüngen beben Büsche von Tierpflanzen, Bambuswiesen der zartesten Stengel, die statt der Blätter papageienfarbene Sichelblätter tragen oder windmühlenartig angeordnete Federkiele. Hier sind Wurzelknollen, die mit malvenfarbenen Blüten besetzt sind ohne Stiele und ohne Blätter, rostfarbene Schnecken, porzellanene Muscheln, Lebewesen, die großen Edelsteinen, dunkelglänzenden Achaten oder alabasternen Urnen gleichen. Andere sind mennigrot wie von glühendem Eisen, oder wie kleine, daumenlange Röhren von rotbrennendem Glas. In irgendeinen Felsenwinkel dieser Gewässer drängen sich stachelige Fische, winzig klein, unnatürlich kalkweiß, kalkbraun und fleischrot, scheu wie Nachtschmetterlinge. Riesige Hummern wabern am Boden, die kleineren grünlich und braun gefleckt, die alten wie in braunes Elfenbein gepanzert, die

Augen schwarz wie Holunderbeeren, die Scheren schwer und furchtbar, die Fühler zart und nadelförmig. Stengellose Meeresblumen, geballt wie Schwämme oder zusammengefaltet wie Haarpinsel, wiegen ihre Fäden als ein Büschel leichenfarbener Blätter, wie welke Asterblüten. Andere sind von Orangenfarbe oder gleichen riesigen Chrysanthemen; ihr schwaches atmendes Sichöffnen und Sichschließen verrät mimosenhafte Empfindung. Zarteste Röhren aus Milchglas hängen biegsam ins Wasser herab; dort ist eine Oase der zierlichsten unterseeischen Palmen, aber ihre Stämme sind Säulen aus Stein, die oben in spitze, glatte Blätter ausbrechen und aus einem fahleren, unklaren Grau ins Violette spielen. Faustgroße rötlich gefleckte Krabben sind da, und kleinere, die geronnenen Blutstropfen gleichen. Einige bewegen sich wie unter einem Schirm, der nur zwei Beine hervorblicken läßt, wie ein japanischer Bauer, der bei Regenwetter durch seine Felder watet. Andere dieser homöopathischen Ungetüme erwecken den Eindruck, als seien sechs oder acht Männer in einen Sack gesperrt und als machten die Beine dieser Männer den vergeblichen Versuch zu marschieren. Ihr Tasten ist blind, ihr Wandern, ihr Auseinanderstreben ohne Ziel. Für einige dieser Tiere fehlt die Möglichkeit des Vergleichs. Sie sind unansehnlich und vogelähnlich wie gewisse Hühnersorten, oder auch formlos wie ein aufgeschlitzter Jutesack, aus dem ein paar lange rote Storchbeine hervorquellen. In einem Behälter sind Quallen verschiedener Art. Einige erscheinen zart, perlenhaft, wie schimmernde Blasen, sie schwimmen wie Bällchen in der Luft vollkommen durchsichtig oder schweben wie ein musselinener Fallschirm, in dessen Mitte der Magen wie ein gelbes Täschchen hängt. Andere erscheinen als zarteste Gerippe, fein wie Kreidezeichnungen auf einer Silberplatte, hinwehend wie Spinnweben, wie ein Atemhauch am Herbstmorgen linienlos. Auch farbige Medusen gibt es;

sie irisieren, sie spielen aus Perlmutterfarbe ins Gelbe, ins Bläuliche, in das zarte Rot der Heckenrose. Man sieht korallenartige Gewächse, übersät mit Knospen und mit Knöpfen, die Granatäpfeln gleichen oder gelb wie Schwefel sind. Ihre Nachbarn sind Aale, blauschwarz, wie Riemen zusammengefaltet oder bis zum Zerreißen wie Gummistränge auseinandergezogen, Tiere, deren gestreckte Beweglichkeit einen Eindruck von Kraft erweckt, der stärkste wie ein enormer, mit Ziermuscheln besetzter Gürtel aus Elefantenhaut, wie der barbarische Schmuck eines Negerhäuptlings. Schildkröten steigen im Wasser auf wie Vögel mit schwerfälligem Flug, sie durchstoßen die Oberfläche, sie trinken Luft und sinken satt. Ein Polyp, aufgestört, taumelt in einer Sepiawolke.

Aber unter allen diesen Wasserbewohnern sind die Fische die merkwürdigsten, weil sie den Menschen vertrauter sind, selbst jene schwarz-weiß getigerte Scholle, die sich im schwarz-weißen Kies verbirgt, dem Auge kaum erkennbar. Aufgescheucht, flattert sie empor wie ein Stück dieses Kiesbodens, schwimmt, hält Umschau und sinkt träge auf ihre Lagerstätte zurück. Ein Schwarm winziger Fische steht wie eine Schar von Kinderdrachen in der Luft; nur ihre Bartfäden, ihre seidenzarten Flossen spielen; plötzlich, auf eine unmerkliche Warnung hin, ziehen sie die Fühler ein und setzen sich in karussellartige Bewegung. Hier steht in seiner Zelle ein indigoblauer Fisch, einsam, mandarinenhaft. Ein anderer ist von oben nach unten gestreift als sei er auf dem Rost gebraten. Eine Herde von Zebrafischen steht auf dem Sandboden still wie witterndes Wild in der Steppe. Silberblinkende Lanzettfische erscheinen in ihrer zugespitzten Form wie Zeppeline. Stahlfarbene Fische schimmern wie gehämmert und mit Gold und Silber tauschiert.

Am erschreckendsten sind diese unruhigen und beunruhigenden Tiere, deren Melusinenleiber Menschenantlitz zeigen.

Es sind Fische mit Schnauzen, Römernasen, Sattelnasen, mit silberfahlen glattrasierten Wangen unter runden, kalt und mißtrauisch glotzenden Augen und fliehenden Stirnen. Diese Fische ziehen unablässig ihre Kreise, bleiben nachdenklich stehen, schauen dir einen Augenblick ins Gesicht und setzen verächtlich ihre Wanderung fort. Trotz der Enge des Behälters sind sie in einer ständigen, nervösen Ortsveränderung; sie scheinen einander nicht auszuweichen, berühren einander niemals, stoßen nie zusammen und kommen nie bis an die Glasscheibe.

Zwei englische Damen in Begleitung eines alten Herrn können sich von dem mystischen Anblick dieser Fische nicht trennen. Sie wenden sich ab und kehren immer wieder mit Ausrufen des Staunens; hier ist ja Mr. Churchill, hier Mr. Carson, sagen die Damen; sie nennen die Namen von Staatsmännern, von Größen des Parlaments. Diese Vergleiche sind sehr nett, wenn ein Deutscher sie anhört, aber sie schmecken ein wenig nach dem „Punch“. Ich finde, daß die Mienen dieser Fische die Mienen von Besessenen und Verdammten sind; sie scheinen mir eher für die Odyssee als für den „Punch“ geschaffen. Nur im Hades kann es so unheimliche bleiche kalte und gequälte Wesen geben.

IN EINEM HALBKREIS VON BERGEN, DIE FERN genug sind, um ihre Felsen und Wälder noch eben erkennbar zu zeigen und deren oberste Höhe vom Dunstgewölk verwischt ist, schneidet der schmale Schienenstrang die feuchten Wiesen der Bucht wie eine Sehne und bringt nur einmal am Tage den Zug. Nicht weit von dem kleinen Bahng Gebäude, das die Aufschrift Pesto trägt, taucht der ländliche Weg in ein Stadttor. Das Gestein ist uralte, der Breite nach gesetzt und mit dem gut erhaltenen Halbrund des Bogens ein wenig aus dem grauen Fels der Stadtmauer hervortretend. Nichts ziert diese knappe Wölbung als der Schlußstein, der die kleine und verwitterte Figur eines Meerweibchens trägt. Eine weite Feldfläche liegt nun offen. Hinter einer Gruppe von Pinien, die ein Gehöft umgeben, liegen Äcker, Wiesen und Hecken. Die Wiesen glänzen fahl, doch von Gänseblumen gleichsam wie von einer Lämmerwolke überzogen. Aus den besonnten Dornenbüschen duften Veilchen, blühen malvenfarbene Anemonen, auf der Brache wachsen blaue Lilien und gruppenweise, fahl und schwermütig, die Totenlilie Asfodelos. Die frischgepflügten und leise grünenden Äcker sind mit Steinblöcken bestreut. Eine sumpfige Fläche ist durch Kanäle entwässert, und diese ganze Breite ist auf die Länge von Kilometern in das Viereck einer alten Stadtmauer eingeschlossen. Nicht überall tritt das Gestein der starken Mauer nackt hervor. Oft verbirgt es sich unter einer schwachen Wellung des Bodens. Und rechts und links der alten Straße, die einst die Hauptstraße des alten Pästum war, aber jetzt nichts als ein von leichten Zäunen einge-

faßter Feldweg ist, fern vom Meer, stehen die drei alten Griechentempel.

Es ist hier der Boden der ältesten Kolonie der dorischen Griechen auf italischem Boden. Dieser Boden war dem Poseidon geweiht, die Stadt trug seinen Namen, aber ihr Sinnbild war Sirene, die Tochter des Meergottes und der Erdmutter. Die Stadt ist verschwunden, sie war älter als Rom, sie versammelte früher als Neapel in ihrer weiten blauen Bucht die Segel des südlichen Mittelmeeres; ihr Reichthum und ihre Schönheit blühten vor mehr als zweitausend Jahren und wurden ihr zum Verderben als Sarazenen und Normannen nacheinander mit den geraubten Schätzen niedergebrannter Städte ihre Herrschaft aufrichteten. Man ahnt die Reste der Stadt unter den Buckeln, die der Pflug des Landmannes vermeidet. Man sieht am Ende einer Reihe verstümmelter Säulenreste eine einzige unzerbrochene Säule, Erinnerung an das Forum. An den abgetragenen und zerbrochenen Mauern haften versteinerte Reste schwarzer und roter Bemalung, Marmorbruchstücke glitzern kristallisch in der Sonne, eine Eidechse, grün wie ein Schilfblatt, lugt hervor und verschwindet. Weißblühende Dornenhecken senden ihre Bogen wie Strahlen eines Springbrunnens in die Luft.

Keine Menschenseele weit und breit. Ich gehe den Weg durch die Äcker dem Meere zu und atme die kühle Salzlucht. Ein paar Bäume stehen da, jeder Zweig ein Glanzstrich; nun erscheint über Gebüsch und Sandhebung der Düne das Meer mit seinem leicht gewölbten Horizont. Der Boden wird sumpfig; weiß gehörnte Büffel weiden dort, die Wachtel ruft, ein Schwarm Enten steigt auf, die Straße wird felsenfest, in den Stein gegraben sind die Gleisspuren, auf denen sich in antiker Zeit der Karrenverkehr zwischen Westtor und Schiffen bewegte. Drei starkbrüstige Bauernmädchen, blumenpflückend, klettern über den Abhang der

Stadtmauer und verschwinden durch das Schilf raschelnd fast gespenstisch in den schwärzlichen Schatten eines Gebüsches. Die Wiesen sind ein von winzigen Sternblumen und glänzenden Käutern übersäter Teppich, der eine meerrwärts streichende Felsplatte bedeckt. Eine Zikade funkelt mit schnarrenden Flügeln über den Weg. Am Ende des Pfades erhebt sich neben einer Pinie, durch einen Wall von hohen Binsen geschützt, der Wachturm; er ist das Wahrzeichen eines Dorfes, das des Fiebers wegen von den Bewohnern verlassen wurde. Das Innere des Turmes diente als Stall. Ich besteige seine Galerie von außen über eine Steintreppe, die halb Pfeiler, halb Brücke ist. Dem Meere zu bilden Kakteen ein undurchdringliches Dickicht. Diese Pflanzen, die im Sommer zerreißen und zu stacheligem Holz vertrocknen, stehen jetzt in ihrem Saft. Sie gleichen einer im Getümmel erstarrten Herde mit übereinander hindrängenden Köpfen, Tatzen und Flügeln, sie erscheinen wie aus lauter kuchenartigen Scheiben zusammengesetzte Schildkröten, wie künstlich zusammengeleimte Vogelmodelle. Diese fürchterlich bewehrte Pflanze, die aus Mexiko stammt, aber heute in allen südlichen Ländern verbreitet ist und noch um den ärmlichen Acker des arabischen Fellachen Mauern wie von Stacheldraht bildet, gedeiht hier üppig; ich durchstoße mit dem Stock ihre fleischigen Blätter, es sind rinnende Gefäße, sie strömen Wasser aus, sie zerbrechen, ihr Zellgewebe ist strähnig wie das der Wassermelone und duftet fade. Jenseits dieser Hecke betritt der Fuß die zarte, elastisch saubere Düne. Das Meer liegt glänzend und ohne Segel da, doch wie zart ist der Sand, der Schaum, die ewig bewegte äußerste Grenzlinie der Elemente. An diesem einsamen Strande, vor dem kein Boot sich zeigt, ruht ein Tier, das aus der Ferne einem Steinblock gleicht; nun erhebt sich das Ungeheuer und trabt landeinwärts. Es war ein Büffel, der sich sonnte; er war wie eines der dem Helios

geweihten Rinder, für deren Ermordung der Sonnenbeherrscher an den Gefährten des Odysseus Rache nahm.

Die Griechentempel von Pästum liegen, von hier gesehen, in der Ferne. Sie sind vor der Sturmflut sicher aufs Land zurückgezogen wie Archen und auf grobe Stufen gesetzt, oder Pfahlbauten ähnlich. Der Poseidontempel und die sogenannte Basilika, die vielleicht ein Tempel des Weingottes war, stehen nebeneinander; in einem Abstand von ihnen, doch dem Meere nicht näher, erhebt sich der zierlichere Tempel der Demeter. Die Tempel sind aufs Meer gerichtet wie Schiffe, sie schauen nach Westen. Erbaut vor zweitausendsechshundert Jahren, ehe Perikles den Griechen jene Blüte ihrer Kunst heraufführte, die es sich leisten konnte, die zahllosen kleinen Bildwerke einer älteren Zeit auf den Schutt zu werfen, stehen sie noch immer, und ich denke sie mir in ihrer prächtigen Bemalung von rot, blau und gold über die niedere Stadt hinleuchtend, ein Gruß dem Schiffer, der sich dem Hafen näherte, Verlockung zum festlichen Dankopfer, Aufforderung zur Lebensfreude, die dem Seefahrer gemäß ist und ihn mit den Bewohnern des Landes versöhnt. Ein Volk, das in dieser Landschaft zwischen Meer und Bergen solche Tempel wie kostbare Truhen niedersetzte, konnte nicht wuchtiger seinem Willen zum Bleiben Ausdruck geben. Mitten in der unendlichen Wildnis, die noch jenseits der Berge war, weihte es sie den Gottheiten, die uns als ein Inbegriff aller Schöpfungen und Geheimnisse erscheinen und denen wir Jetztgeborenen in unserem heftigen Erleben durch Reisen, Kriege, Seeschlacht und Hungersnot wieder nahe kommen. Sie waren nicht für die Nacht gebaut, diese Tempel, wie unsere gotischen Türme, sie heiligten den Tag. Sie gaben dem Leben zu Wasser und zu Lande jenen Inhalt, den wir aus den Gebräuchen der Alten herausspüren.

Ich gehe den Weg zurück. Das weite Geviert der Stadt-

mauer hat Raum für Reben und Ölbaumwälder, für Äcker und ein vielverstreutes Dorf. An der staubigen Landstraße, die den Feldweg kreuzt, stehen Gehöfte. Die Tore sind ganz offen, auf der Landstraße geht eine junge Frau, einen Säugling im Arm, auf dem Kopfe einen gefüllten Wasserkrug, vor ihr ein Kind, das achtsam ein Krüglein auf dem Kopfe trägt; das Kind stolpert, der Krug fällt zur Erde und zerbricht, das Kind bricht weinend in Klagen aus. Die Frau geht in den Bauernhof, spricht mit einer Alten, die auf dem mit Reisig bedeckten Staldache steht, hält ihr Kind im Arm, dreht den Kopf, der Henkelkrug steht wie angewachsen. Durch das Mißgeschick der Kleinen wird die Ruhe der Frau noch überlegener. Die wundervolle Verwendung der Blumenkörbe ja Tempelbalken tragenden Karyatiden in der griechischen Kunst ist wie eine Huldigung an die uralte und anmutige Kunst der Frauen, auf ihrem Haupte Lasten zu tragen und sie im Gleichgewicht zu halten; sie erhielten durch diesen Krug, der die Gestalt verlängert, etwas von der Unnahbarkeit der Säule. In dem Bauernhof wird ein mit silbergrauen Büffeln bespannter Karren voll Grünfutter von einem Knaben entladen. Nebenan ist die schattige Wölbung einer ländlichen Schenke.

An den hölzernen Tischen sitzen alte Landleute, ein Bettler, ein Telegraphist von irgendeinem ländlichen Postamt, beim Wein; es ist dunkler Landwein, der das Herz fröhlich macht, er färbt die Trichter und die Fässer schwarz wie Tinte, köstlich schmeckt dazu das reine Brot, der trockene Käse; die Zecher rücken zusammen, spielen Karten und geben einander fröhliche Anreden: Oberhaupt der königlichen Kastelle des Südens, Oberhaupt der Telegraphen von Italien, Oberhaupt aller Weinfässer von Pesto. Der Schafhirt, der vielleicht nichts als eine ärmliche Hütte sein eigen nennt, erntet den Titel: Oberhaupt seines eigenen Hauses. Die Menschen sind heiter wie die Sonne, die Welt mit ihren

elenden Regierungen ist weit entfernt. Steht die Erde solange sie schon hier in Pästum steht, so wird sie auch noch länger stehen. Ist sie so schön wie hier, so wird sie auch künftig schön sein; auch den Enkeln wird das goldene Taggestirn herniederleuchten.

Über die Landstraße fährt ein Automobil wie eine Mehlschaukel. Aber es verschwindet, und keine fremden Besucher entsteigen der weißen Wolke, nichts stört die Einsamkeit der Tempel. Ich breche einen Weg durch starkes Dornesträuch; die Stufen dieser Gebäude sind höher als der gewohnte Schritt sie kennt. Die mit Gras bewachsenen Steinplatten des Heiligtums der Demeter dienen einer Schafherde zur Weide. Ich berühre die Säulen, die den Eindruck des Mächtigen und Strengen erwecken; sie sind im Regen und Sonnenglanz der Jahrtausende so hart geworden, daß ich sie kaum noch als ein Werk von Menschenhand empfinden kann. Die rauhe, doch gleichmäßige Kannelierung der Säulen erinnert an die vergänglichen, ewig wiederkehrenden Rillen im Sande des Meerufers. Die Schäfte sind Muschelkalk, voll tiefer Höhlen, voll harter Kiesel und steingewordener Schnecken, ein poröser Zement, der an Tropfstein erinnert. Das Meer selbst hat dieses Gestein geschaffen ehe aus ihm diese Säulen gebildet wurden, und es ist als habe es in weiteren Jahrtausenden nur seine Arbeit fortgesetzt. Die Kapitelle, die den Kapseln der Mohnpflanzen nachgebildet scheinen, sind rauh wie Felsen im Gebirge; die Steinplatten des Bodens sind zersprungen, von Flechten überzogen, durch die Macht der Erdbeben von der Stelle gerückt; kein Mörtel bindet die behauenen Blöcke, sie ruhen nur in ihrem Gewicht und in ihrem wohlberechneten Schnitt. In den Ritzen der Säulen, auf den Simsen des Daches, die weder Schmuck noch Denkspruch tragen, beben Grashalme, deren Samen der Wind hinauftrug. Wer wollte die Zartheit dieser Gräser missen, diese Narben und diese Rauheit der

Tempelgebäude, deren vom Wind umspülten Säulen Räume schaffen, die verschlossener und zugleich offener als Räume mit Fenstern und Türen sind? Man schreitet zwischen diesen steinernen Stämmen und empfindet wie im Walde den jähen Wechsel von grellem Licht und tiefem Schatten in ihren Abständen körperlich. Das über dem Heiligtum offene Dach läßt das Blau des Himmels doppelt tief erscheinen. Diese Bauwerke wurzeln wie unsere Kreuzeskirchen im Weltall.

Der Tempel des Poseidon, an einer verlorenen Straße gelegen, deren Steinboden eine Strecke weit aufgedeckt zwischen den Wiesen liegt, erhebt sich mit der Vollzahl seiner sechs- und dreißig Säulen als der wuchtigste. Riesigen Baumstämmen gleich stehen diese Schäfte eng gedrängt. Sie tragen auf dem gleichsam plattgedrückten Kissen den lastenden Rahmen und das flache Dreieck des Giebels mit einem Rest des Daches. In die nach oben breiteren Ausschnitte zwischen den verjüngten Säulen schmiegt sich das Meer mit seiner reinen Silberlinie. Zu Füßen der Tempelstufen, wo die Stadt mit ihren niederen Dächern lag, wogt das grauschimmernde Laub der Ölbäume, wogen die Felder, aus denen am Abend schön geflochtene Dohlenschwärme schwarz gen Himmel steigen. Die Sonne steht jetzt tief über dem Meere. Klägliches Eselgeschrei dringt aus einem Bauernhof, dazu das sanfte Geläut heimkehrender Herden und aus irgendeiner Ferne die Glocke des Ave, neunzehn leise Schläge, dann zweimal sieben Schläge, dann zwölf; das war die Mahnung der anderen Götter. Siebenhundert Jahre vor Christus standen diese Tempel hier. Als sie errichtet wurden, hatte Jesaias noch nicht geweissagt, und es ist als stünden sie da, um alle Weissagungen zu überdauern, unberührt von geschichtlichen Abläufen bis in das dritte Reich.

Wie kommt es, daß wir, der unruhigsten Zeit für einen Augenblick entronnen, diesen Augenblick wie ein hohes

Glück genießen? Ist es die Bildung des Geistes, dem aus Willen und Vorstellungskraft ein Bild der Vergangenheit lebendig ersteht? Ist es eine Bereitschaft der Seele, die Götter aufzunehmen? Ist es die nachträgliche magische Gutheißung dieses einst von Menschen und Göttern gewählten Ortes? Im Glanz und Frühling dieses unvergleichlichen Tages liegt etwas Tröstliches. Es mag denen, die im Leide wandeln, scheinen, als gehe die Welt den Weg des Unterganges; mögen sie glauben, daß keine der biblischen Weisagungen über das Jahr 1932 hinausreicht. Das Gericht ist in uns, aber auch das ferne weiße Gebirge, von dem die Scharen Gottes in goldenen Talaren niedersteigen. Auf die Stadt Poseidons senkt sich die Blumendecke, aber mitten über ihr stehen die Tempelformen, Stein, der in der goldenen Rostfarbe der Verwitterung zu Fels verhärtet. —

Man fährt von dem schmutzigen Tarent in ein paar Stunden über die geringe Breite des Stiefelabsatzes von Italien hinüber nach Brindisi, über ein leicht gewelltes offenes Land. Das ist Apulien mit seinen Feigenbäumen, deren weißes Geäst halbkreisförmig und vielarmig wie Leuchter emporragt. Weiße Landstraßen ziehen sich schmal durch tiefgrüne Felder; in den Weingärten und Artischockenpflanzungen blühen rötlich die Mandelbäume. Landhäuser ragen wie verlassen; inmitten der Gärten bergen sich rohe steinerne Häuschen mit morgenländisch niederer Kuppel, vielleicht sind es die Höhlen der Wächter, vielleicht die Wohnungen armer Landleute. In den Eisenbahnzügen ist Militär. Nicht weit von hier, in Bari, sind Unruhen. Die Soldaten sind junge Bauernburschen von gutmütig grober Erscheinung; sie sind aus den nördlichen Provinzen; nur ein einziger, der das Abzeichen eines Maschinengewehrschützen trägt, flößt mir durch sein tierisches Wesen Widerwillen ein. Die Landbevölkerung dieser Gegend ist unruhig und im Streit mit den Gutsbesitzern; sie ist eine andere als

die des Nordens; unter ihr sind Albaner, deren Väter im fünfzehnten Jahrhundert nach der Niederlage Venedigs den Türken preisgegeben waren und in Massen nach Apulien und Kalabrien auswanderten; noch heute bilden sie einen von der übrigen Bevölkerung verschiedenen Bestandteil.

Der Zug hält in Brindisi. Keine Droschken auf dem Platz, aber herumstehende Arbeitergruppen. Es scheint ein Feiertag zu sein. Die schnurgerade Hauptstraße, die zum Hafen führt, liegt still und weiß in der Morgensonne, alle Geschäfte sind geschlossen, der Hafen ist leblos. Am Hause der Agentur hängt die blaue Fahne des Triester Lloyd, man sagt mir, das erwartete Schiff werde wohl ankommen, ob es heute weiterfahren werde, sei ungewiß. Seit acht Tagen streiken die Hafearbeiter. Die Handwerker und kleinen Ladenbesitzer der Stadt streiken aus Sympathie ebenfalls.

In dieser stillen fast ländlichen Stadt bleibt mir nichts anderes übrig als spazieren zu gehen und abzuwarten. Die Gassen neben der Hauptstraße sind altertümlich und voller Winkel. Auf einer Felsenstufe nicht weit vom Meer stehen die Reste einer Säule, letzte Sichtbarkeiten des alten Brundisium, das eine römische Militärkolonie war. Hier ist die kleine Markthalle für die Bauern mit ihren Karrenladungen von Lauch, Salatköpfen, Orangen, Eiern und violetter Blumenkohl. Die Fischer bringen wassertriefende Körbe mit apfelgroßen, von schwarzen Stacheln starrenden Seeigeln, man zerschneidet sie wie Kokosnüsse, ihr rötlicher Inhalt wird mit dem Messer herausgehoben und gegessen. Die Fischer entfalten in ihren Holzmulden eine funkelnde, das Auge entzückende Vielheit von Fischen, die grausilbernen Gründlinge, die weißbroten fleischigen Knurrhähne, die armdicken, reichgeflügelten schwärzlichen Verwandten der nordischen Schellfische, feiste Makrelen, gallertartige, durchsichtige Zwergfische. Daneben Schnecken und Muscheln,

austernähnliche, die rauh und knochig sind, glattere, die wie kleine Kunstwerke erscheinen und die schwarzen mit Sand und Tang überzogenen Felsenknäuel der Miesmuschel. Die Ausrufer schreien: Rizzi! und Carestrelli! Ich beginne das frische, zarte und leichtgesalzene Fleisch dieser Muscheln zu schmecken; wie geschickt und rasch die fest aneinander haftenden Schalen von den Verkäufern geöffnet, im Salzwasser gespült und dargereicht werden; die teueren Sorten sind nicht die wohlschmeckendsten, wahrscheinlich erfordert aber ihr Fang mehr Mühe. Ich hätte Lust, mir nach dem Beispiel der Pilger des Mittelalters einen Besatz von diesen hübschen Fächermuscheln als Andenken mitzunehmen. Gegen die Sonne gehalten leuchten sie wie geschliffene Achate. Einst war Brindisi einer der wichtigsten Häfen; hier bestiegen die Pilger nach ihrer frommen Wanderung durch Italien das Schiff, um die Fahrt nach dem Heiligen Lande zu beginnen. Ich verstehe nun, warum die Muschel, am Hut getragen, das Zeichen der abendländischen Pilger wurde, so daß sie selbst in manches Wappen überging.

Ich verbringe die Mittagszeit in einem Gasthaus an der Hauptstraße. Der Raum ist kühl, schmal und halbdunkel, er enthält zwei Reihen sauber gedeckter Tische; eine Feiertagsgesellschaft von acht Frauen mit einem Kind und drei jungen Männern läßt sich nieder. Eine muntere fast jugendliche Matrone hat, sehr beobachtend und gewährenlassend, den Vorsitz. Die schwarzen, wohlfrisierten Köpfe der jungen Leute glänzen von Salbe. Es beginnt das Mahl mit dem üblichen Teller voll Makkaroni, es gibt zum Fisch eine in Öl schwimmende Insalata von Kresse und großen grünen Gemüseblättern, viel weißes Brot und viel Limonade, zum Schluß die unvermeidlichen weißen Fenchelknollen. Ein paar Musikanten sind eingetreten, sie erfassen die Sachlage und kitzeln ihre Gitarren, es gibt ein Pizzicato, das wie ein Tanz auf dem i-Tüpfelchen ist. Die Männer rauchen ihre

Zigarette und machen den Damen Komplimente, das Ganze macht den Eindruck einer braven Versammlung von Verwandten, ganz sicher bin ich dessen nicht. Ich denke mir, daß es unendlichen Reiz haben müßte, dem Leben dieser kleinen Leute bis in seine Hintergründe nachzugehen. Das öffentliche Leben in Deutschland ist von diesem so verschieden und ihm doch auch so ähnlich, besonders an den kleinen Ausflugsorten mit ihren Geburtstagspartien. Die Völker sind einander viel ähnlicher als sie wissen. Nirgends und unter keinen Umständen kümmern sich diese Leute um das, was wir die großen staatlichen und politischen Probleme nennen; eine Kindtaufe und eine Brautschau ist ihnen wichtiger als ein Staatsvertrag; von dieser Gutmütigkeit und Menschlichkeit kann man im persönlichen Verkehr viel Angenehmes erwarten, aber nicht den geringsten Einfluß auf die Regierungsdinge, denn dieser Einfluß der Masse geht ja erst durch die Filter der Parteien in das politische Leben über und findet schließlich seinen Ausdruck in der blindesten Form des Interessenschutzes.

Als ein Fremder vermag ich natürlich nicht in das innere Getriebe des kleinbürgerlichen und bäuerlichen Lebens hineinzusehen, so reizvoll es erscheint; wohl aber habe ich den Vorteil, daß ich mich unangefochten auf dem Boden der sozialen Kämpfe bewege, die das Land in Atem halten. Heute morgen las ich an den Häusermauern von Tarent die mit Kohle hingedelte Inschrift: ‚Abbasso Carlo Max, evviva l'Italia!‘ Das bedeutet, daß auch dort der Faschismus bis in die Gasse gedrungen ist. Die Sozialisten sagen, die Faschisten hätten ihre Waffen von der Regierung, andere sehen im Faschismus eine Strömung gegen die Monarchie. Aus Florenz und Pisa melden die Zeitungen Straßenkämpfe, sie melden Schießereien aus Bari, gestern gab es in Cerignoli Tote, Verwundete, Verhaftungen und angezündete Häuser. Ich lese in einem Bericht über den Sozialistenkongreß in Livorno das Wort:

Wir haben die Konterrevolution, ohne die Revolution gehabt zu haben.

Man sagt mir, daß der Streik heute nachmittag zu Ende sein werde. Ich kehre in die Hafengegend zurück. Die Stadt hat plötzlich wieder ein alltägliches Aussehen, die Läden, die acht Tage geschlossen waren, werden geöffnet. Die Agentur ist in Tätigkeit, das Schiff wird erwartet. Auf der Hafenmauer schauen die Leute gegen den Horizont. Am Abend wird die Rauchwolke sichtbar, sie schwebt über dem Kastell und dem Leuchtturm des Hafens, nun folgt das Schiff. Das Hafenbecken, von schmalen Landrücken eingefast, glüht in allen Farben des südlichen Zwiellichts, creme und rosa die Häuser, grün die grasbedeckten Wälle, glänzend schwarz die Kohlenhaufen. Mitten in der blauen Einheit von Wasser und Himmel erscheint ein großes safrangelbes Segel mit einem roten Buchstaben und weißen Flickstellen. Der Dampfer manövriert, von Schaum und Schlamm umwölkt, im Hafenbecken und verbreitet Aufregung bis in die Gassen der Stadt. Es ist der „Baron Call“, ein alter Bekannter. Auf diesem Dampfer kam ich einmal früher nach Brindisi, es war im November 1913. Es war Nacht. Die Stadt lag mondbeschieden. Wir machten einen Spaziergang durch die schlafenden Straßen, zwei deutsche Offiziere, die auf Urlaub waren, einer von ihnen hatte vor nicht langer Zeit die unfreiwillige und peinliche Landung des ersten Zeppelins bei Nancy mitgemacht. Ein anderer Schiffsgast ging mit uns, ein pensionierter französischer Fregattenkapitän. Später hatte ich diesen Herrn noch einmal in Athen getroffen, wir waren durch das Arsenal gegangen, wir sahen eine Menge von erbeuteten Waffen, die von Blut und Schmutz gereinigt wurden.

Das Schiff liegt an derselben Stelle der Hafenmauer wie damals. Ich gehe an Bord, der Steward führt mich zur Kabine, einen Augenblick scheint es mir, als seien vergangene

Jahre ein Traum gewesen. Noch einmal kehre ich in die Stadt zurück. In einer Gasse nicht weit vom Hafen ist eine Schenke, ein Gewölbe mit Zwiebelschnüren, Weinfässern und einem Verschlag mit dem geräumigen Küchenherd. Arbeiter trinken dort Wein aus einer Art von Bierflaschen; junge Soldaten sitzen an den Tischen und kauen mit vollen Backen, die Musikanten spielen die Internationale. Man sieht auf der Straße einen Typus von Soldaten, der an den deutschen erinnert. Es sind stämmige Leute in grauen Umbhängemänteln, sie tragen statt der haubenförmigen Tuchhelme eine platte tellerähnliche Mütze, und ihre Schnurrbärte sind emporgekämmt.

ES IST IMMER SCHÖN, EIN SCHIFF ZU BETRETEN. Man hat das Gefühl des Überschreitens einer elementaren Schwelle. Die Klingelsignale, das Knarren der emporgezogenen Fallbrücke, das siedende Geräusch aus dem Heizraum, das Stehenbleiben im Wasser, während das Land sich vom Schiff zu lösen scheint, alles das erweckt eine milde Erregung. Unsichtbare Bindungen, die irgendwie mit dem Wesen des Festlandes zusammenhängen, lösen sich. Schiff bleibt Schiff, ob es sich um eine kurze Überfahrt handelt oder um eine Reise nach Brasilien. Der das Meer ein paar Jahre lang nicht gerochen hat, dem erweckt die Seeluft ein urweltliches Gefühl. Ein Krieg ist hinter uns, der Gedanke an die Freiheit der See lebt weiter, andere Völker werden ihn aufnehmen, und wer immer diesen Kampf führt, führt ihn im Namen aller anderen. Das Wasser bedeckt dreiviertel der Erdoberfläche. Zu den Voraussetzungen, unter denen ein wahrer Bund der Völker möglich ist, gehört sicherlich eine lebendige freie Beziehung aller Menschen zur See.

Bei Nacht, beim Spaziergang auf dem leeren Verdeck, steigert sich zuweilen das Wohlbefinden auf See wie zu einer wunschlosen Gottseligkeit, ähnlich der auf einer weiten Gedankenreise beim Lesen eines Buches.

In der Frühe nähert sich das Schiff einem kahlen Gebirge; mitten in der Küste öffnet sich die Bucht von Valona. Vor dieser Bucht liegt eine große Insel, sie hat italienische Besatzung. Aus dem übrigen Albanien sind die italienischen Truppen zurückgezogen. Dieser Hafen ist öde, aber auch seine Nachbarhäfen an dieser Küste, die Reede von Durazzo oder Santa Quaranta sind nicht lustiger. Alles ist geblieben wie es war: die Niederlassung von größter Ärmlichkeit und im Besucher das Bewußtsein, daß dieses wie in einem toten

Winkel gelegene Land noch nicht reif ist, ein öffentliches Schicksal zu haben.

Die albanische Frage ist alt, und sie ist immer mit der Frage der Adriaherrschaft verknüpft gewesen. Valona liegt an der Enge zwischen Italien und dem balkanischen Festlandskörper. Seine Lage scheint dazu herauszufordern, eine Art Gibraltar anzulegen; hier läßt sich der Eingang in die Adria leicht versperren. Die Politik des neuen Italiens diesem steinigem und von mißtrauischen Menschen bewohnten Lande gegenüber ist dieselbe wie einst die des römischen Senates und der venezianischen Republik. Die im Osten gelegenen Staaten haben immer wieder versucht, den Boden Albaniens zu einer Bedrohung Italiens zu benutzen, zuletzt das habsburgische Kaiserreich; aber auch die albanische Politik der mazedonischen Könige des Altertums war gegen Rom gestellt wie die der Kaiser und der Sultane von Byzanz. Nun hat das neue Griechenland dieses Streben zur Adria aufgenommen. Nach dem Balkankrieg erschien hier an der Küste zum erstenmal die blauweiße Griechenflagge. Ich sah sie in Santa Quaranta auf der Spitze einer einsamen Zypresse; die wenigen Griechen unter der Bevölkerung bestrichen ihre Hütten mit blauer Farbe, blau ist die Nationalfarbe der Griechen, und das Militär, das in kleinen Abteilungen aus dem Innern an das Meer gekommen war, lebte in Zelten. Die geographischen Gesetze sind unveränderlich, die großen politischen und strategischen Schlagworte lassen sich immer auf eine geographische Tatsache zurückführen. Es gibt nur eine Kraft, die fähig wäre, das Verhängnis aufzuheben, das mit naturgesetzlicher Wucht auf immer neue Zusammenstöße hintreibt: den menschlichen Willen, der sich verbrüderet. Es scheint zuweilen als erwache in den Völkern jedesmal nach dem Erlebnis großer Kriege eine unklare Empfindung dafür, wie wichtig es wäre, nach den Grundlagen der Einigung zu suchen.

Um die weißliche Bucht stehen Berge von mäßiger Höhe, kahl und knöchern; keine Baumgruppe, kein weißes Landhaus erfreut das Auge, kein Garten, der ein wenig Wohlstand und behagliches Genießen verriete. Am Strand liegen schwarze Barken und hell getünchte Häuser, nur durch die gekräuselte Welle der Brandung geschieden. Ein paar Fischboote von leichter türkischer Bauart schaukeln in der Bucht. Ein verrostetes Hafensboot fährt zu unserem Schiff herüber; hinter dem Schornstein weht die rote Türkenflagge, aber sie zeigt statt des Halbmondes einen schwarzen Adler. Dem Boot entsteigen Männer, deren Fez eingekerbt ist wie die serbische Militärmütze; einer von diesen Landleuten bringt Tabak, zarte Strähne eines leichten duftenden Tabaks in blauem Glanzpapier.

Die meisten Reisenden auf unserem Schiff sind Griechen. Während unser Schiff an der albanischen Küste hinfährt, zeigen sie einander die auf den Bergen von den italienischen Truppen angelegten Artilleriestraßen; ein kleiner Athener Geschäftsreisender ist an Bord, er hatte in Mailand zu tun, im großen Kriege war er Soldat und verbrachte zwei Jahre auf diesen unwirtlichen Bergen bei der Grenzwache. Er erzählt eine Episode aus der Vergangenheit, als der von den Großmächten unterstützte Pascha Ali von Janina die in Albanien angesiedelten Griechen auszurotten suchte. Die männlichen Bewohner eines Dorfes waren alle im Kampf gegen den Pascha gefallen, die Frauen, mit ihren Kindern auf die Berge geflüchtet, sahen sich umzingelt und beschlossen den eigenen Untergang. Sie warfen ihre Kinder in eine Schlucht. Dann nahmen sie einander bei den Händen, umschritten den Abgrund im feierlichen Tanzreigen und stürzten sich in die Tiefe. Aus den Worten des kleingewachsenen Atheners brechen Leidenschaft und Stolz. Jeder Grieche, sagt er dann, ist reich an Überlieferungen solcher Art.

Das Schiff verläßt nun diese kahle Küste, ihre Wälder

sind hin, sie dienten einst den Venezianern als Bauholz für ihre Flotte; ihre Grotten, die einst das Versteck von Seeräubern waren, sind leer, vom Schaum des Meeres ausgespült. Auf den Abhängen gleiten Sonnenlichter, blaue Wolkenschatten. Ein trüber schieferblauer Himmel ist im Südosten. Dort tritt der feste Umriß von Korfu hervor, kahler Gebirgsstock mit davor gelagerten bewaldeten Hügeln und verstreuten Landhäusern. Die Insel ist halbmondförmig; das Schiff umfährt die äußere Spitze und fährt in die Bucht. Das Meer, in einem breiten Silberglanz, ist netzartig gerafft in weichen kurzen gleichmäßigen Wellen; im Hintergrund der Bucht schimmert zwischen Felsen die Stadt, über ihr erhebt sich wie ein majestätischer Ruhesitz des Meergottes der Kalkberg, dessen Name Pantokrator ist.

Der Zauber dieser mit Gärten und Wäldern bedeckten Insel, die Schönheit der vom Wolkenglanz beschatteten Ölbäume lädt zum Verweilen. Der stille Reiz eines griechischen Frauenantlitzes, das jungfräulich und gealtert erscheint, trifft mich ins Herz. Begegnet mir am ersten Tag Athene, ihrer Unsterblichkeit entäußert? Mein Aufenthalt auf Korfu dauert nur bis zur Nacht. Zum drittenmal bin ich auf dieser Insel; jetzt, wo ich zu bleiben gedachte, findet sich außer unserem Dampfer im Hafen kein einziges Schiff. Ich müßte eine Woche auf den nächsten italienischen Dampfer warten, es gibt kein griechisches Schiff, das fährt. Denn die Seeleute streiken, alle Fahrzeuge der Handelsflotte, die großen und die kleinen, sind im Piräus zusammengezogen.

Ich verlasse den Markt und die Ruderknechte und wandere zur Zitadelle. Damals standen auf den Bastionen gefangene türkische Soldaten und sahen auf das Meer. Sie glichen einer lebenden Palisade, ich empfand etwas wie Mitleid mit diesen Wüstensöhnen. Täglich standen sie so am äußersten Rand der Zitadelle, mit dem Meer vor ihren Füßen und warteten. In der Nähe des alten Festungswerkes

steht das Denkmal eines früheren Verteidigers der Insel in venezianischen Diensten, eines thüringischen Grafen; nicht weit davon sind den früheren englischen Gouverneuren Korfu zu Ehren ein kleiner Rundtempel und ein Obelisk errichtet. Ich gehe die Wiese hinab, die Promenade am Strand führt bis zu dem Garten des Königs. Feingefiederte Pfefferbüsche, Eukalyptusbäume, deren Stämme wie Tierleiber gefleckt sind, dunkelflammende Zypressen erwecken einen ersten, noch nicht reinen Eindruck von griechischer Landschaft. Rauhe durchlöcherte Kalkfelsen bilden den Strand. Das Meer berührt sie wie ewiger Ruderschlag. Die leichte Brandung bewegt im Wasser die schwarzen und kupfergrünen Algenwälder. Drüben jenseits der Meeresfläche leuchten albanische Gebirge öde und rosenfarben. Die Seelandschaft ist von großer Stille, von einem unerhörten silberkühlen Glanz.

Am Abend wandere ich durch Korfu die Stadt. Sie ist auf engem Raum gebaut, die Häuser sind hoch, die Gassen dunkel, alles ist noch ein wenig italienisch. Ladenschilder in den Schmalgassen tragen slawische Aufschriften. Die Kriegszeit hat dieser Insel eine doppelseitige Bedeutung gegeben. Es ist ein wenig gegen das Gefühl des Griechenvolkes, denn der Name Korfu ist nun für immer mit der Geschichte des jungen südslawischen Staates verknüpft. Hier tagte während des Krieges die vertriebene serbische Nationalversammlung, hier fanden die Reste der versprengten Armee eine Zuflucht, hier erholten sie sich nach den grauenvollen Monaten des Rückzuges über die albanischen Berge, an den thymianduftenden Lagerfeuern auf diesem paradiesischen Eiland erhob sich nach langem Verstummen wieder das serbische Lied. Das Kaiserschloß, das jenen fremden Gästen und einer französischen Besatzung zum Aufenthalt dienen mußte, liegt fern von der Stadt. Es ist halb zerstört, vereinsamt und vergessen.

In der Dämmerstunde drängt sich durch die Gassen der Verkehr der Menschen, der Karren und der mit Lasten und Reitern beladenen Eselchen, dazwischen werden Schafe getrieben, Hunde bellen. In den Schaufenstern zeigen sich Pyramiden von Strohhüten, großstädtischer Tand neben den mit Lampen beleuchteten Gewölben der Fruchthändler und der Metzger, an deren Türpfosten blutende und ausgeweidete Schafe hängen. Maskierte Nachzügler eines verspäteten Karnevals mischen sich in die Menge. Plötzlich ist alles in Erregung; Knaben drängen sich durch die Gassen, sie verkaufen auf kleingedruckten Zetteln die letzten aus Athen eingetroffenen Neuigkeiten der drahtlosen Station. Schmeichelhaft für Korfu, eine solche Station zu besitzen und nicht mehr um Tage oder Wochen hinter den Weltereignissen zurückzubleiben; man erfährt alles über die gestrige Sitzung der Londoner Orientkonferenz, die Athener Blätter entrüsten sich über den Vorschlag, daß eine Kommission die Nationalitätenfrage von Smyrna studieren solle, ein General macht stolze Äußerungen über die Marschbereitschaft der Armee; Veniselos erklärt in Nizza, daß er nicht daran denke, ins politische Leben zurückzukehren. Es ist drollig, als ein Unbeteiligter diese Nachrichten zu lesen; die Unruhe der Menschen würde nicht geringer sein, wenn in jedem Falle das Gegenteil gemeldet würde. Keine dieser Meldungen enthält irgend etwas Abschließendes und Zwingendes, nichts, auf das die Menschen dieser Insel einen Einfluß hätten, man kann es mit Händen greifen, wie in ihre Köpfe das hineingetrieben wird, was nachher öffentliche Meinung heißt; aber die Politiker, die bei Sonnenuntergang unter den Arkaden bei einem Täßchen Kaffee sitzen, haben Stoff zu ihrer Unterhaltung, schließlich gelangen sie zu den Fragen des Tages, die in diesen Meldungen übergangen sind: Wird der Seemannsstreik endlich aufhören? Kommt die Mobilmachung?

Korfu, wie fast alle ländlichen Bezirke des Königreichs, ist für Konstantin. Das Volk hat den König zurückgeholt. Es hat ihn wie einen Gott begrüßt, gefeiert und verherrlicht. Nun erwartet es von ihm das Unmögliche: er soll machen, daß der Handel, der darniederliegt, wieder aufblüht. Er soll die Einmischungen aus Paris, London, Rom und Washington zum Schweigen bringen. Er soll Smyrna festhalten, er soll Kemal Pascha besiegen, er soll zuguterletzt in Konstantinopel einziehen. Seit der Rückkehr des Königs sind Monate vergangen. Der Generalstreik? Er geht morgen zu Ende, sagen die Offiziere. Er ist von Hochverrätern angezettelt, man hat noch nicht genug Veniselisten eingesperrt. Und die Mobilmachung? Ja. Ein paar Jahresklassen wird man aufrufen.

Es ist beinahe eine Wohltat, aus dieser aufgestörten Kleinwelt auf das Schiff zurückzukehren. Korfu war einst das Land der glücklichen Phäaken. Das Völkchen dieser Insel hat dem Ruhm des griechischen Namens auf immer etwas von dem odysseisch heiteren Glanz seiner Gastfreundlichkeit gegeben. Pausanias erwähnt in seiner Aufzählung der Weihgeschenke in Delphi einen ehernen Stier, den die Bewohner von Korfu den Göttern stifteten; der alte Geschichtsschreiber erzählt die Legende, daß ein Stier, der am Strande stehenblieb, die Inselbewohner durch sein Brüllen auf einen ungewöhnlich großen Schwarm von Thunfischen aufmerksam gemacht habe. Aus diesem Dank der Insel für das Geschenk des Meeres könnte man schließen, daß die Fischerei auf Korfu, wie in Athen, verstaatlicht war. Hätte ein Einzelner das Weihgeschenk gestiftet, so würde er dafür Sorge getragen haben, daß sein Name genannt wurde, das Volk aber, das herrscht, verlangt die Namenlosigkeit.

Die heutigen Korfioten, die Oliven und Orangen bauen, wenn sie nicht Schiffer und Fischer sind, gelten als reiche Leute; viele von ihnen, sagt man, sind im Kriege Millionäre

geworden, aber sie hüten ihren Reichtum, sie wissen nicht viel mit ihm anzufangen, eine Industrie gibt es nicht im Lande, Handel und Schifffahrt sind in der Krisis. Besteht etwa der Reichtum dieser Phäakenenkel in Geldpapier und den Möglichkeiten, mittels dieser Papiervorräte bei immer weniger Arbeit immer reicher zu werden, so werden sie eines Tages enttäuscht sein wie andere Märchenprinzen. Ich denke, ihr Bauernverstand wird ihnen sagen, daß jetzt eine Gelegenheit gekommen ist, um das Leben aller, die diese Insel ernährt, behaglich zu machen und das, was noch heute wie Schmutz und Bettelei auf ihr aussieht, zu entfernen.

Auch auf dem Schiffe haben wir einige Märchenprinzen; einen runden munteren Tenor aus Kalamä, der zuweilen nach Italien fährt, um Gastrollen zu geben, einen jungen amerikanischen Arzt, der mit einem Vorrat von Havannazigarren von Kongreß zu Kongreß fährt und das Leben in Europa sehr angenehm, interessant und billig findet; einen Herrn aus Prag, der von seiner österreichischen Vergangenheit nur die Kniestrümpfe übrig behalten hat. Er war im Kriege Offizier, jetzt ist er Teilhaber eines neuen Handelshauses, und seine Gedanken sind bei der Zukunft. Böhmen, sagt er, ist das reichste Land der früheren Monarchie, es steht vor einem Aufschwung; in fünf Jahren sind wir steinreich. Wir haben Mineralwasser, Bier, Kristallglas, Maschinen und Textilprodukte, das Morgenland steht uns offen, die Griechen sind unsere Vermittler; uns liefern sie Schwämme, Terpentin, Fischtran aus Trapezunt; große Dinge! Was ist Wien heut gegen Prag? Ein Dorf.

Wir haben noch einen Märchenprinzen mehr auf dem Schiffe. Es ist der junge Vassilatos, ein frischer dunkeläugiger Junge, der vor acht Jahren nach Amerika auswanderte und zum erstenmal zurückkommt. Er ist in Havre gelandet, hat sich in Paris mit violetten Hemden und Kragen ausgerüstet, er trägt zu den seidenen kurzen

Strümpfen Neuyorker Halbschuhe aus Lackleder, dreimal täglich bürstet er den Staub der See von seinem Melonenhut, er bebt vor Ungeduld. Er ist aus Kephallonia, der größeren Nachbarinsel von Ithaka, die einst zum Königreich des Laertiden gehörte. Wir fahren in der Morgenfrühe den Inseln nahe, aber das Schiff zielt nach Patras; der junge Mann muß seine Heimat sehen und an ihr vorüberfahren ohne zu wissen, ob er bald ein Boot finden wird, das ihn hibringt. Der Taufname des jungen Mannes ist Nikolaos. Von diesen vier Silben hat sich drüben nur die erste als haltbar erwiesen. Er schreibt sich Nick, er hat seine amerikanischen Bürgerpapiere in der Brusttasche, vielleicht auch ein Konto bei der Bank; er will ein Geschäft eröffnen, vielleicht ein Modegeschäft in Patras. Aber er ist der einzige Sohn seiner Mutter, vielleicht muß er in Kephallonia bleiben; dann wird es ein Handel mit Öl, Wein und Rosinen nach Väter Weise, doch nach den amerikanischen Methoden. Die Verwandten sind kleine Leute, sie werden Augen machen! Wir alle interessieren uns für den Fall; wir raten Nick, eine Schnell dampferlinie nach Europa zu eröffnen und keine Minute zu verlieren; der Kabarett sänger empfiehlt die Gründung einer Singspielhalle; Ratschläge, Scherze, Adressen werden ausgetauscht, nichts verdirbt dem Jungen seine Freude. Warum auch? Er wird sich zurechtfinden oder nach einem Jahr das große Wasser wiedersehen.

Wir sind Mittags in Patras. Es dauert lange bis wir an Land kommen; siehe da, unter den Hotelagenten, die an Bord kommen, ist ein Bekannter. Nick fällt seinem Freunde um den Hals, wir folgen diesem Freunde in sein Xenodochion Xenon, es liegt vorn am Hafen, seine Fenster schauen auf das Meer. Im ersten Stockwerk des Hauses begrüßt uns die bäuerische Hausfrau, eine Katze, ein Hund und ein Ferkelchen spielen um ihre Füße.

AUF DEM HÜGEL RAGT EINE ERDFARBENE, VON den Franken erbaute Burg, die auch am Rhein stehen könnte. Hinter ihm, durch breite grüne Täler getrennt, ein rotes wüstenhaftes in der Höhe mit Schneefeldern bedecktes Gebirg. Und zu Füßen des Hügels liegt der Hafen von Patras. Die unteren Straßen sehen leer aus; Handelsgewölbe wechseln mit den Werkstätten der Küfer, der Kistenschreiner und der Schmiede. Es gibt in den höheren Straßen die Bankfilialen, die Schiffsagenturen und Konsulate wie in anderen Hafenstädten auch und in der Nähe der Schiffe die Herbergen und die auf kleinen Tischchen festgeketteten Schaukästen der Geldwechsler mit den Sammlungen von Papiernoten, die bunt und schillernd sind wie Schmetterlingsflügel, doch weich, beschmutzt und abgerissen wie alte Handtücher. Patras wird von den meisten Schiffen besucht, die den inselgleichen Peloponnes umfahren. Zur Jahreszeit, wenn das Gartenland Korinthen, Öl und Wein bringt, ist hier ein großes Leben und ein herber Duft.

Die Fremden, die bereits Griechenland erwarten, aber am Meer eine Brauerei und ein levantinisches Menschengemisch bemerken, achten diese Stadt gering. Die Uferlinie wird von einer ins Meer gebauten Mole durchstoßen, auf der Mole bewegen sich Spaziergängerreihen, an ihrer Seite schaukeln Segelboote, hier liegen die Dampfer von Kähnen umschwärmt. Hier sind die Schuhputzer mit ihrem Kasten, die Bäckerjungen mit den mit Sesam bestreuten Brotringen, die Verkäufer von Karamellen und die erfahrenen Anpreiser von Teppichen, Heiligenbildern und bemalten Perlmuscheln.

Jene Männer mit den Händen in den Hosentaschen, Beobachter der Sonne, der Staubwolken und der Luftsichtigkeit, sitzen zurückgezogen in den öffentlichen Anlagen des Ufers, deren Büsche die winzige weiße Denkmalsbüste irgendeines Parlamentariers umgeben; im Hintergrund führt das Geleise einer Elektrischen vorüber, die nicht verkehrt. Doch fährt wohl einmal in der Woche ein Zug von Droschken vorüber, geschmückte Frauen sitzen darin mit Decken, Bettzeug, Nähmaschinen und tulpenähnlichen gekräuselten Lampenglocken. Man bringt jungvermählte Leute in ihr Haus und macht einen Umweg über den Hafen. Die Breite der Spitzensäume und die Zahl der Lampen ist wichtig, und jede Droschke hat eine Schelle, die der Kutscher unermüdlich mit dem Fuß in Bewegung setzt.

Patras ist doch eine griechische Stadt. Sie gab sogar vor einem Jahrhundert das Zeichen zum Aufstand gegen die Türken. Die Türken rächten sich ehe sie Griechenland verließen, indem sie die alte Stadt verbrannten; aber der erste Griechenkönig ließ sie wieder aufbauen, ein wenig nach der Schnur wie ein kleines Mannheim. Der Bauplan ist sehr einfach und nicht übel; er enthält fast hundert gleichgroße Straßenvierecke. Es war sicherlich einer der bayerischen Architekten, die den Prinzen Otto begleiteten, der diese einander rechtwinklig schneidenden breiten und geraden Straßen anlegte, die ganz unitalienisch sind; sonst haben alle Hafenstädte des Mittelalters ihre bunte und schattentiefe italienische Enge. Aber der Fußgänger im Süden bedarf des Schattens, daher begleitete der Erbauer diese Straßen mit Bogengängen, die an Bozen erinnern. Auch ließ er die Häuser bunt bemalen, rosa, gelbweiß und blau; doch diese Farben sind längst verblichen und ineinander aufgegangen. Die Uferstraße trägt noch den Namen Otto und Amalia, und man sieht die Bilder dieses Königspaares an den Kalkwänden der Gastwirtschaften. König Otto trägt

die albanische Fustanella, rot mit Gold bestickt, das kurze weiße Faltenröckchen und den haubenartigen Fes mit der blauen Troddel; die Königin auf einer Gartenterrasse trägt ein Kleid von Farbe der Teerose. Solche Bilder, dem Volk eine Augenweide, erhalten sich bei den Griechen wie bei den Deutschen das Bild der Königin Luise. Im übrigen sieht man die albanische Tracht nur bei einzelnen Bauern, die aus ihren Dörfern zum Hafen kommen, bei den rauhgrünen Evzonensoldaten, die vor dem Bahnhof warten und bei einem steifbeinigen alten Manne, der auf der Mole spazieren geht. Auf der halben Höhe des Hügels ist der Stadtplatz; man sitzt in einem Zirkus weißer Gebäude bei den Palmen, Agaven und Blumenbeeten an den eisernen Tischen. Junge Mütter mit ihren Kindern, hübsche Sechzehnjährige, nach der Mode gekleidet, gehen vorüber, leider sind die kleinen Süßigkeiten nicht mehr die mit feinem Mehl bestreuten Gummispeisen und die mit Nuß und Pistazienkernen durchsetzten Honigwaren, sondern unangenehme amerikanische Torten. Es gibt frisches Trinkwasser an der Straßenecke. Die Fäßchen des Wasserverkäufers sind blau bemalt und zeigen die Bilder dreier Wasserfälle, die einander sehr ähnlich sehen, nur die Bezeichnung ist verschieden: Chelmos, Alpheios und Niagara. Es gibt im Peloponnes zwei Berge, die den Namen Chelmos tragen; von den Schneedächern des arkadischen fällt der Styx in seine finstere Schlucht, im lakonischen Chelmos sammelt der Eurotas sein fruchtbringendes Gewässer. Vom Alpheios, dem vielgewundenen launischen und sandführenden, an dem die Stätte von Olympia liegt, erzählt ja die alte Sage, daß er unter dem Meer weiterfließe, um in Sizilien wieder an das Land zu treten. Der Niagara ist den heutigen Griechen gleichwertig; er ist die amerikanische Erinnerung.

In niederen halbdunkeln Wirtschaften, deren einziger Schmuck das Zahlenbrett der Tombola in der Ecke und ein

vom Deckenbalken herabhängender Vogelkäfig ist, sitzen in der Abendstunde die Männer zu Klumpen geballt wie die Fliegen. Sie haben ihre Wassergläser vor sich, vielleicht auch einen Maulbeerschnaps und das Brettspiel. Die älteren rauchen die Wasserpfeife, die jüngeren die nach Stroh und Knaster schmeckende Zigarette. Es ist als begegneten einem unter den Gesichtern immer dieselben beiden Typen, der schwarzhaarige mit der fleischigen Nase und der rötlichen oder gelblichen Haut, man trifft ihn auch in Italien, man könnte ihn den armenischen nennen, womit nichts gesagt sein will als ein Gefühl. Der andere Typus, der viele Mischformen hat, ist bräunlich bis blond, hoch gewachsen, zuweilen blauäugig. Mitten unter dem kleinen derben Volk sitzt Hektor; mitten zwischen den Gefährten verbirgt sich Odysseus, wetterhart, listig und lebensfroh. Die Leute sprechen den schwer verständlichen Dialekt der Straße, eine Matrosensprache, mit italienischen und türkischen Brocken ausgeflickt. Es fällt nicht leicht, sich an den Tonfall des Neugriechischen zu gewöhnen, aber unter dieser lebendigen und schwierigen Sprache knistert es von Worten, die ihr Europa entliehen hat. Kyrios, Gyne, Pragmata, Dromos, Thesis, Ariste, Chärete wirbeln durcheinander, bei uns sind es eindeutige goldene Begriffe, hier kleine Münze. In Dingen der Poetik und der Politik, der Mathematik, der Physik, der Geologie, der Nautik, der Elektrotechnik oder der Theologie, überall zehren wir von dem unvergänglichen Schatz des griechischen Denkens, diese Sprache denkt noch immer für uns. Das sind nicht fremde Einbrüche in unsere Sprache, es ist unsere eigene. Der Zauber verfliegt erst dann, wenn man versucht, sich verständlich zu machen. Törichte Sprödigkeit der Zungen und dreimal verhaßtes und plattgewordenes Kauderwelsch der Küste!

Ich gehe frühmorgens noch im Halbdunkel zum Bahnhof und finde ihn gesperrt. Soldaten stehen vor der Tür;

warum läßt man mich nicht in diesen Güterschuppen? Der Major wird gerufen, man läßt mich ein, aber die Schalter sind geschlossen, und der Dampfbahnzug erscheint nicht draußen auf der Straße. Die Beamten sind im Telegraphenzimmer, aus den Apparaten rinnen die Morsestreifen, man spricht mit Athen. Der Generalstreik ist ausgebrochen, von heute ab fahren keine Züge mehr. In diesem Augenblick fällt Griechenland in seine Landschaften auseinander, es ist als richte jede ihre uralten Grenzen wieder auf; auch die Schiffe verbinden ja die Häfen nicht mehr. Draußen vor dem Gebäude stehen Reisende und Bahnarbeiter, sie lesen den Streikaufruf, der mit roter Tinte geschrieben und mitten auf die Fahrpläne und Preistabellen geheftet ist. Ein Arbeiter zuckt die Achseln und sagt: Wir verdienen fünfzehn Drachmen den Tag, wer soll davon leben? Ein Paar Stiefel kostet achtzig Drachmen in der Stadt.

Der Vergleich ist klassisch, er ist in allen Ländern derselbe; es war drüben in Italien nicht anders, vielleicht sieht es in diesem Augenblick in Norwegen oder in Spanien nicht anders aus als hier. Das Militär bildet vor dem Bahnhof eine Reihe, es sieht aus, als ob der Streik noch andere Ursachen habe, es dauert eine Weile, die Soldaten schnäuzen sich und fangen zu rauchen an, dann ziehen sie ab.

Vor dem Kaffeehaus an der Ecke sitzend komme ich mit einem steif und düster aussehenden jüngeren Mann ins Gespräch. Er wollte nach Olympia reisen, er ist Techniker dort an einer kleinen neu erschlossenen Kohlengrube; er hat zehn Jahre Militärdienst hinter sich, er erwartet nochmals seine Einberufung, es geht gegen die Türken, aber es verstimmt ihn doch. Er ist von der Partei des Königs. Der Sturz der Mittelmächte, sagt er, hat alles Gleichgewicht aufgehoben. Wir bekommen zu spüren, daß England und Frankreich mit uns machen was sie wollen. Die Venise-

listen haben während des Weltkrieges die besten Offiziere unseres Regimentes, auch den Obersten, einen braven Mann, erschossen, er war von der deutschen Partei, und er hat recht gehabt. — Eine Minute später mache ich die Bekanntschaft eines anderen jungen Menschen, eines Reisenden, er ist Vertreter einer Zuckerwarenfabrik im Piräus. Er ist Veniselist, er war in Paris als die deutschen Geschosse einschlugen und die Panik ausbrach, aber er ließ sich von der Flucht nicht mitreißen, sondern wartete in ungeheurer Spannung auf die Deutschen. — Ihre Partei ist deutschfeindlich, sage ich. — Durchaus nicht, meint er, ich habe die größte Achtung. Ich bin aus Konstantinopel, wissen Sie; alle Griechen, die nicht in Hellas geboren sind, sind für Veniselos, er ist klüger als alle. Wenn er noch drei Monate Minister geblieben wäre, würde Konstantinopel heute griechisch sein.

Ich kehre in das Gasthaus zurück. Es gibt bessere in der Stadt, ich bewohne da ein mit drei Betten ausgestattetes Zimmer, das kahl ist wie eine Klosterzelle, aber es ist nah am Meer, und die dicke alte Frau mit ihren Hühnern und Ferkeln ist freundlich, ihr Sohn ist ein zuvorkommender und moderner Mensch, Vermieter eines Lastautomobils. Das vierjährige Waisenbübchen, das den Hauseingang und die Treppe bewacht, verkündet mit Freudengeschrei die Rückkehr des Gastes. Solange die Schiffe und die Eisenbahnen ruhen, werden Sie unser einziger Gast sein, sagt der Wirtsohn, es befindet sich nur noch ein Fräulein im Hause. eine Deutsche. Da Sie wieder da sind, müssen Sie ihre Bekanntschaft machen. Das Fräulein liegt zu Bett, sie ist ein wenig krank, doch das macht nichts, klopfen Sie an diese Tür.

Ich bin nicht neugierig, aber ich klopfe, das Fräulein liegt unter der Bettdecke und lächelt, sie hat rote Backen, das Haar ist ein wenig zerzaust, sie bittet um Entschuldigung; an der Wand hängt ein Blumenbukett aus Preßpapier, das

Plakat einer Karlsruher Parfümfabrik, auf dem Tisch liegt ein Schreibheft und ein Polyglott Kunze. Ich habe mich mit Feigenessen verdorben, sagt das Fräulein, morgen bin ich wieder auf; es ist auch so langweilig in Patras. — Warum langweilig? Mir gefällt es hier. Ihnen nicht? — Ach, Sie werden bald weiterreisen, aber ich muß warten. Ich warte auf einen Freund, mit dem bin ich hergekommen, er ist von hier, aber wieder nach Deutschland gefahren, er kauft Maschinen, wissen Sie. Ich bin seit zwei Monaten hier. Man ist ja einquartiert, der Wirtssohn ist ein Schulkamerad von ihm. Ich könnte heimreisen, wenn ich wollte; das Geld ist hinterlegt. Aber er ist jetzt auf dem Rückweg.

Viel ist da nicht zu fragen. Therese ist aus einer süddeutschen Großstadt, kleinbürgerlich-proletarischer Übergangstyp, gewitzt, hausbacken und ein wenig dreist. Die Bekanntschaft mit dem Griechen, die Reise nach Mailand und nach Patras war unterhaltender als die Schreibmaschine; es scheint von einer Seite die Absicht auf Heirat vorzuliegen.

In Patras ist kein Vergnügen mehr, seit die Schiffe streiken, sagt das Fräulein; sonst war es so nett, im Hafen umherzurudern; es gab immer Neues von den Schiffen, Gäste im Haus, Spaziergänge durch die Stadt, außer an den windigen Tagen wo alles im Staub erstickt. Die Umgebung ist hübsch, es gibt einen Weg über die Höhen an der Burg vorbei, aber niemand will mitgehen; man macht hier keine Ausflüge, außer in den Garten der Brauerei. In Griechenland ist noch Karneval, die jungen Leute gehen des Abends maskiert auf die Straße, dringen in die Restaurants, werfen den Gästen Konfetti auf die Köpfe, necken mit verstellter Stimme die Bekannten und verschwinden wieder. Ich besuche mit einer Freundin die Bälle, der Tanz dauert leider nur bis sieben Uhr abends, die Mädchen sind für sich, später tanzen die Herren für sich, die Geschlechter sind streng getrennt, es ist ein zurückgebliebenes Land.

Niemals sieht man ein Mädel mit einem Mann zusammen auf der Straße, das ist fad, aber ich kann Ihnen sagen, heimlich trifft man sich doch. — Aber Ihr Freund? — Dem bin ich treu. Treu aber frei. Der Wirtsohn und die Alte passen schon auf.

Neben dem Haus ist eine Garküche. An den hölzernen Tischen versammelt sich mittags die Kundschaft, Arbeiter vom Hafen, zuweilen eine Reisegesellschaft von Auswanderern, die das Schiff erwarten. Der Wirt in seiner Schürze steht hinter den Töpfen am gemauerten Herd, die Gäste heben selber die Deckel von den kupfernen Schüsseln und schauen nach, was es gibt. Es gibt die klassischen Gerichte der mittelländischen Seestadt: Pillaw, Carbonaden, Hammelköpfe mit schwarzem Gemüse, Reissuppen mit Öl, Eiern und Zitronenstücken, Tunfisch, Muscheln. Das Essen hat etwas Barbarisches. Knochen und Knorpel gehen mit in den Teller, die Fische schmecken ein wenig bitter, sie sind frisch, aber schlecht geputzt, und wer zu spät kommt, findet das Herdfeuer erloschen. Aber ich sitze lieber hier als in den Bierwirtschaften; ich mache die Bekanntschaft eines Zimmermannes, der früher in Brooklyn in einem Holzgeschäft war, treffe einen ausgedienten Soldaten, er will wieder auf seinen Platz nach Boston in einer Schuhfabrik, ein junger Bauer aus Argos ist da, er will nach Milwaukee, um als Gärtner sechzig Dollar die Woche zu verdienen, in einem Jahr will er Frau und Kind nachkommen lassen. Jeder dieser Männer sagt: Wir kommen in Griechenland nicht vorwärts. Wir sind wiedergekommen, man hat uns Eisenbahnen versprochen, Industrie, Schulen, Feldbewässerung, aber wir waren im Krieg, immer gab es neue Kriege. Sowohl der Zimmermann wie der Fabrikarbeiter wie der Bauer kennen sich schon aus im New Country, sie haben Bekannte im German Element; es scheint mir, mit den anderen Amerikanern sind sie wenig zusammengekommen, sie halten sich drüben

selbst von den Italienern zurück, die ihnen der Herkunft nach am nächsten stünden. Es gibt Griechen drüben, sagt der Zimmermann, die haben mit einem kleinen Candy-Wagen angefangen, den sie durch die Straßen von Chicago schoben und sind reich geworden; ihre Söhne sind Advokaten und heiraten German Girls, die deutschen Mädchen sind sparsam und häuslich, man heiratet lieber zu den Protestanten als unter die römischen Katholiken.

Es ist wahr, unsere Gespräche hier haben eine plebejische Atmosphäre, aber diese freimütigen und fremdenfreundlichen Leute aus dem Volk sind ohne Hintergedanken. In ihrem Wesen verbrüdert sich ein altes Griechentum mit dem einfachen und jugendlichen Geist von Amerika; in diesen Gesprächen schlägt auch unvermutet etwas von der Wärme, die die Deutschen der niederen Klasse im amerikanischen Lebensgebiet verbreiten, auf mich zurück. Das alles ist wohlthuend und kürzt die Zeit.

Abends sind nur einzelne Gäste da. Eine Petroleumlampe brennt nah der Tür an der weißen Wand, die Tiefe des Raumes liegt im Schatten. Der Wirt begrüßt mich wie einen alten Bekannten, sein Junge rennt davon und kehrt mit einer Flasche des stark geharzten roten Weines wieder, nach dem Essen tritt der Mann an den Tisch und beginnt das Gespräch. Er ist zur See gefahren, er liebt es, politische Betrachtungen anzustellen und hat eine Art, die Ungereimtheiten der Welt als ebenso lächerlich wie bedauerlich erscheinen zu lassen. Diese Art entspricht mir; es ist in ihr etwas Gelassenes, es ist nicht die bohrende und apokalyptische Art der kleinen Leute daheim, die zuweilen scharfsinniger, aber dem Leben fremder sind. Ich bemerke erst beim drittenmal, daß abends bei unseren Zusammenkünften eine Frau zugegen ist, sie steht schweigend im Schatten grau und ernst mit verhülltem Mund wie alle älteren griechischen Frauen, ein Geschöpf des Hinter-

grundes. Doch ist es als ginge von ihr eine Macht aus; ich spüre sofort, wenn sie da ist, ihre bloße Anwesenheit macht das Gespräch überlegter, vielleicht versteht sie von allem, was wir da schwatzen, kein Wort.

Therese erwidert meinen Besuch. Wir stehen am Fenster, sie zeigt in die Straße hinab, wir sind an der Rückseite des Hauses, aus den Läden schauen Gesichter herauf, der Kleiderhändler grüßt, der Friseur, hinter der offenen Tür beschäftigt, zeigt unruhig den Kopf, der Apotheker hat plötzlich am Fenster zu tun, und im Stockwerk über ihm hinter halb geöffneten Läden erscheint ein hübsches Gesicht, es ist die Schwester des Apothekers, ein schwarzes Mädchen, die ältere Schwester kommt hinzu, sie zankt ein wenig mit der Kleinen und bleibt. Die Griechen schauen aufs blonde Haar, sagt Therese, sie sind närrisch danach. — Und wir Blondes lieben die schwarzen Augen, sage ich. — Wenn sie groß sind und glänzen, mag ich sie, sagt Therese, die Brauen müssen weit gebogen sein und in der Mitte zusammenstoßen. Die Augen der Griechinnen sind schön, aber ihre Haut, ihre kurzen Beine, ihr Krähen, ihr Gesichterschneiden und Stirnrunzeln! Die Frauen werden früh alt, meinem Freund sind sie nicht munter genug, mir erst recht nicht; sie sind eng erzogen. Mich kennt die halbe Stadt. Auf einmal fing alles an und promenierte vor meinem Fenster, ich war ganz erschrocken, es war nichts als Neugier bei den Leuten. Auch die Schwestern von meinem Mann gehen manchmal vorüber, wir kennen uns noch nicht, aber sie wissen genau wer ich bin, meine Freundin war bei mir. Sie hatten sich fein angezogen, da habe ich lachen müssen, da lachten sie auch. Sie wohnen in einem Landhaus vor der Stadt, ich sitze da am Fenster und nähe meine Sachen. Manchmal zeichne ich die Bilder aus den Zeitschriften nach, manchmal schreibe ich eine griechische Übung in das Schulheft. Wenn es mir gar zu dumm wird, gehe ich zu den Hausleuten, und wir erzählen uns

was. Morgens geh ich aus und hole mir Nieren und Lungen beim Metzger, dann koch ich mein Essen und tu ein Gewürz daran wie bei uns daheim, manchmal mag ich schon gar nichts essen. Ich wär arg froh, wenn ich erst wieder in Deutschland wäre; dann sag ich mir aber, es ist nicht mehr wie früher. Meine Freundin hat Verwandte in der Stadt, gute Leute. Es geht einfach bei ihnen zu, aber sauber, und essen tun sie besser als bei uns daheim, ausgehen tun sie nie; nur am Sonntag in die Kirche und an den Festtagen. Jetzt sagen Sie, einen Landsmann wird man schon fragen dürfen, also was meinen Sie, mein Freund hat gesagt, er will mich gleich heiraten, wenn er wiederkommt. Wenn er sich aber anders besonnen hat? Und von mir aus, wenn er mich nicht von hier fortnimmt, weiß ichs erst recht nicht.

Nachmittags sitze ich auf einem Felsen neben der Burg. Unten ist das Meer; wende ich den Kopf, so schaue ich in die mit Weingärten, Zypressen und Dörfern bestreuten Täler. Zuweilen gleitet der Schatten eines Papierdrachens vorüber, immer ist ein Lüftchen hier oben, Knaben aus der Stadt lassen Drachen steigen. Diese Landschaft ist frei und öffentlich, aber nicht mehr als eine Verheißung; ich bin unzufrieden, der Streik hält mich fest. Als ich die Anhöhe hinaufstieg, kam ich durch unsaubere Gassen; die Regelmäßigkeit der unteren Stadt hat ein Ende und geht in eine felsige Dörflichkeit über. Vor den Hütten sitzen zerlumpte Frauen, halbnackte Kinder spielen im Staube, vom Land kommen Schafherden, mit Holzkohle beladene Eselchen, Soldatenabteilungen. Unter der Burg steht eine Kirche in weiß und hellblau und ein Gebäude mit Gittern bis auf den Erdboden. Ich ging vorüber und wurde angerufen; aus dem Gitter streckten sich Hände wie Becher und Zangen gekrümmt, vor den Fenstern standen einige Leute, die Brot und Früchte gaben, ein Soldat unter Gewehr blieb dabei. In

das Gefängnis schien die Sonne, drinnen saßen Kartenspieler, lagen Schlafende, am Fenster standen Rauchende und Zeitungsleser. Ich kam auf den Feldweg. An einem Zaun brannte Reisigfeuer, gelber Rauch schwelte im Sonnenschein, in dem erbsenbreifarbenen Rauch flogen Fetzen orangefarbenen Feuers. Mir schien in diesen Flammen mehr Geheimnis zu sein als im Gesicht und Schicksal der Menschen.

Man sieht von hier oben auf die Einfahrt zum korinthischen Golf hinunter. Jenseits der Meerenge ragen zwei Berge, riesige Pyramiden von gleicher Höhe wie Zwillinge, ihre Gipfel scheinen voneinander ebenso weit entfernt wie von der Meeresfläche. Der Bau dieser Berge hat etwas Absichtliches. Die entferntere der beiden Pyramiden ist von einer Schlucht gespalten als führe da ein Kellertor tief ins Innere der Erde. Die Berge scheinen unbewohnt, ja unbewohnbar; vielleicht verbirgt sich hinter ihnen eine der vielen kleinen Hinterwelten, an denen Griechenland so reich ist. Nach der Karte muß neben diesen Bergen die Lagune von Missolongion liegen, dahinter ein faltiges Gebirg mit kleinen Orten, die eine Bahn verbindet. Unten im Hafen liegt ein kleiner schwarzer Dampfer, der einzige, der von allem Schiffsverkehr noch übrig ist. Er ist das Boot, das zweimal täglich zu dem Bergvorsprung hinüber fährt. Man hat mir gesagt, die Bahn drüben gehe noch, ich will hinüberfahren.

In der Nacht prasselt Regen. Die Hähne krähen in einen kalten Morgen, dunkelblaue Fischerboote schaukeln in der eisengrauen See. Ich besteige das Schiff und erfahre, daß heute drüben der Streik beginnt. An Bord ist niemand als ein junger Bauer und seine Frau, kindhaftes Wesen mit strahlenden schwarzen Augen; sie wird bald Mutter werden. Die beiden reisen nach Agrinion und wollen nicht warten; die Zartheit des jungen Weibes in dem rauhen Wetter, in

diesem ungastlichen verstimmenden Zustand des Landes macht mich traurig, es ist als würde sie in ein Versteck gebracht. Weiße Wolken, das hellste in der grauen Morgenlandschaft, häufen sich um die Berge, die See schäumt im Westwind, die Öffnung des korinthischen Golfes glänzt weißlich. Das Schiff schlingert und nähert sich kämpfend jenen Bergen; sie heißen Warassowa und Klokowa. Diese Namen klingen nicht griechisch. Um den östlichen Berg rankt sich ein Pfad wie eine Peitschenschnur, ein Dorf, bejammernswert, versteckt sich im Einschnitt. Der andere Berg ist wirklich in der Mitte geborsten, er wird immer seltsamer. An der Seite des Einbruchs sind wahre Zyklopenmauern; die Schlucht ist weniger tief als breit und rau; in ihr, haushoch über dem Meere, ist eine Höhle, von keiner Seite zugänglich, die Wölbung ist hoch, wie von Rauch geschwärzt, wie von Beilhieben geschaffen. Menschen müßten in diesem fürchterlichen Eingang wie Zwerge verschwinden, doch ein riesiges meergeborenes Wesen könnte in ihr hausen wie der furchtbare Polyphem. Vielleicht ist es jener mythische Schafstall, aber keine andere Weide liegt vor ihm als die von weißen Vliesen wimmelnde Meerflut.

Der Dampfer liegt an der Ecke des Berges auf der Reede, im strömenden Regen werden Warenballen in das Leichterboot geladen, es dauert lange bis es voll ist. Das junge Paar fährt an Land und sucht Zuflucht im Schuppen, der Mann will nach einem Lastauto telephonieren, die Landungsstelle drüben heißt Schwarzwasser. Die Schwemmlandschaft vor Missolongion liegt in tiefen Silbernebeln tausend Meilen entfernt von allem Menschlichen; in dieser schweigsamen Abgeschlossenheit endete das Leben Byrons. Ist es ein Jahrhundert her oder ein Jahrtausend? War es gestern? Die schwer zugängliche kleine Stadt war Waffenplatz der Aufständischen; Byron, auf seiner Brigg von Kephallonia herüber segelnd, erlitt Schiffbruch und

erreichte schwimmend diesen Strand. Den Dichter, den das Meer nicht schlang, weil er sich in einen Fisch verwandelte, verzehrte der Feuerbrand des Fiebers. Der große Volksaufstand hat längst begonnen in den Mythos aufzugehen. In diesen Landschaften des jonischen Meeres spielte der Roman des Odysseus. Es ist als sei Byrons Episode niemals mehr gewesen als ein Teil des homerischen Gedichts.

Wir fahren wieder. Das Schiff kehrt nach Patras zurück, es wird erst morgen wiederkommen, ich habe vorgezogen, an Bord zu bleiben. Ich suche im Sturzregen einen Schutz unter dem Zeltdach bei der Maschine. Die Heizer sind heraufgestiegen, sie sitzen auf der Bank, spielen mit ihren Katzen, strecken sich aus, entfalten die Zeitung und fangen an zu schlafen; nur der älteste, auf der Eisenleiter stehend, die Arme aufgestützt, schaut aus der Luke und fragt mich endlich, was für ein Landsmann ich sei. Ich frage ihn, warum er arbeite, während die übrigen Schiffsbesatzungen streiken.

Ich bin kein Sozialist, sagt er, ich bin Demokrat.

Ich spüre in dem griechischen Worte hier einen tieferen Sinn als in den anderen Sprachen, vielleicht lebt in ihm noch ein wenig von dem antiken Inhalt; ein Volk schuf ihn, das sich stark genug fühlte, über seine größten Feldherren das Scherbengericht abzuhalten und seinem mutigsten Philosophen den Giftbecher zu reichen.

Die Sozialisten, fährt der Heizer fort, haben keine Ahnung. Sonst würden sie die Internationale zusammenfügen, statt sie aufzulösen. Es gibt nur die zwei Internationalen, die obere und die untere.

Welches sind nun nach Ihrer Meinung die Arbeitgeber: die Reichen oder die Armen? Nehmen nicht die Volksmassen von denen, die das Geld haben, die Arbeit? Müssen sie also nicht warten, bis sie von diesen den Auftrag empfangen zu arbeiten, und warten sie nicht oft vergeblich?

Ist es da nicht recht, auch die anderen einmal warten zu lassen?

Das letztere ist trotzdem verkehrt, sagt der Heizer; denn das Volk, das leben und sich vermehren will, kann nicht warten.

Bürdet nicht das Volk den Reichen die Aufgabe auf, sich über Erfindungen den Kopf zu zerbrechen, die allen zugute kommen?

Es würde sich so gehören, nickt der Mann; und es gab eine Zeit, wo die Armen in Hellas zu herrschen verstanden. Für sich selbst genügsam, hielten sie die Reichen wie Milchkühe, die sich auf der Wiese sättigen, um gemolken, vielleicht auch einmal geschlachtet zu werden. Heute ist es umgekehrt. Die Reichen herrschen, und die Sozialisten, die gegen die Reichen kämpfen, befestigen nur deren Herrschaft, denn diese setzen sich natürlich, wie eine Herde zusammengetrieben, mit Nägeln und Klauen zur Wehr.

Aber Sie selbst, mein Freund, sind ein Arbeiter und sind vielleicht froh, eine Arbeit zu haben.

Das Volk ist zu arm, um mir Unterstützung zu zahlen, ich bin nicht für den Müßiggang. Sie werden sehen, daß das Volk immer scheitert, wenn es versucht, es den Reichen nachzutun; ich finde, daß wir arbeiten sollten, statt zu streiken. Denn das Volk ist zuletzt der Geber und der Mächtige nur dann, wenn es mehr arbeitet als von ihm erwartet wird, wiederholte der Heizer hart. Ich bin weit umhergekommen, ich war in Hull und in Bremen, ich habe meine Freunde da und dort. Die Unternehmer leisten ihr Gutes, aber nicht genug. Viele von ihnen sind träge geworden, man merkt ja täglich ihre Dummheit, das Volk macht vieles Versäumte von sich aus wieder wett, es sollte aber die Reichen zwingen, von sich aus mehr zu arbeiten und Besseres zu leisten. Das Volk will die Ordnung sowohl für sich wie für sie.

Und wie erklären Sie die jetzigen Zustände in Griechenland?

Der Mann nennt den König und zuckt die Achseln. Wir haben niemand, der uns versteht, sagt er. Veniselos war eine Zeitlang gut, er hatte unsere Einheit zum Ziel, aber er war ein Tyrann. Es war richtig, ihn fortzuschicken.

Sie sind trotzdem ein Rumeliever, sage ich.

Ja, und von Imbros gebürtig. Wir rumelischen Griechen stehen denen von Hellas nicht nach, wir sind in manchen Dingen bessere Griechen als sie, und wir Griechen alle gehören zusammen, dann erst wird man wieder sagen können, der Grieche ist der Kluge. England ist schuld daran, daß die Griechen noch immer getrennt sind.

Ich wollte mehr wissen, ich wollte den Heizer fragen, was er denn unter England verstehe, ob er auch das England des Lord Byron meine; ob er wisse, wie Byron zuletzt verzweifelt über die Griechen gesprochen habe; traten nicht, als er schon im Delirium des Fiebers lag, die meuternden Selioten an sein Lager, um mehr Geld zu fordern?

Aber wir näherten uns dem Hafen von Patras, die Männer standen auf und waren auf ihrem Posten, als das Schiff vor Anker ging.

Am Nachmittag treffe ich Therese auf der Mole. Wir setzen uns an ein Tischchen im Windschatten des kleinen Leuchtturms; ein paar Offiziere in neuen gelben Stiefeln und groben Felduniformen sitzen in der Nähe, sie sehen schweigend über ihr Glas Wasser hinweg auf das Meer. Ein Fischerboot kämpft mit den Wellen, man sieht es kurz vor der Felsenlinie des Wellenbrechers in den Hafen schlüpfen und die Segel niederlassen. In unseren Täßchen schillert perlmuttern der Schaum des glühendheißen Kaffees. Therese hat verstanden, daß mein Abenteuer in Griechenland das ihre nicht zu kreuzen verlangt. Alles ist einfach. Sie war eine Zeitlang in Zürich Kellnerin, ihre Jungfernschaft

war Geschenk an einen Studenten, der nach Wien mußte als der Krieg kam, sie hat in den Munitionsfabriken gearbeitet, vier Brüder waren im Feld, zwei sind übrig, beide Kürschner und verheiratet in derselben Stadt, der eine ist Chauffeur bei der Feuerwehr, einen um den andern Tag hilft er dem Bruder im Geschäft. Niemand daheim mißgönnt ihr den Griechen, ihre Stellung bei der Firma wird vielleicht noch offen sein, wenn sie eines Tages wiederkommt. Aber sie ist doch gespannt auf die Rückkehr des Freundes. Er schickt Briefe, auch Zettel, nachts mit wenigen Zeilen beschrieben; sie liest das alles durch das Wörterbuch, sie versteht noch nicht alles, es ist sehr ideal. Meine Seele braucht eine Herrin, schreibt er. Ich liebe die Seele, nicht nur deinen Körper, deine blauen Augen. Ich werde nur eine Deutsche heiraten, mein Haus soll dir gehören. Habe keine Sorge, wir werden oft nach Deutschland reisen, du sollst es besser haben als viele Frauen in deiner Heimat und in der meinen.

Ihr Freund scheint älter zu sein als Sie?

Er ist nur ein paar Jahre älter, aber ich glaube, er ist klug.

Ausgezeichnet. Dann machen Sie kurzen Prozeß, wenn er da ist. Lernen Sie weiter Griechisch. Er wird vielleicht den Wunsch haben, in Patras zu bleiben. Es ist doch hübsch, ein eigenes Haus zu haben, Patras muß nicht immer langweilig für Sie sein; ein Mädchen, das nachzugeben weiß, verzichtet noch keineswegs auf die Mittel, seinen Willen durchzusetzen. Wissen Sie was ich dachte, als ich Sie zum ersten Male sah, als Sie im Bett lagen?

Sie lacht. Die Männer sind mißtrauisch, ich weiß das schon. Aber nein, ich wär mir zu schad, jetzt ein Kind zu haben. Jedes Kind, das heutzutage auf die Welt kommt, kann einem leid tun. Man lebt, man amüsiert sich, und dann ist man tot.

Das wissen wir nun durchaus nicht.

Der Reiz des Gespräches ist verflogen. Sie schweigt, dann zieht sie ihre weiße Wollkappe über die Ohren und knöpft die Jacke.

Mit einem Landsmann kann man sich doch besser unterhalten als mit den anderen, sagt sie verlegen, fremd und freundlich. Ich muß zur Freundin; wir wollen in das Kino.

Und sie eilt über die Mole, ihre Röcke flattern, die Fischerboote schaukeln, ein Mann mit einer Stange und nackten braunen Beinen richtet sich auf zwischen den fettigen, grünlich besonnenen Steinblöcken und steigt aus dem Wasser. Es wird dunkel, der Horizont ist rot, ein erstes Licht glänzt aus der Stadt. —

Am südlichen Ende der Stadt steht die Kirche des heiligen Andreas, des Schutzpatrons, des erstberufenen und in Patras gekreuzigten Apostels. Sie ist schmucklos wie ein calvinistisches Bethaus, innen ein Saal mit geschnitzten Pulten und metallenen Heiligenbildern. An der Landstraße steht ein Brunnenhäuschen, man steigt alte Marmorstufen hinunter und findet vor dem mit Öl und Kerzenwachs beschmutzten Gitter des Heiligenbildes den kupfernen Becher mit einem geknoteten Strick in der Nische befestigt. Man läßt ihn in das Wasserloch hinab und trinkt das Wasser, das lau und süßlich ist. Diese Quelle kaum hundert Schritt vom Meer war im Altertum ein Krankenorakel. Die Menschen sahen im Spiegel des Brunnens ihr Gesicht als das eines Lebenden oder eines Toten. Zwischen dem Meer und dem Brunnen ist das schmale Geleise der Bahn und eine Laubenhütte, die klein ist wie die Wohnung eines Bahnwärters. Dort verbringe ich Morgens und Nachmittags die sanften Stunden, das Meer ist wieder blau und groß. Jetzt kenne ich die beiden Berge da drüben. Ihr Anblick beunruhigt mich nicht mehr, es geht etwas wie Größe und Freundschaft von ihnen aus. Ein Priester leistet mir Gesellschaft, schweigend sitzt er auf der Bank vor seinem Täßchen und dem Wasserglase,

ein älterer Mann. Sein langes schwarzes Magiergewand und das im Nacken geknotete Haar gibt ihm das Aussehen eines Mannweibes. Er gehört zu der Kirche und zu dem Brunnen. Wohl niemals war der Priester ganz fern von diesen Orten, wohl immer flocht er zwischen Menschenschicksal und Naturkräften die unsichtbaren Bänder hier. Das Gesicht des Mannes ist weich und ernsthaft wie ein russisches. Das Volk denkt schonend über den Müßiggang der Mönche und der Priester, es hat ihren Anteil am Elend der Türkenherrschaft, ihre Kraft und Güte in der Erhebung nicht vergessen. Diese milden Häupter sind von der russischen Krisis noch unberührt. Unendlich langsam schleicht diese Krisis über den Osten. Aber sie ist da. Oh, sie ist da!

Ich mache die Bekanntschaft neuer Müßiggänger, jetzt ist es ein Kaufmann aus Pyrgos, der eine Schiffsladung Mehl aus Amerika erwartet. Wer war nicht in Amerika? Der Mann lebte einige Jahre in Neuyork, er fragt, da ich ein Deutscher bin, nach Katalogen für Jagdgewehre, auch hätte er gern die Adresse einer Fabrik für Wachskerzen. Ich meine, daß Griechenland an Wachs und Honig nicht ärmer als Deutschland sei, er antwortet aber, Kerzen seien im Lande fast unerschwinglich geworden, man brauche sie nun einmal für die Kirche, und in Deutschland seien sie bestimmt billiger. Er brauche zunächst für sich selber eine große dicke gelbe Kerze, er habe sie dem heiligen Gerassimos von Kephallonia in der Kathedrale von Pyrgos versprochen. Ich erkundige mich. Gerassimos ist ein Heiliger aus der Türkenzeit und in Kephallonia begraben; obwohl die Wallfahrt zu seinem Kloster schwierig ist, so besuchen doch viele Leute seinetwegen die Insel. Ich muß nun dem Kaufmann Auskunft geben, ob auch in Deutschland die Heiligen verehrt werden und ob wir Reliquien besitzen. Unsere vollständigsten und größten befinden sich in Köln, in Hildesheim und Fulda, sage ich, aber es gibt

nicht viele mehr, deren sich das ganze Volk erinnert. Nur die heilige Elisabeth, eine Wohltäterin der Armen, die eine Fürstin war und zur Zeit des heiligen Franziskus lebte, macht eine Ausnahme; sie ist sowohl den Katholiken als auch den Protestanten ehrwürdig.

Schade, das ich Deutschland nicht kenne, sagt der Kaufmann, ich kenne nur die States. Das einzige, was mir an den Amerikanern leid tut, ist, daß sie keine Heiligen haben.

Wir Deutschen, muß ich sagen, beneiden die Griechen um ihre Heiligen nicht so sehr; eher beneiden wir euch um die alten Götter.

Ihr seid gebildete Leute, antwortet der Grieche. Ich habe gehört, ihr lernt unsere Mythologie schon in den Schulen, wir natürlich ebenfalls; aber was weiter? Es sind doch tote Dinge. Die alten Gebräuche unserer Kirche dagegen sind schön. Ich bin ja fast ein Amerikaner und ein moderner Mensch. Wir haben viele Heilige, aber sie gehören zur Familie; wir lieben fast alle. Es wäre unnütz zu fragen, warum. Vielleicht könnte man es in bestimmten Fällen sogar sagen. Es gibt nichts, was man an ihre Stelle setzen könnte. —

Endlich reißt der geschlossene Kreis der Dinge wieder auseinander. Das Militär hat den Betrieb der Bahn übernommen. Ich werde nach dem Süden fahren. Der Ozeandampfer, den die Auswanderer erwarten, ist da; abends steht er im Hafen hell beleuchtet wie ein Palast; er glänzt aus allen seinen Luken wie ein erleuchtetes Theaterhaus. Ein großes Schiff vor einer kleinen Stadt ist eine Herausforderung, die etwas Tragisches hat. Hamburg oder Neuyork mag für Schiffe solcher Art geschaffen sein, es steckt sie einfach in die Tasche; hier aber ist das Schwergewicht bei dem Schiff, das sich nähert und entschwindet wie ein Gestirn; das Städtchen ist so blaß und wiegt so leicht. Die Mole, steinernes Lineal, ist schon nicht

mehr Heimatboden; sie wimmelt von Auswanderern, die in die Boote steigen. Kein Baumzweig streift die Abschiednehmenden, die Händler mit den Heiligenbildern treten vor die Boote, klettern mit an Bord hinüber, die Auswanderer kaufen Stück um Stück, Bilder aus buntem Öldruckpapier in gipsernen Rahmen. Man wird dann im Schlafsaal des Schiffes den heiligen Nikolaos, Georgios und Gerassimos an die Bettpfosten genagelt finden, einige von diesen Bildern schweben in die Neue Welt hinüber und schauen, bärtige Greise in Kronen und Gloriolen, in die kahlen Stuben der bartlosen satten Amerikanergriechen.

Das Schiff entfernt sich früh am Morgen, die kleinen roten eisernen Gerippe der Kranen an den Enden des Wellenbrechers verbeugen sich höhnisch, das Schiff taucht wie eine Ente in den Horizont. Es hat den Hafen tückisch und ohne Ruf verlassen, die Reisenden schlafen, einige stehen frierend am Schiffsgeländer und sehen offenen Mundes auf das weiß verhüllte Gebirg zurück. Stille Glanzlandschaft von Meer und Küste. Dem Hof des Ufers entwichen gehen Segel wie Frauengestalten in weißen Gewändern über die Meeresfläche. Der Zug fährt den Hafen entlang, die Lokomotive pfeift schrill und dünn, singende Knaben stehen auf den Trittbrettern.

OLYMPIA IST LÄNGST DURCH EINEN SCHIENENWEG mit Patras verbunden. Aber der Eisenbahnstreik zwingt mich, in dem Städtchen Pyrgos darüber nachzudenken, ob ich den Rest der Strecke zu Fuß zurücklegen soll. Ich treffe im Gasthaus einen Mann, der in ein Dorf des Hügellandes reisen muß bis nahe an die Stätte; wir werden einig, uns in einen Wagen zu teilen. In der sonnigen Morgenfrühe fahren wir dem Gebirge zu. Die Straße führt zwischen Feldern hin, durch kleine von winterlichen Wassern aufgerissene, mit Schlamm und zerbrochenen Baumästen ausgefüllte Flußtäler, sie überschreitet als Schlangenweg eine kahle Anhöhe, es ist wohl noch dieselbe Straße, auf der die Griechen im Altertum zum Festplatz zogen. Hirten mit milchweißen Schafen kommen uns entgegen, zuweilen ein Trupp von Eselchen, die mit Bergen von Holz bepackt sind. Dörfer sind selten. Sie erscheinen da und dort mit ihrer Umgebung von Feldern wie große Gärten; das einzige, das wir durchfahren, liegt mit seinen steinharten Gassen an einem Abhang, gelbe Hunde begleiten uns mit Gebell, wir kommen an einer kleinen Kirche vorüber und an dem von einem Mäuerchen umgebenen Friedhof. Dieser ist ganz von schmalen besengleichen Zypressen bestanden, er ist eine Wildnis von blauen Lilien, die in ihrer Üppigkeit und Einfachheit etwas Feierliches haben. Einzelne Felder sind eingezäunt mit einem japanisch leichten und zähen Geflecht von zugespitztem Schilfrohr, das an Festigkeit dem Bambus verwandt ist. Auf einer inselgleichen Höhe steht das Kloster von Alt-Barbassana. An fernen Felswänden erscheinen Grot-

ten im Muschelkalkgestein. Wir steigen abwärts. Dieses breite Tal ist fruchtbar. Ich stelle mir vor, die Bauern hier müßten reich sein, aber sie sind arm. Die Felder sind mit Reihen regelmäßig gepflanzter Korinthenbäume bedeckt. Diese der Rebe verwandten Zwergbäume erfordern eine mühsame Pflege. Männer und Frauen sind den ganzen Tag auf den Feldern, die Männer führen das schwere Winzermesser, die Frauen stehen in Reihen und schwingen ohne aufzusehen den Hackspaten, der den Boden lockert.

Die Landschaft von Olympia ist weltabgeschieden, doch nicht verschlossen; sie ist nichts weniger als heroisch. Sie mündet in ein kleines idyllisches Tal, dessen Abhänge fast nordisch bewaldet sind. Sie ist vom Meer zugänglich wie von den schneebedeckten Bergen in ihrem Hintergrund, im übrigen könnte sie in der Rhön liegen. Ihre aus gelblichem Sandsteinfelsen bestehenden Grotten verraten die Herkunft des Landes aus dem Meere. Eine eigentümliche Vorstellung von Heiligkeit verbindet sich mit dieser Landschaft; ist es, weil sie nichts ist als ein Feld unter einem hohen Himmel, von kleinen Hügeln umzogen? Weht hier immer noch etwas vom Geiste der Auserwähltheit, der diese Landschaft einst zur berühmtesten machte? Diese Grotten könnten noch immer den Nymphen zum Aufenthalt dienen. Die Stätte der Tempel und des Stadions zu Füßen des Kronoshügels war ein Aufenthalt der Gottheiten, sie ist noch jetzt ein Gegenstand der Scheu. Der Harzgeruch der Kiefern und der frische Luftzug, der zur Zeit der Tageshitze vom Meere kommt, macht sie ganz heimatlich.

Die Stätte des alten Olympia im Schatten des Hügels ist von Gruppen turmartiger Kiefern bestanden; man findet sie nicht sofort. Die Tempelstadt die hier glänzte, war aus dem Heerlager des sagenhaften Königs Pelops entstanden, den die elische Landschaft verherrlicht, vielleicht aus noch älteren Waffenplätzen assyrischer oder libyscher Kolonien-

gründer; es ist eine kleine Fläche, geschützt von Hügel und Fluß und zwischen beiden gelegen. Wenig, beinahe nichts ist von den Gebäuden übrig, aber die tieferen Stellen des Ortes sind voll von Trümmern wie ein Steinbruch. Ins Pflaster sind die Rinnen eingeschnitten. In ihnen funkelte einst das Bergwasser, das die Bäder füllte oder das Blut der Opfertiere von den Altären hinwegnahm. Diese Stätte ist der Friedhof eines ungeheueren Ruhmes, aber sie hat nichts Trauriges. Griechen und Orientalen lieben das fließende Wasser der Quelle. Wer die Mühsale der Wanderung über Gebirge und Wüsten in südlichen Ländern kennt, der begreift, wie sich an diesem Ort alle wohlfühlten, die aus der Ferne gekommen waren. Wasserläufe belebten die steinerne farbenreiche, von Platanen und Zypressen beschattete Stadt. Ihre Mauern umschlossen ein Viereck, das kaum mehr Raum einnahm als ein Dorf; aber wie ehrwürdig ist der Inhalt dieses Vierecks, es war eine Tempelstadt ohne Nutzgebäude, eine Burg, die den Göttern ganz gehörte. An ihr, durch einen schmalen Gang verbunden, hing das von den Sitzreihen umgebene Stadion länglich wie ein Magneteisen. Aus den Karten und Aufzeichnungen der deutschen Gelehrten, die die ungeheure Arbeit der Ausgrabung leisteten und aus den Funden, die das kleine abgelegene und köstliche Museum verwahrt, ersteht uns ein ahnungsvolles und lebendiges Bild jener frohen Zeit, als alle vier Jahre im ersten Vollmond nach der Sommersonnenwende die Abgesandten aller griechischen Stämme sich an diesem Ort versammelten, der jahrhundertlang das Nationalheiligtum aller Griechen war. Noch stehen die Grundmauern der Palästra, in der sich die Jünglinge im Schutze des Hermes auf die Wettkämpfe vorbereiteten. Waffenlos kamen die Scharen der Pilger aus allen Landschaften Griechenlands. Sie kamen über Land zu Fuß und zu Wagen; an der Küste begegneten sie den Griechen der Kolonien, die mit ihren Schiffen gelandet waren, den Ab-

gesandten aus Sizilien und Nordafrika, aus Ägypten und Kleinasien und von den Küsten des Schwarzen Meeres. Die Gesandtschaften mit den Weihgeschenken, die Priester mit den Opfertieren, Athleten und Kampfrichter und Zuschauer wanderten die heilige Straße über diese milden Hügel, sie versammelten sich mit ihren Zelten um den geweihten Bezirk und schmolzen in der Festlichkeit zu einem einzigen Volk zusammen. Unsere Welt hat keinen Sammelpunkt von dieser Bedeutung. Man könnte sich in Deutschland eine Vereinigung von Baden-Baden und Kvelaer denken, eine Vereinigung von Kurort und Wallfahrtsort, wo Reiche und Arme, Glanzsüchtige und Wundersüchtige zusammentreffen; es gäbe von dem, was hier war, nur eine schwache Vorstellung. Diese Ansammlung von Tempeln, Schatzhäusern und Altären, von offenen Hallen und geschmückten Menschen war frei und bedeutend. Man müßte ein leeres schönes Tal in Thüringen mit einer neuen Stadt bevölkern, wo sich in regelmäßigen Zeitabständen die Jugend des gesamten deutschen Volkes versammelte zum Bündnis aller über die Welt verstreuten Deutschen, die aus den Landschaften des alten Vaterlandes und aus der Fremde dort zusammenströmen, aus Tirol und aus dem Banat, aus dem skandinavischen Norden, aus Rußland, aus Böhmen, aus der Schweiz und aus dem Elsaß, aus Palästina und aus den afrikanischen Kolonien, aus China, aus beiden Amerika. Die Gebäude, die Spiele und die Festgebräuche, die Ansprachen, die Lieder und die Schauspiele müßten der Würde eines Weltvolkes entsprechen; es wäre ihr Sinn, das Trennende zu überwinden, das Einigende vor dem Auge des ganzen richtenden Volkes fest zu machen. Das Stadion in Stockholm mit seinem gewaltigen Mauernhof und seinen schweren Türmen, die Riesenarenen amerikanischer Städte, die ehrwürdigen Ringplätze in Kyoto, die tausend Wiesenplätze abendländischer Großstädte, die dem Sport dienen, ahmen

nur im Profanen nach, was Olympia im Heiligen gewesen ist; sie haben nichts von seinem ergreifenden Charakter. Dem Morgenlande ist der Sport, wie er von den Griechen geübt wurde, fremd gewesen; dort gab es nur die phantastische ritterliche Waffenübung; in Griechenland entschied sich die Übung des Körpers zur befreienden und beglückenden Waffenlosigkeit, sie fand das Ideal in der Erzgegossenheit der jugendlichen Ringer. In den germanischen Ländern kommt man dem, was hier geübt wurde, noch am nächsten; die Verbindung zwischen den Übungen des Körpers und jenen anderen Übungen, die scharfes Auge, Geistesgegenwart und feste Hand erfordern, die Verbindung zwischen dem Botenlauf, dem Ringen, dem Faustkampf und dem Rennen der Pferde wird in diesen Ländern verstanden. Aber auch die geistige Welt von damals kam zur Rennbahn; der geistige Mensch von heute denkt über die Sieger der Rennbahn verächtlich, er gönnt ihnen ihre silbernen Kannen und Ehrenurkunden, die immer etwas vom Geschmack von vorgestern haben, er gönnt ihnen die rohen Wetten und den Totalisator. Im Athletentum hat das Geschäft gesiegt, im Geistigen die Bildlosigkeit.

In seinem steigenden und sinkenden Ruhm bestand Olympia fast ein Jahrtausend. Der Ort war niemals eine Stadt wie andere. Er lebte nur als Heiligtum, er diente lebendiger als jedes Parlament dem regelmäßigen Zusammentritt des Griechenvolkes, bis von diesem Volk nichts übrig war als ein erlöschendes Hellas und ein fanatisches Byzanz, das vernichtende Schläge gegen die Antike führte und im vierten Jahrhundert nach Christus die Olympischen Spiele aufhob. Aus den zerfallenden Tempeln rissen Seeräuber die letzten Schätze; die Mauern wurden als Steinbruch benutzt, die Säulen von Erdbeben zu Boden geworfen; schließlich verschwanden auch die Trümmer unter der Überschwemmungserde der beiden in ihrer Nähe zusammenfließenden

Flüsse. Auch diese beiden kleinen Flüsse Alpheios und Kladeos galten einst den Griechen als Gottheiten, als mythische Personen mehr im Sinne der Lebensbeschreibung als der Erdbeschreibung, und man errichtete ihnen auf der olympischen Stätte Altäre. Spät fand die Nachwelt aus den verstreuten Urkunden des Altertums die Andeutung auf das Gewesene, sie wagte es dann, den Spaten anzusetzen und den in Lehm vergrabenen Schatz an das Licht zu ziehen. Unter den Tempeln hier war der Heratempel der vornehmste; er gilt als der älteste auf griechischem Boden überhaupt. In ihm fanden sich die erzenen Tafeln mit den Spielregeln der Wettkämpfe; vor ihm grub man den Hermes aus der Erde, das Kleinod, den von Praxiteles gemeißelten. Vielleicht waren die anderen Tempel kostbarer. Aber auch von ihnen ist nichts übrig als steinerner Estrich, hingestürzte schwere Säulen, deren Trommeln sich voneinander gelöst haben, und Bruchstücke des kristallischen Gebälks. Zu Füßen des Kronoshügels ist eine Mauerstufe. Über ihr sind die kleinen Fundamente der Schatzhäuser der griechischen Städte aufgedeckt, zu Füßen der Mauer lag der Eingang zum Stadion, heute im Dornestrüpp ein tiefgelegener Bogengang. Ein Weg, der aus dem Wald hervortritt und am Rande der Felder nach den Landschaften Arkadiens hinaufzieht, führt über die versunkenen Sitzreihen der Arena, der Spielplatz ist unter den Saaten verborgen. Man hört aus dem Walde die Glöckchen nahender Eselkarawanen, Landleute mit ihren Ziegen kommen des Weges. Tiefe schmale Einschnitte, die Stichproben waren, machten es den Forschern möglich, die Richtung des Hofes unter den Äckern festzustellen.

Ich kehre zu der Tempelstadt zurück. Aschenschichten im Boden verrieten den Kundigen den Ort der ältesten Altäre. Das Eigentümliche von Olympia war das Nebeneinander von priesterlichen und athletischen Entscheidungen, die Hochspannung der Seele und des Leibes, und die

Weisheit, die den Sieger durch nichts als den schlichten Öl-zweig belohnte. Den ersten Sieg auf der Rennbahn nennt Pindar ein Glück, nichts mehr; erst wer auch den zweiten Sieg erringt, gewinnt das Recht auf den höchsten Preis.

Wir wissen die Namen der olympischen Sieger nicht mehr, obwohl ihre Liste uns überliefert ist. Nach den Einzelkämpfen, die der schließliche Fünfkampf vollendet, empfangen die Sieger die öffentliche Bewirtung. War nicht Olympia der früheste Versuch, die Anstrengung zu adeln und selbst das vergossene Blut, den geopfertem Schweiß unvergeßlich und heilig zu machen? Nichts vergißt sich leichter als vergossenes Blut, nichts wird leichter mißbraucht als die Frucht des blutigen Sieges. Höhere Ehre als einzelnen Siegern gebührt wohl dem namenlosen Volk, das als erstes den Kampf zu einer Sache des Friedens erhob und sich bei diesen Spielen immer aufs neue zur Einheit verband. Der Sinn von Olympia war der Waffenstillstand der Bruderstämme. Es war die Tragik des Griechentumes, daß es ihm nicht gelang, diesen Gedanken auf die Welt auszu-dehnen. Ich glaube nicht, daß die Griechen den Sport in dem praktischen Sinne als staatsbildend empfanden, wie etwa die Engländer dies heute tun. Die Geschichtschreiber berichten, daß die Menge im Stadion von Olympia auch dem Sieger von Salamis entgegenbrauste, daß sie bewundernd Platon begrüßte, daß im späteren Olympia das ganze Griechenvolk jenen Geschichtschreibern huldigte, die das Lob der Kriegshelden am höchsten sangen; darum vielleicht mußte der geheiligte Boden es dulden, daß der Mazedonier Philipp alsbald hier einen Tempel zur eigenen Verherrlichung errichten ließ. Philipps Sieg bei Chäronäa war der Sieg über die letzten freien Griechen; wenige Jahrhunderte später errichteten neben dem Denkmal Philipps die römischen Kaiser die Badhäuser, die prächtigen Rotunden; drückender häuften sich die Weihegeschenke an den Tempelgassen, an

den Seiten des Festplatzes und vor der quergestellten Echohalle. Griechenland ging zugrunde am Todeskeim seiner Kriegslust. Mit der Selbstverherrlichung des Mazedoniers begann der Zerfall und endete in den Ikonen von Byzanz.

Welch ein Denkmal des Schicksals ist das alles. An diesem Orte festigte Zeus seine Vorherrschaft im Gedränge der Götter; unter allen Formen des Einheitsglaubens, die es gibt, war die Verehrung des Zeus die herrlichste. Daß sie endlich vom Kult der kleineren Gottheiten überwuchert wurde, ist wohl eher Folge als Ursache der griechischen Zersplitterung. Alexanders Zug nach Asien nahm der griechischen Kultur ihr höchstes, den Ansatz zur Geschlossenheit, er entfremdete sie dem Mutterboden. Hellas ging unter im Hellenismus, aus der hellenistischen Welt zogen die Griechen nach Jerusalem, um anzubeten. Noch Perikles wollte das griechische Volk groß und ruhevoll unter dem fernglänzenden Olymp, er wollte es langlebig, schön, geschichtslos. Er sah die unablässige Begegnung mit den Völkern des Ostens, er wollte es vermeiden, diesem ewigen Nachstrom kriegerisch zu erliegen; tief wurzelnd im griechischen Boden gedachte er aufzunehmen und neuzubilden, was auf den Wegen des Meeres an Kulturen und Erkenntnissen nach dem offenen, von allen Seiten zugänglichen Ländchen der Griechen kam.

Der Boden von Olympia ist nicht das Grab des unerhörten Lebens, das hier vorüberhallte; alles ist über ihn gekommen und hingegangen wie eine goldene atmosphärische Welle. Hier ist der Tempel der Hera in seiner zertrümmerten dorischen Wucht, dort das vernichtete Haus des goldelfenbeinernen Zeus, der vor dem Purpurvorhang des assyrischen Königs thronte. Das wüste Trümmerfeld der Priesterstadt ist nichts, wenn nicht der unsterbliche Geist des Ortes die Vorstellungskraft des Lebenden befruchtet. Das aufgedeckte schwarze Kalkgestein des Gäatempels zieht meinen Sinn zur

Erde nieder. Schmales Fundament unter einem Teppich von welken braunen Kiefernadeln und zarten Gräsern. Hier im Schatten der Aleppokiefern glühen Adonisblumen, ragen fleischfarben und lilienschlank die Stauden der Asfodelospflanze. Schmetterlinge schweben selbstvergessen. Dem Haus der Gottesmutter nahten Sieger und Besiegte in der gleichen kindlichen Gesinnung. Im Nahen der Menschen zum Tempel der Gottesmutter ist etwas von dem traumhaften Wunsche, sich dem Mutterleibe wieder zu vereinigen, in ihn zurückzukehren, nicht geboren zu sein. Hier entblößte sich der Wunsch des Schwachen, die Leiden und Opfer des Lebenskampfes zu vermeiden, hier entbrannte in dem Starken das Gebet, das den Gedanken der Rückkehr ertragen half, der Rückkehr in das Nichts. Hier war die Angst des Menschen um jenen Teil von ihm, der zur Erde gehört, hier das Wissen um die Trägheit, die nur in Schlaf und Tod Genesung findet, das Wissen um Schlaf und Tod als die Befreier des unsterblichen Teils. Vielleicht war diese Liebe zur Großen Mutter eine heimliche Liebe, verbannt aus dem Leben des Tages, aber sie ist ewig wie die Nacht. Tiefes Konzert der Erde in der duftenden und frischen Wärme dieses Frühlingsmittags, starkes Rauschen des Waldes über dem Fluß in der Nähe, ferner Vogelruf; uralte wohlgefügte Härte des Tempelbodens mit den versteinerten Muscheln und drübergestreuten Kiefernhaaren.

Ein wenig entfernt von der Stätte liegt auf einem Hügel das Museum. Von dem sandigen Bette des Flößchens führt der Pfad den Abhang hinauf. Die Wiesen stehen üppig und duften wie Honig. In den von Luft durchfluteten Sälen stehen die gelblichen Leiber aus den Giebeln des Zeustempels; die letzten Trümmer der Metopen, wie Fensterscheiben, in die ein Frost seine leichten Kunstwerke zeichnete, sind an den Wänden befestigt, sie verherrlichen die Taten des Herkules; auch als Bruchstücke noch genügen

sie dem Traum, blühende Sinnbilder zu sein für den Kampf des Menschengestes mit den ungebändigten Kräften der Natur. In der roten Kammer des Hallengebäudes steht Hermes der marmorne Gott, der den Dionysosknaben auf seinem Arm freundlich und forschend betrachtet.

Ich bin in der luftigen Kammer mit dem Werk des griechischen Meisters allein, es ist als spannten sich meine Sinne, in denen noch ein wenig vom Nachhall des Krieges und des Weltkummers ist; ich betrachte den Marmorleib des jugendlichen Mannes prüfend und mit jener verständigen Überlegenheit, die zwischen Zärtlichkeit und Spott die Scheide ist. Die fast liebliche, lässig unbeschwerte Gestalt des Gottes mit dem Kind auf dem Arm erinnert mich ein wenig an Christophorus, doch er ist leichter, heiterer. Hermes, der kyllenische Gott, ist der einzige, der auf der olympischen Stätte fast unversehrt gefunden wurde, der einzige unter den Griechengöttern, der die Jahrtausende überdauerte; er, der noch lebende, ist in der abendländischen Welt ein furchtbarer und eiserner Kobold geworden. Er ist jetzt der Gott der Post, der Telegraphen, der Motore; seine Pfade, auf denen er homerische Botschaften über Länder und Meere trug, waren einst unsichtbar, sie sind zu Drähten geworden, die mit ihrem kupfernen Schimmer die Einöden und das Dächergewirr der Großstädte überspannen; seine feingestimmte und blitzgleiche Botschaft schuf sich die sehbaren Organe in den zarten Antennen der drahtlosen Stationen. Er ist der Gott der Kaufleute und der Reisenden geblieben, der Schutzpatron der Abenteurer und der Diebe. Die Musik, die dem Gotte huldigt, ist das Gebell der Eisenbahnglocken, der Schlaguhren und der Schellen, der entfesselte Lärm einer rasenden Zeit.

Ich trete wieder in das Freie. In dieser milden Landschaft löst sich der Dämon aus den Bildern der Gegenwart; noch einmal steht Hermes leichtfüßig, ganz Götterbote aus

einer unendlich fernen Zukunft mit dem kleinen Dionysos auf den Armen vor mir und sagt: So wie du mich jetzt siehst, werde ich eines Tages auf die Erde wiederkehren.

Ich habe mich auf der Stätte von Olympia verloren. Plötzlich taucht ein Mann aus dem Gebüsch, er tritt höflich näher und teilt mir mit, daß mich ein Mittagsmahl erwarte. Mir fällt ein, daß ich vor dem umblühten Gasthaus des Dorfes den Wagen verlassen habe ohne einzukehren. Es ist als ob die Vorsehung, dem Glücklichen auch im kleinen dienstbar, mit einem Scherz mir nachgegangen wäre. Da ich dann später Blumen pflückend den Bezirk verlasse, erhebt sich ein Diener, den der Wirt an der Brücke versteckt zurückließ. Ohne ein Wort zu sagen sucht er Blumen für meinen Strauß, und fügt im Garten des Gasthauses angelangt eine Orangenblüte hinzu, sie ist schneeweiß und vom allerzartesten Duft. Später bringt er das Fremdenbuch. Das Buch hat Inschriften in vielen Sprachen; ich finde zwischen den griechischen und deutschen Handschriften eine steile englische. Sie ist eine der letzten Eintragungen und von der Hand einer Dame; die Schreibende preist den Tag, den sie mit dem geliebten Buche Demokritos in der Hand auf der Stätte von Olympia allein verbrachte und eines Landes gedachte, das in so vielem liebenswert und dem alten Hellas ähnlich sei trotz manchem was ihr an jenem Lande nicht gefalle. Ich muß an die Engländerin denken, der ich auf der Eisenbahnfahrt vor Brindisi begegnete. Sie saß bleich und ermüdet mit geschlossenen Augen in der Ecke des überfüllten Kupees. Später war sie auf dem Schiffe. Als die griechische Küste erschien, stand sie an der Spitze des Schiffs herb und jungfräulich in ihrem gelblichen Kleid, das noch an irgendeinen Kriegsdienst erinnerte, und von dem leisen sinnlichen Zauber umwittert, der von einem noch blühenden und vollendet schönen Körper ausgeht.

Den Weg nach Pyrgos gehe ich am Bahngleise zurück.

In weiten Abständen stehen die Stationshäuser an dieser Strecke, kleine Lehmgebäude im Schatten scheckiger Eukalyptusriesen. Der Weg durch die Ebene ist der kürzere. Er führt durch viel Brachland, das an ein mit Kieseln gefülltes Flußbett erinnert, die grünende Ebene ist mit winzigen weißen Sternblumen übersät. In den Korinthenfeldern arbeiten Landleute. Ziegen begegnen mir mit ihren Hirtinnen, verständig blickende Mädchen, fast Kinder noch. Auf dem Feldweg zwischen Dornenbüschen reitet ein Landmann auf einem Grautier. Seine Beine hängen lang von dem hölzernen Sattel herab, den Generationen von Eseln schon getragen haben.

Der Weg bringt wenig Ablenkungen. Die Brücken der Bahn, die über Bachläufe und Bodenspalten führen, sind leicht zu überschreiten, es gibt nur einige, die tückisch sind. Sie sind ohne Geländer, die Schienenschwellen liegen wie Sprossen einer Leiter frei über kleinen haushohen und mit Schlamm gefüllten Abgründen. Es ist lächerlich, in der Mitte einer solchen Brücke wie vor den Kopf geschlagen mit einemmal stehen zu bleiben, den kräftigen Wind im flatternden Segel des Mantels zu verspüren, glattes Eisen unter den Stiefelnägeln und unter der Eisenspitze des Stockes, der vergeblich den Halt sucht. Von irgendwo aus den Feldern erschallt ein Lachen, ein schönes leises und chorartiges Lachen wie von Frauen. Die Bauernmädchen stehen in den Korinthenfeldern in der Reihe aufgerichtet, der Wind drückt die Kleider fest an ihre Formen, es sind sieben Mädchen mit gelben und roten Kopftüchern, mit blinkenden Eisenhacken, mit geröteten Gesichtern, aus denen die weißen Zähne blitzen, sie stehen wie ein Reigen von Tänzerinnen in der Landschaft. Der Spott hat geholfen, ich überschreite klirrend die Brücke und wünsche auf fester Erde weitergehend den Unangreifbaren in der Reihe da drüben sieben zottige Faune, einen für jede, der sie mit der Hirtenflöte in die

Wildnis locken und für dieses Lachen Rache nehmen möge.

Es wird Abend bis Pyrgos in der Ferne sichtbar wird. Aus dieser Ferne blickt auf die roten braunen violetten Äcker ein metallenes Meer. Um den Burghügel der kleinen Stadt zieht sich im Süden ein dreifacher ferner Halbkranz von Berggipfeln. Landleute streben unter goldgelockten Wolken in Gruppen zu zehn und zwanzig in ihre Dörfer; auf jeder Schulter glänzt wie ein Waffenstück der Spaten; der Rauch aus den Hütten duftet nach Thymian. Vor der Stadt steht unter Nußbäumen die Hütte eines Bauern. Im Fenster sind ein paar Flaschen, ein Zweig mit Orangen sichtbar, es ist ein Zeichen für den Wanderer, daß er einkehren möge und sich erfrischen. Eine alte Frau schaut aus der Tür, ich betrete die Stube. Die Frau ist verschwunden, doch der Bauer kommt aus dem Garten, er bringt einen Krug klaren Wassers und füllt ein Gläschen mit dem leichten ländlichen Fruchtlikör; für wenige Lepta gibt er den Zweig mit den Orangen dazu. Der griechische Bauer ist arm und genügsam. Er lebt von der Frucht seines Gartens, von trockenem Brot und Ziegenkäse, von gesalzenen Oliven, vom Fleisch seiner Schafe. Sein Verdienst am Korinthenbau ist abhängig von der großen unsichtbaren Wage, die zwischen den Volkswirtschaften schwankt. Als die Küste während des Krieges unbarmherzig blockiert war, lebte das Landvolk von Korinthen und einer Handvoll Feigen. Wer es weiß, wie dieses Volk sein weißes Brot liebt, der versteht, daß diese Zeit nicht wieder vergessen wird.

Ich übernachtete in Pyrgos. Diese echte kleine Landstadt bildet den Markt ihrer Umgebung; ihre Läden, Kupferschmieden und Handwerkerbuden liegen alle an derselben Straße. Aus den Sümpfen vor den Gärten dringt das Geplärr der Frösche unaufhörlich und energisch in das abendliche Gespräch der Menschen. Morgens besteige ich den von Lilien

blauen Akropolishügel. Fern im Meer schwimmt die Insel Zakyntos; bis an das Meer mit seinem kleinen Hafen ist die Stadt mit den Gärten, den Zaungrenzen und Bachläufen eines eingeeengten Landbaues umgeben. Zypressen ragen aus der Fläche, die niederen Häuser am Saum der Stadt sind blau und rosa, einige gelb mit weißen Fenstereinsätzen oder rosa mit weißem Rand und blauen Fensterläden. Auf dem frisch umwehten Hügel stehen die beiden steinernen Kirchen der Stadt; in der neuen größeren blinken die silbernen Bilder der heiligen Jungfrau und des heiligen Gerassimos, das Werk eines Malers, der in München sein Handwerk lernte. Auf einem der Ikone ist das Leben des heiligen Georgios dargestellt, es sind Szenen nach Art der mittelalterlichen Tafelbilder, von einer feinen und geübten Hand gemalt. Der Heilige ist nicht Georg der Drachentöter, sondern sein Namensvetter, ein epirotischer Soldat. Man sieht ihn vor dem Kadi und vor dem türkischen Pascha, im Gefängnis, am Galgen, im Sarg und in der Verklärung. Welche Wege mußte das Volk der Griechen gehen, welche Wege durch Jahrhunderte der Bedrückung, des Untergangs, der Geschichtslosigkeit bis zu den Tagen der Befreiung! Durch wieviel Wandlung des Blutes und der Glaubensformen! Noch hat es den Weg zu den unsterblichen Gedanken des alten Griechentums nicht gefunden, aber die Liebe zur Freiheit ist ihm aufgegangen, sie ist der Morgenstern der Welt.

ICH TRUG IM KOPF EINEN PLAN AUF KALAMATA, Sparta, Tripolitsa und Argos, eine sichere Hoffnung, Messenien zu besuchen. Josef Ponten vergleicht in seinem schönen Buch über die griechischen Landschaften den Peloponnes mit einem großen Palaste der Natur. Einige von den Stockwerken, Treppen, Sälen und Kammern dieses Naturgebäudes gedachte ich zu durchsteigen. Aber imentscheidenden Augenblick verwehrt mir der Streik die Reise. Gewiß ist ein Zustand wie der jetzige in der Geschichte Griechenlands noch nicht dagewesen. Weder Schiffe noch Eisenbahnen fahren. Ich erkundige mich in Pyrgos nach Pferden oder Maultieren, vielleicht mache ich die Reise nach der Vätersitte. Aber es scheint, der alte Apparat des Landverkehrs ist eingerostet, es wird zu viel Zeit, Mühe und Geld kosten, um einen Wagen oder Reittiere aufzutreiben. Die Ökonomie der Dinge fordert den Verzicht. Ich freue mich beinahe, daß es so ist. Das erste Anrucken einer Weltwende ist auch in dem kleinen und entlegenen Griechenland spürbar. Es gibt jetzt einen Willen in der Welt, der dem Wählen vorgeht; der Zeitgeist hat die großen ineinandergreifenden Apparate des Weltverkehrs geschaffen, er hat Landleute, Fuhrleute, Handwerker überall in gedrückte Arbeiter verwandelt und sie zum kämpfenden Heer gemacht. Gelassen opfere ich einen Teil meiner eigenen Freiheit jenem Kampf, der jetzt einen Teil des raumüberwindenden Mechanismus lahmlegt.

Ich muß mich damit abfinden, in einem Zuge, der ein Gemisch von Personen- und Güterwagen darstellt, nach

Patras zurückzukehren. Menschen, die zur Reise drängen, warten auf dem Bahnhof stundenlang. Im Augenblick wo endlich das Zischen der Lokomotive, das Geschrei der Leute und das Trillern der Signalpfeifen ausbricht, befiehlt das Militär die Räumung des Wagens, in dem ich mich befinde, es verlangt Platz für Gefangene. Die Verhafteten steigen ein, es sind Eisenbahner. Trotz den weinenden Frauen draußen zeigen sie Gleichmut. Wir anderen drängen uns zusammen, wir vermeiden es, von unserer Bestürzung zu sprechen. Ein Kaufmann wiederholt, um ins Gespräch zu kommen, die alte Behauptung, daß Byzanz die Hauptstadt von Hellas sei und den Türken jetzt entrissen werden müsse; er erwartet von mir die Bestätigung. Ich bin ein Fremder, sage ich; ich kann mir einen Mühlstein nicht hinten auf dem Karren denken, und ich kann mir Konstantinopel nur dann als die Hauptstadt von Hellas vorstellen, wenn euer Land stark genug ist, sich auch die alten Kolonialgebiete des Hellenismus einzuverleiben, die doch niemals ganz zu Griechenland gehörten, Thrazien und Kleinasien, die Wallachei und den Chersonnes. Müßte nicht schon der Plan zu einer solchen Reichsbildung den Argwohn von Völkern wachrufen, die bisher niemals zu euern Feinden gehörten? Die Eroberung von Konstantinopel wäre der erste Schritt zu un-absehbaren Verwickelungen. — Der Kaufmann übersetzt, was ich da gesagt habe, den übrigen. Die Frage kommt zurück, was dann aus Konstantinopel werden solle. Ich antworte, man müsse versuchen, Konstantinopel aus dem Streit der Völker auszuschneiden, man müsse versuchen, ihm eine Verfassung zu geben, die es dieser Stadt endlich möglich macht, eine Brücke der europäisch-asiatischen Welt zu werden.

Wir reisen an der Küste des Peloponnes. Zur Linken haben wir das Meer, das tiefblau ist, davor den samtroten Erdboden. Zypressen ragen hinter flachen, im Gebüsch und

Rohr versteckten Dörfern, Zäune von Kakteen, die wie aus Blech geschnitten sind, teilen die Felder scharf. Anfangs ist diese rötliche zerstäubte Erde ein einziger Korinthengarten, ein eigentümlicher knorriger Wald von Zwergbäumen mit ihren kurzen geraden Stöcken und krallenartig ausgebreitetem Gezweig. Die Kleinheit der Sternblumen, die den Boden bedecken, paßt zu der Kleinheit dieser Bäume. An dieser Strecke gibt es Dörfer, von denen einige die Reste von Städten sind, manche von ihnen bewahren noch eine letzte sichtbare Erinnerung an die Schicksale des Landes im späten Altertum und im Mittelalter. Zur Zeit der Hohenstaufen hatten burgundische Kreuzfahrer in dem herrenlosen Griechenland auf dem Abweg vom Heiligen Lande Dynastien gegründet und Burgen gebaut. Auf der Ebene bei dem Dorfe Andhrawidha, an dessen Hütten, Orangenbäumen und Misthaufen wir vorüberfahren, hatte einer dieser spätfränkischen Grafen sein glänzendes Zeltlager aufgeschlagen; in diesem Dorfe besaß zu jener Zeit auch der Deutsche Orden einen Hof und eine Kirche. Jahrhunderte später nahmen die Venetianer mit einem Heer von Söldlingen von dem Lande Besitz. Zu jenem Heer, das Athen eroberte, gehörten viele Deutsche, auch jener lüneburgische Leutnant, der bei der Belagerung der Akropolis den Parthenon, weil er den Türken als Pulverkeller diente, in die Luft sprengte. Es war nach dem Dreißigjährigen Krieg. Die deutschen Söldlinge halfen den Venetianern Griechenland, den Russen Sibirien erobern, in jener Zeit wurde das Rheinland von den Franzosen verwüstet, der Große Kurfürst vertrieb die Schweden. Es ist wohl im Schicksal der Deutschen irgendeine Verwandtschaft mit dem der alten Griechen. Der Zerfall ihres Staatszusammenhanges entband unzählige Einzelkräfte und schleuderte Kraftatome bis an die Grenze der damaligen Welt.

Das Küstenland von Elis verwandelt sich nun in eine

Steppe, diese geht in eine Eichenwaldung über, es sind schön gewachsene weit auseinander stehende Bäume. Man sieht in diesem Wald Hirten mit ihren kleinen Herden, zuweilen ein Dorf von Reisighütten. Erst im Golf von Patras füllt sich die Landschaft wieder mit dem frischen Grün der Orangengärten, mit Maulbeerbäumen und Rebengelände. Im Nordwesten ragen bläulich die Pyramidenberge, im Osten begegnen die arkadischen Schneehäupter dem Blick. Dazwischen wie eine Glasflasche liegt das Meer.

Die Reise wird durch einen Aufenthalt in Patras unterbrochen. Aber es ist gut, sie sich ohne diese Unterbrechung zu denken. Am nächsten Morgen sind es fast dieselben Reisenden, die den Zug nach Athen besteigen. Gerhart Hauptmann nennt die Bahnlinie, die am Südufer des korinthischen Golfes entlang über den Isthmus nach Athen führt, eine der schönsten der Welt. Der Golf und seine Umgebung erinnern ihn an die Gegend des Gardasees. Ich finde, dieser griechischen Landschaft fehlt die Blumenfülle und die gärtnerische Gepflegtheit, die jene italienische Landschaft mit Bewußtsein so lieblich macht wie ein auf ein jugendliches Haupt gedrückter Kranz. Doch dieses Meer ist herrlicher als irgendein See der Alpen; es ist von einem funkelnden Blau; die veilchenblauen Höhen des mittellgriechischen Gebirges, die sich als nördliche Küste dieses Meeres mit dem kühn geformten niederen und kahlen Helikon und dem stolzen Parnas erheben, sind mit ihren im Himmel ruhenden Schneeseen, aus denen Schneeströme herniederzufließen scheinen, einfacheren Baues als die Alpen, und doch wirkt das Bewußtsein ihrer Öde und ihrer Reinheit stärker auf die Phantasie. Es ist als wehte in der kalten Seeluft ein Strom von Leben von dort herüber. Nach der Sage der Alten tanzen auf dem Gipfel des Parnas die Musen. Ihr Tanz ist nicht vorstellbar als ein Tanz der ausgelassenen Lust, es ist der gemessene seelenbewegende und feierliche

Reigentanz der hymnischen Ekstase. Erwacht nicht heute noch schicksalhafte Ergriffenheit in der Seele des griechischen Bauernvolkes immer wieder? Ich muß jener Frauen gedenken, die sich drüben in den albanischen Bergen vor ihren Verfolgern in den Abgrund stürzten.

Auf dem Ufer hier, das wie am Rhein am Abhang steiler und bewaldeter Felsen, tief eingesägter Schluchten und tatenmäßig vorgestreckter Hügel nur einen schmalen Weg für das Bahngleise übrigläßt, zeigt sich das Meer in immerwährendem Glanz, tiefblau, mit dünnen weißlichen Schaumkämmen überzogen. Die kleinen Flüsse des Gebirges, die an der Küste münden, strecken ihre gelben Fächer unter das Meer; ihr Schlammgewölk verwandelt sich in malachitgrüne Streifen, die das edle glashelle Blau durchziehen. In einer der tiefsten Schluchten entfernt sich eine Seitenbahn nach dem hochgelegenen Städtchen Kalawryta. Ein wildes Tal mit einem von Einsiedlermönchen bewohnten Höhlenkloster liegt dort im Zugang. Über die Pässe des Gebirges, mühsam zu besteigen, führen einsame Wege in trichterförmige Landschaften.

Die Siedelungen an der Küste sind ärmlich, doch ihre Ölbaumwaldungen streifen bis an das Meer. Immer stehen in diesen Wäldern einzelne Bäume in einer kleinen spiegelnden Wasserfläche, in diesen Spiegeln ist jedesmal ein Stück Himmel zur Erde herabgezogen. Die dunkelgrünen Algenwälder des Strandes, von oben herab im durchsichtigen Wasser gesehen, erwecken zuweilen den Eindruck der Erdlosigkeit der Landschaft. Die Küste wird dann breiter. Eine Ebene öffnet sich, sie steigt einem kahlen und zerrissenen Kalkgebirg entgegen. Einst war dieses Stück der Landschaft berühmt durch seine Fruchtgärten, die Mohn und Gurken und Maulbeerbäume trugen. Heute ist sie mit Korinthen bepflanzt. Sie ist das Heimatland der kleinen schwarzen Beere, die auch im übrigen Griechenland gedeiht, doch von Korinth

ihren Namen erhielt. Auf dieser Bodenstufe lag Sykion. Die Trümmer dieser Stadt und ihr großes Theater sind ein Steinbruch geworden, der dort oben irgendwo bei einem der Dörfer in der Steppe liegen muß. Diese Handelsstadt prägte einst ihre eigenen Silbermünzen und eine fliegende Taube darauf als Sinnbild; diese silberne Taube flog einst in alle Gegenden der Welt. An der äußeren Lehne dieser Berge vor dem dunklen glockenförmigen Bergklotz, der weithin sichtbar neben der hellen Fläche des Isthmus aufragt, lag Korinth.

Hier verlasse ich den Zug in der Halle. Blaue Güterwagen stehen auf dem Geleise, es sind zweistöckige Käfige auf Rädern für den Transport von Schafen. Sonst ist wenig da, was an den modernen Verkehr erinnert. Es bedarf kaum einer halben Stunde, daß ein Mensch mein geringes Gepäck in einem der leeren Gasthäuser abstellt, ich lasse die weiße Stadt schon hinter mir und wandere am Strand in der Richtung auf die Landenge. Noch hält oben auf dem Bahndamm der Zug. Meine Füße setzen gleichsam die Bewegung dieses Zuges fort, um sie in der Krümmung der Bucht, die das Meer beendet, auszulaufen. Auch der Eisenbahnzug setzt sich wieder in Fahrt. Jemand winkt mir aus einem Wagenfenster. Es ist der junge Offizier, der zuweilen bei mir saß. Auf den Stationen stieg er aus, um Bahnangestellte zu verhaften und mitzunehmen. Zuweilen dauerte es lange bis er fertig war, und der Zug mußte warten; es gab erregte Szenen auf dem Bahnsteig, aber während der Fahrt saß er mir immer wieder gegenüber, er hatte mich als Deutschen herausgefunden und erzählte mir in gebrochenem Deutsch, daß er zu jener griechischen Division gehörte, die eine Zeit des Krieges in Görlitz verbrachte; schließlich zog er die Photographie eines blonden Fräuleins aus der Tasche und lächelte; ich fragte nicht, ob es für ihn ein Bild der Vergangenheit oder der Zukunft sei, mein Mitgefühl war auf



der Seite seiner Gefangenen. Die Verhafteten kommen an die Front nach Smyrna, sagte er munter; ich dachte an 1917 und schwieg, aber sein Bedürfnis zu reden war wach geworden, er sprach vom Weltkrieg; ich war nun einmal der erste Deutsche, der ihm im eigenen Land begegnete, er sah in mir eine Verkörperung des bewunderten Landes, das irgend etwas in ihm gefestigt hat, vielleicht das, was man den soldatischen Pflichtbegriff nennt. In diesem Winken aus dem Fenster des Eisenbahnzuges ernte ich nun abermals eine Herzlichkeit, die andere gesät haben; ich kann nicht anders als dieses eifrige Winken zu erwidern, dann gehe ich auf der hellen kristallharten Landstraße meinen Weg. Der Zug verschwindet in einer Bodenfalte, ich höre ihn in der Ferne pfeifen und über die Brücke des Isthmus rollen.

Das Städtchen, das am nordöstlichen Winkel des Golfes zu Füßen eines olivenfarbigen Gebirgzuges liegt, ist eine Stunde Wegs entfernt. Der Weg führt über niedere und kahle Hügel, unterwegs muß der Kanal überschritten werden. Ein Karren auf zwei hohen Rädern überholt mich, aber ich hole ihn an der Fähre wieder ein. Zwei Fährleute sind da. Sie tragen rauhe Kapuzenmäntel aus blaugefärbter Wolle und sehen aus wie Mönche. An der Kette, die über der Fähre läuft, ziehen diese Männer mit dem Eisenhaken, der an ihrem Schultergurt befestigt ist, Menschen, Wagen, Pferde über den schmalen Wasserlauf hinüber. Die Bauern auf der Fähre sind freundliche Leute, sie gewähren meine Bitte, mich in ihrem Karren mitzunehmen. Wir traben am Meer entlang, die Bauern erörtern untereinander die Frage, aus welchem Land der Fremdling sei, sie raten auf einen Engländer oder einen Amerikaner. Ich stelle mich als Deutschen vor. Das Erstaunen ist groß, seit Jahren ist kein Deutscher hier gewesen. Ein junger Kaufmannsgehilfe, der mitfährt, läßt es sich, nachdem wir angekommen sind, nicht nehmen, mir den Ort zu zeigen. Das Städtchen heißt Lutraki. Es besteht aus

bunten hübschen Häusern, die wohlhabenden Athenern als Sommerfrische dienen. Der Ort ist wegen seiner Mineralquellen berühmt; am Strandweg, der in einen Felspfad übergeht, steht das Kurhaus. Badehütten und Gärten sind am Meeresufer. Wir gehen unter den Platanen zur Stadt zurück, mein Führer bewirbt mich in einem von ländlichen Müßiggängern und Triaktraktspielern besuchten Kaffeeion und begleitet mich noch bis zur Stadtgrenze.

Es ist Abend geworden, der Sturm ist stark, ich habe das aufgewühlte stark rauschende und vollkommen leere Meer zur Rechten, links in einem Bodenkessel flutet ein Saatfeld. Mitten in den Feldern steht eine kleine Kapelle, die Ölbäume, die sie umgeben, rauschen noch stärker als die Brandung. Über der Landschaft liegt jenes tiefe farbige Leuchten, das der Dunkelheit vorangeht; blasse Goldwolken stehen über den Bergen. Der Neumond, scharf wie ein Messer, und ein elektrisch leuchtender Stern in seiner Nähe haben die Herrschaft angetreten. Der Himmel ist von einer makellosen Klarheit. Das kosmische Paar steht über der Stätte des alten Korinth, es ist wie die siderische Verkörperung eines Gefühls. Wie stark erweckt doch das köstliche, fast körperliche Halbbrud der Mondsichel die Vorstellung des jungfräulichen Weibes. Der Venusstern brennt wie ein Stern der Lusterfüllung.

Ich gelange an den Kanal, es ist fast dunkel. Ich rufe, die Fährleute kommen aus ihrer Hütte. Über ihnen auf der Höhe wird ein Wanderer sichtbar. Ich warte; ein Stein zu Füßen des Blinkfeuers am Ende des Kanals ist mein Sitz. Vollkommene Ruhe dieses Abends. Das Blinkfeuer leuchtet auf, aber es sind keine Schiffe da, denen es den Weg weist. Die Bogenlampen, die den Kanal begleiten, öffnen jetzt ihre Augen und werfen ihren bleichen Schein auf die schmale flach zitternde Wasserfläche des Einschnitts. Die Fähre stößt ans Ufer, ich betrete die Planken, aber die Fährleute und der

Wanderer begeben sich in die kleine Erdhütte hier, die wohl dafür da ist, Wartenden als Unterschlupf zu dienen. Kaum in die Hütte verschwunden, streckt einer den Kopf hervor und ruft mich. Ich trete zögernd in die Tür. In dem höhlenartigen Raum sind ein paar Sitze und ein Holztisch. Einer der Blauvermummten holt aus einem Versteck die Blechkanne und füllt vier schmutzige Gläser. Der Mann, der mich rief, ist ein Bauer, er hält mich für einen Amerikaner. Er selber war zweimal in Amerika. Er hat drüben in Nevada einen Sohn, der Junge ist fünfundzwanzig Jahre alt, Führer eines Dampfpfluges; die drei Töchter sind daheim. Der Wein, den wir trinken, ist bitter wie Galle, er ist stärker geharzt als alles was ich kenne. Wir stoßen an und wünschen einander Gutes. Einer der Männer stellt einen Blechnapf mit gesalzenen Erbsen auf den Tisch. Nun sprechen wir von Deutschland. Es ist als wüßten sie alles, wir sprechen wie von einem fernen Menschen und von einem unbegreiflich großen Schicksal. Das zweite Glas schmeckt schon irdener; wir trinken auf das Wohl des griechischen Volkes und des deutschen. Die rauhe Gastfreundschaft dieser einfachen Männer erfüllt mich mit einem tiefen Dankgefühl, abermals empfangen ich hier etwas von der heimlichen grenzenlosen Bewunderung, die draußen dem verrufenen Volk entgegenschlägt, sie hält sich an keinen Namen und an keine besondere Tat, sie weht nur über jene Abgründe des Schweigens hinweg, die zuweilen unsere Nächte schlaflos machen, sie kommt aus einem Volk, das den Weg des Leidens kennt. Das dritte Glas, das wir trinken, ist voll heimlicher Süße. Der Bauer reicht mir die Hand und verschwindet in die Nacht. Seine Hütte liegt irgendwo dort draußen in den Feldern.

Die Fährleute spannen sich wieder in ihr Joch. Mit einem Aufschrei der Anstrengung werfen sie den eisernen Haken wieder beiseite, die Fähre ist festgefahren. Ich helfe sie ab-

zustoßen. Nun schreiten die Fergen mit gleichmäßigem Schritt tief vorgeneigt ihren langsamen Gang an der Kette. Wie wäre es, wenn das niedere Volk nicht seine einfache Arbeit täte. Diese Arbeit ist oft hart, fast viehisch, aber auf ihr ruht der Friede der Landschaft. Das Wasser plätschert am Bug, wir landen sanft im Dunkeln. Einer der Kapuzenmänner zeigt mir den Stein, auf den ich treten muß, um trockenen Fußes ans Land zu kommen; die beiden rufen mir ein „kali nikte“ nach, ich gehe an ihren geduckten Hütten vorüber die Landstraße hinauf.

Ich erreiche die Höhe des Hügels. Neumond und Venus beherrschen königlich den reinen Himmel, sie sind wie geladen mit einer bedeutungsvollen fernwirkenden Kraft. Unten liegen die Berge wie Falten eines abgeworfenen Gewandes. Ohne den Blick von den Sternen zu wenden gehe ich durch die kühle Nacht. Die Mondsichel, bleich und schmal, ist seligste Hingegebenheit. Der Stern zittert wie in einem frischgezündeten Licht. Gebet zu den Göttern, mich tief hineinzuführen in das Geheimnis der Aphrodite Urania, die über alle Reinheit und Jungfräulichkeit gesetzt ist, über untadelhafte Zeugung, Empfängnis, Mutterschaft, Gebärung, Kinderpflege bei Menschen und Tieren. Es ist als umfasse das Weltall schweigend wie ein einziger gewaltiger Zuschauer diese beiden Leuchten und ihr herrliches Spiel.

KORINTH. MAN SPRICHT DEN NAMEN WIE EINEN Daktylus. Das „th“ ist weich wie im Englischen. Korinthos. Heute sind es drei Stätten, die diesen Namen tragen. Am Meer, weiß und sommerlich glühend, von Staubwolken durchfegt, liegt Neu-Korinth. Seine Straßen sind wie die des heutigen Patras und Sparta, breit offen und wie mit dem Lineal gezogen. Es ist eine eigentümlich leblose Stadt, trotz ihren außerordentlich großen, von einem Wald ungepflegter Platanen beschatteten Plätzen. Das Meer rauscht in ihren Schlaf. Am Ufer steht ein Maschinenhaus, das nachts die Stadt beleuchtet. Die Leitungsmasten machen sie modern, auch der Bahnhof, der hoch gelegen und für die Verhältnisse der Stadt sehr geräumig ist. Die Stadt war bestimmt, ein Stapelplatz der Waren zwischen dem Westen und dem Osten zu werden wie das alte Korinth, das aus seiner Lage zwischen dem Ägäischen und dem Jonischen Meer seinen Reichtum zog. Aber die Schiffe, die heutzutage den Isthmus durchfahren, eilen an dem neuen Korinth vorüber; der große Welthandel hat andere Straßen eingeschlagen. Neu-Korinth ist nur von vier- oder fünftausend Menschen bewohnt. In den ersten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts versuchte die Landesregierung an der Mündung des Durchstiches, da, wo die Fährleute ihre Hütten haben, eine Stadt zu gründen; man gab ihr den Namen Poseidoneia. Man erinnerte sich daran, daß das alte Korinth die Mutterstadt der wichtigsten über See gelegenen griechischen Kolonien im Abendlande war. Korinth besiedelte einst Korfu, vielleicht auch Sizilien, es war jenem italischen Poseidoneia verbrüderet,

dessen Ruine jetzt Pästum heißt. Als sich das neue Griechenland seine Staatsform gab, schien den ins Land gerufenen Architekten die Fläche, wo einst die irthmischen Spiele stattfanden, für eine Großstadt wie geschaffen. Man dachte einen Augenblick daran, hier die Hauptstadt des Landes zu erbauen. Schließlich entschied man sich doch für Athen. Athen bedeutet eine andere Tradition als Korinth. Korinth ist immer eine halb phönizische Stadt mit fremden Göttern gewesen, immer mischten sich hier die Rassen und die Kulturen. Von dem Reichtum und den Lüsten dieser Stadt erzählten sich die Völker. Auf dem Berge von Korinth herrschten Melkart und Astarte. Die Herrscher von Korinth, solange es noch Griechen waren, trieben in den Streitigkeiten der Griechen untereinander eine vermittelnde Politik, in der Zeit der Perserkriege waren sie perserfreundlich. In diesem göttlichen welterfahrenen Korinth lebte andere Einsicht als in den trotzigen Bevölkerungen der griechischen Kantone; wie tief berührt uns der Gedanke, daß es für Griechenland besser gewesen wäre, einmal von den Persern beherrscht zu werden als von den Römern. Dennoch erlag schließlich die Stadt den Raubzügen der Westlichen. Als sie sich gegen die Herrschaft der Römer auflehnte, bestrafte sie der römische Senat mit der völligen Zerstörung, verkaufte ihre Einwohner als Sklaven und verteilte ihr Land an römische Veteranen. Zeiten des höchsten Glücks wechselten hier mit Zeiten des Unglücks und der tiefsten Erniedrigung. Über allem Geschehen der Zeit ist der Himmel dieser Landschaft herrlich geblieben. Hier gibt es selten einen Tag ohne Sonne.

In der Frühe stand ich am Fenster, über der Stadt lag der Glanz des Sonnenaufganges, das Meer rauschte wie ein Eisenbahnzug, es hatte mich aufgeweckt. Der Wind pfiff durch die leeren stillen Straßen, eine frühe Kirchgängerin kam des Weges, ihre schneeweißen Bauernkleider wehten um die

kräftigen Glieder, das Kopftuch umhüllte ein schönes und strenges Gesicht, das sich zur Seite wandte. Ich ging an den Strand; das Meer, blau und zornig funkelnd, rauschte gegen das Kiesgeröll und zerbrach in glänzenden Sprühregen über der zertrümmerten Mole. Die Hauptstraße der Stadt lag noch im Tagschlafe; zwei junge Leute kamen des Weges betrunken von irgendeinem Maskenball; sie taumelten und sangen, ihre Haare flatterten, der eine trug ein rotes Tuch über der Schulter und eine Geige, der andere einen dünnen Mantel, aus dem ein Pierrotkostüm hervorschaute; sie entdeckten eine Ruhebänk, stürzten hin und trugen sie vom Meeresufer fort. In der Mitte der Straße, das Meer gegen sich, setzten sie sich nieder und lärmten, auf der Bank reitend. Verwegenes Ankämpfen gegen den Tag, die Kälte und den Sturmwind! Hinreißende jugendliche Verachtung des Kalenders und der Polizeivorschriften! Der Rausch dieser Menschen vereinigte sich mit dem Rausch, den das Meer erzeugt. Es lockt mich, den Ausgeschlafenen, ins dämonische Spiel dieser beiden Menschen Gesang zu mischen, aber ich erschrak vor jener unsichtbaren Schwelle des Irreseins, die nur der Trunkene ungestraft überschreitet; hinter ihm jagen die Hunde des Schlafes her und schleppen ihn in die Hürde zurück. Ich hatte den Weg nach Akrokorinth vor mir.

Die Stätte des alten Korinth liegt fast eine deutsche Meile entfernt von dem neuen. Es ist ein runzeliger Fahrweg querfeldein. Weißliche noch unbelaubte Feigenbäume ragen aus den Feldern, weiße Papierbüschel flattern überall zum Schutz der Saaten gegen Sperlinge und Krähen. Das Laub der Ölbäume rauscht im Morgenwind wie reißennde Seide: in ihrem ewigen Kampf mit dem Wind sind die Stämme der Ölbäume, die ohnehin etwas Knorriges und Verschrobenes haben, alle ein wenig nach Südosten geneigt. Mehrmals sind Bäche quer über den Feldweg gelenkt, am Rain ist das

Wasser in spiegelnden Tümpeln gesammelt, aus den kleinen Seen ergießt es sich über die Felder in schmalen Rinnsalen, die geändert werden; die Landleute verstopfen täglich die Durchlässe mit ein paar Lehmklumpen und öffnen neue Durchlässe mit einem Schlag der Hacke. Diese mäandrische Art der Bewässerung ist höchst einfach. Vor Jahrtausenden kann sie nicht anders gewesen sein.

Auf der Landstraße begegnet mir nach langer Zeit ein Karren; ein Junge treibt das Pferd, neben ihm sitzt ein Mädchen, den Kopf umhüllt mit dem blauweißen Leintuch, die schlanken Beine, städtisch, bis an die Knie in braunen Strümpfen. Es ist Sonntag. Auf den Feldern fehlen die Landleute. Ein paar Bäuerinnen wandern. Mund und Stirn sind verhüllt wie bei den Türkinnen; fast erstaunlich, daß sie nicht mehr wie diese in schwarze Säcke gekleidet sind, ihre Kleider sind hellblau, rein und fröhlich wie Wiesenblumen und ganz schmucklos. Nur langsam, scheint es, weicht von diesem Landvolk die Verzauberung, die ihm fremde Eroberer in vergangenen Jahrhunderten auferlegten.

Felsen erheben sich, deren Fläche mit dürftiger Weide bewachsen ist. Ein buckeliger Fahrweg führt durch die offene Schlucht. Der Fuß betritt alte Pflasterung. Die mit gelben und schwarzen Moosen getigerten Felsen sind reich an Löchern und von roten Anemonen umflutet. Alle menschlichen Bauten aus der alten Zeit sind verschwunden bis auf die berühmten Tempelsäulen, die in der Ferne ragen. Mauern umgaben den Berg und reichten bis an das Meer hinab; die so umfriedigte Fläche der Stadt hatte einen Umfang von zwanzig Kilometern. Nur die Spur der Räder ist geblieben, dieser Karrenräder, die jahrhundertlang immer denselben Weg zwischen dem hochgelegenen Markt und dem Hafen zurücklegten. Dreht man sich auf diesem Felsen um, so erscheint der Golf und das jenseitige weiße Gebirge herrlich. Auf einer solchen Schwelle zwischen dem Meer und den

Bergen zu wohnen, konnte wohl einem Diogenes genug sein; sich dabei eine Tonne als Behausung zu wählen, erscheint in der That als ein Einfall, der eines Philosophen würdig ist. Seine Tonne konnte er dahin rollen, wo es ihm am besten gefiel; aus der Öffnung schaute er wie aus einem Fernrohr, sie ließ sich richten wohin es ihm gefiel und war niemand im Wege, darum konnte ihr Bewohner auch von Alexander verlangen, daß er nicht zwischen ihm und der Sonne im Wege sei. Vielleicht sah ein Weiser von solcher Überlegenheit in dieser Landschaft mehr als nur ein Stück Natur. Nehmen wir an, Diogenes sei weder ein Dichter noch ein Eremit gewesen, so muß er doch seinen Ruhm einer bestimmten Form der Mitteilung und der Beharrung verdankt haben. Vielleicht sah er schon mit den Augen eines jener Gnostiker in die Welt, die sagten, daß die sinnliche Welt aus den Affekten entstanden sei, aber aus den Affekten des schwächsten, des weiblichsten Äons, nämlich der Sophia, die eine Mißgeburt war und sich vergebens nach Vereinigung mit dem Urwesen sehnte; ihre Tränen seien Quellen, Meere und Ströme, ihr Erstarren vor dem göttlichen Wort seien Felsen und Berge geworden, ihre Erlösungshoffnung aber ward Licht und Äther. Diese Landschaft, reich an Wasser, Licht und Bergen, weckt eine jubelnde Andacht; sie ist schön, weit und klar zugleich; ihr Reiz ist ihr Geheimnis. Der Geist des Weisen mußte in dieser Landschaft wie in einem Palaste leben; auch der Schmetterling kauert in seiner Puppe wie in einer Tonne zusammengekauert, unterdessen malen sich auf seine Flügel die reinen Linien, die großen Ringe, die Farben aus tausend Stäubchen seliger Augenblicke. Diogenes sah die Berge und die Wolken, die von Menschen wimmelnden Theater und Landstraßen in den Feldern, den Flug der Vögel, das Segeln der Barken; aus keinem Haus von Stein hätte er mehr als aus seiner Tonne zu sehen und es nirgends so zu sehen vermocht wie es ist.

Ein ärmliches Dorf, aus Lehmziegeln erbaut, liegt auf der Stätte des alten Korinth. Die schroffe unbesteigliche Vorderwand des Bergklotzes erhebt sich hinter ihm. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts erschütterte ein Erdbeben den Boden, die Dorfbewohner flohen, die meisten von ihnen suchten Zuflucht am Meeresufer und wurden Bürger in Neukorinth. Es ist als hätte das Erdbeben erst gestern stattgefunden, so verlassen sind die mit Geröll und Kehricht bedeckten Gassen. Ein Labyrinth von Feldwegen führt zwischen den Bauerngehöften hin, ich verirre mich in einem mit Lauch und Saatgetreide bepflanzten Garten, an seiner Mauer liegt ein mit klarem Wasser gefülltes Becken aus weißem Marmor, ein Teich vom Umfang eines großen Zimmers, der kupferfarbenen Enten zum Aufenthalt dient. Erst in der Mitte des Dorfes begegne ich Menschen, ein Weib in einem safrangelben Gewand tritt aus einer Hofthür. Wie ein Spuk leuchtet und schwindet die belebende Erscheinung. Der Dorfplatz ist klein und von starken Eukalyptusbäumen beschattet; unter den Bäumen führt eine doppelte Treppe zur steingefassten Quelle nieder. Nahe dieser Quelle ist die Grube, die man durch ein Tor wie einen Hof betritt; dort unten haustief unter dem Dorfe liegt aufgedeckt ein Teilchen der antiken Stadt, es ist der Marktplatz mit seiner sanft ansteigenden Stufenstraße mit Säulen und Kaufmannsgewölben an der Seite. Die Steinklötze, die hier stehen, waren die Postamente berühmter Statuen, auf dem Fundament der Propyläen strahlte einst das goldene Viergespann des Phaeton und des Helios. Ein leises Glucksen tönt durch die Stille. Es kommt aus den Felsenkammern, aus den Quellsäulhäusern der Peirene. Auf zerbrochenen weißen Stufen, durch zerfallene Hausgänge und über Säulenreste hinweg steigend, gehe ich zu den alten Bädern hin. Die Bergwand oben trägt ein rötlich bemaltes Bauernhaus, hier unten sind die steinernen Wasserkammern. Geräumige Stollen führen tief in den Berg.

Aus diesen Stollen findet die klare Flut mit ihrem ewigen leisen Rauschen den alten Weg. Noch sind die Kammern mit Löwenköpfen verziert, man sieht an den Wänden auf dunkelfarbenem verwittertem Grunde die von den antiken Künstlern gemalten Wassertiere, Krebse und Fische. Wie klein ist der ausgegrabene Bereich; in der Wildnis der Büsche, der Gräser, der von Flechten überzogenen Marmorstücke und der von schwerblättrigen Stauden beschatteten Steingebälke hier unten öffnen sich einzelne Brunnenlöcher, in deren Tiefe der Himmel zittert. Oben, nur in Schulterhöhe über der Schutzmauer sichtbar, gehen Gestalten vorüber, dunkel verummte Dorfbewohner.

Es ist anzunehmen, daß die von dem Dorf und seinen Feldern eingenommene Erdschicht noch manches vergrabene Köstliche verbirgt. Schon das Wenige, das wieder an das Tageslicht gezogen ist, weckt starke Vorstellungen von dem Reichtum und der baulichen Schönheit der alten Stadt. Die Ausgrabungen sind seit einigen Jahren unterbrochen, man wird wohl das große Thema eines Tages wieder aufnehmen; da es ein Unternehmen der amerikanischen Schule ist, so kann es am Gelde nicht fehlen. Jetzt rosten Feldbahngeleise und umgestürzte Lories im hohen Grase, Schafe klettern auf den Trümmern umher, ein kleiner Esel, seines Sattels ledig, genießt im unbewegten Dastehen die Ruhe seiner eisernen Tiernatur.

Auf Ruinenstätten dieser Art ist das Umhersteigen ein Umherdenken. Eigentlich ist fast alles hier, was an Bauformen und Ornamenten erkennbar wird, römisch, nicht griechisch. Nicht die Griechen, sondern die Römer in Cäsars Zeit haben Korinth, das vorher von irgendeinem Konsul dem Erdboden gleichgemacht worden war, wieder aufgebaut. Korinth ist einer der karthagischen Fälle, an denen die Weltgeschichte reich ist. Die Römer bauten diese Bäder und diese Kanäle, meißelten diese Fruchtgewinde an

die Säulen, verewigten an den Altären ihre großen eiteln Namen; von aller dieser Prahlerei sind ein paar unentzifferbare Lettern übrig. Was die Römer hinterließen, verrät, daß ihre Arbeit dem äußeren Prunk und dem Nützlichen diene. Die Amerikaner ließen neben den ausgegrabenen Häuserwänden einen Erdkegel stehen, er zeigt wie hoch die Erdschicht war, die das Ausgegrabene bedeckte. In dieser Schicht liegen Asche, Scherben, Staub und Erde aufeinandergepreßt wie Blätterteig in unzähligen dünneren Schichten.

Die Gestalt, der jenes römisch-griechische Korinth den Hintergrund abgibt, ist Paulus. Paulus lebte über ein Jahr in dieser Stadt. In dieser aus allen Elementen der Mittelmeerhäfen gemischten Bevölkerung gab es eine fürstliche Handelsherrschaft, ein göttliches Wohlleben der Freien, ein hartes Leben der Sklaven. Es gab Philosophen, die diesen Ort allen anderen Gegenden Griechenlands vorzogen, römische Beamte, die Reichtümer sammelten, Gladiatoren und Athleten, die aus Barbarenländern kamen, um Ruhm und Kämpfe zu suchen, Demokraten der perikleischen Schule, Kommunisten aller Grade, seufzende und bittere Patrioten. Die Nähe des isthmischen Stadions hielt das Interesse der Menschen rege, die Nachbarschaft von Delphi zusammen mit den hierher getragenen Saatkörnern der ägyptischen und kappadozischen Kulte weckte Unzufriedenheit mit dem amtlichen Priesterwesen. Über Korinth lag ein Hauch des sinnlichen Fühlens und Schmeckens der Welt. In diesem Klima gedieh die Schönheit, in dieser Landschaft glänzten Häuser, Kleider und Schiffe, die Vielheit der Rassen schuf unerhörten Reiz der Frauen. Der Markt von Korinth bot Sklaven, Perlen, Elfenbein und Seide; an Früchten, Fischen, Opfertieren war kein Mangel; das Forum war schöner gebaut und lockender als irgendeiner der großen Märkte der heutigen Welt. Es gab hier Menschen, die auf hohen Schuhen einherschritten, in Pur-

purgewändern, im Duft ausgesuchter Salben, mit goldenen Armspangen und goldenem Stirnschmuck angetan, das Haar in goldenen Fesseln. Es gab hier jene, die das Rokoko des Bestehenden verherrlichten und die anderen, die an der Gothik des Ethischen bauten, an einem Zurechtrücken des Durcheinanders. Auf diesem Stück von Griechenland gedieh weder attische Würde noch spartanischer Atavismus; die Römer hier waren zynisch und kolonial; Juden und Syrer hatten Zutritt und waren voll Ehrgeiz, Korinth zum Gipfel ihres eigenen Hellenismus zu machen, höher als Alexandrien. Etwas Haltloseres und Bastardierteres läßt sich kaum ausdenken als diese Stadt.

Auf dem Forum von Korinth herrschte die Redefreiheit; Redner aller Schulen sprachen, Paulus stellte sich auf, ihm gelang es, den trennenden Strich zu ziehen. Von nun an gibt es zwei Lager, das seine war die verachtete, beargwöhnte, unterirdische Gemeinde, der Rest das Heidentum. Die Elemente waren noch fließend. In den Streitigkeiten, die das Suchen der Menschen erzeugte, stand nur Paulus fest, selbst den Poeten von Athen gewachsen. Von seiner Spannung, von seiner Wachsamkeit, die er dieser Landschaft dankte, zeugt die Abhandlung, die er aus Korinth den römischen Juden sandte; er ist groß in diesem Brief als Dialektiker und als Jude. Er hörte das Rauschen des Ölbaumes in den sturmgefegten Gärten, er gedachte des rauheren Ölbaumes von Judäa. Er gebrauchte das Sinnbild von dem Einpfropfen der wilden Zweige und von dem edlen Baum, der auch dann nicht verdirbt, wenn der Gärtner Zweige gegen die Natur ihm einfügt. Israel, schrieb er, ist blind geworden, aber es wird wieder sehend werden, die Fülle der Heiden muß eingehen in seinen Stamm. Und Luther bezeugt ihm den Römerbrief als das Hauptstück des Neuen Testaments, würdig, daß ihn ein Christenmensch nicht allein auswendig wisse, sondern mit ihm umgehe als mit täglichem Brot der Seele.

Solange Paulus in Korinth war, war sein Einfluß fast unbestritten; war er fort, so sandte man ihm Botschaften, Klagen und Sorgen nach, Beschwerde über Intrigen, Ausartungen und Krisen. Die Gemeinde war dauernd in Gefahr, die geistigen Epidemien der Zeit fieberten durch ihren Körper, Weissagung und orphisches Zungenreden loderte an dieser Stelle des griechischen Bodens höher als auf jüdischem Boden, Zeichen einer beunruhigten Gesellschaft; fremde Symbole brachen lähmend in die Welt der antiken Kultur. Die Priester, die Opfer und Orakel überwachten, benutzten, hilflos geworden, die Waffe der Doppelseitigkeit. Paulus durchschaute sie und führte den Angriff. Es gab Skandale in der Gemeinde. Die in Skandale verwickelt waren, nannten Paulus einen Skandal; aus den Nachrichten der Stadt sah Paulus, wie wenig von seiner Autorität übrig blieb, sobald er selber fern war. Die Korinther hatten Mißtrauen gegen seine Sendung, da nahm er Bundesgenossen. Es gab in Korinth den einweihenden Apollas, einen Sendling der alexandrinischen Pneumatiker, einen Juden der Diaspora, noch griechischer als Paulus. Es gab die christische Verkündigung aus Ephesus, der Stadt des Heraklit und des greisen Jüngers Johannes. Es gab endlich die kephische Lehre, die aus Rom hierher gewehrte, durch die Überlieferung der Synoptiker gestützte Predigt. Paulus suchte die Vormacht. Er schrieb den Korinthern seine längsten Briefe. Der wichtigste, mittlere, ist verloren gegangen, seine Briefe schlugen mit gewaltigen Worten die Gedankenwelt der Skepsis zu Boden. Paulus spricht vom Kranz des Siegers, er wirft in den Streit der Sibyllen den kühnen Satz, daß die Weissagungen aufhören werden, daß das Zungenreden aufhören werde, ja die Sprache selber und die schulmäßige Erkenntnis wird aufhören, nur die Liebe nicht. Die Liebe, die er meint, ist größer als die Liebe der Aphrodite von Korinth. Dieses Wort von der Liebe erhöht

die Verwirrung; neue Christen versuchten sie in einer Form, die einer Variation der alten ähnlich sah; Paulus stieß die Verwirrten von sich. Korinth war reif für ihn wie nur eine Großstadt reif wird für Ideen, die ihren Untergang bedeuten. Das von den Amerikanern ausgegrabene Korinth ist späte Antike; wie diese Umwelt innerlich beschaffen war, ist im Römerbrief zu lesen; sie war eine Zivilisation, ein Abgrund voll seelischer Scherben. Das Griechische der Frühzeit, von den Römern verbrannt und zerstampft, liegt in einer tieferen unerreichbaren Schicht in der Erde. Die rauchgeschwärzten gelben Säulen des Apollontempels ragen aus dieser Erde schwer, einsam und ohne Hoffnung. Aber für die abendländische Theologie bis Kierkegaard ist Korinth entscheidend geworden, entscheidend für alles, was an ihr paradox, außer Gleichgewicht und ohne Maß ist.

Die Umgebung des Dorfes ist ein unendliches Blachfeld. Nahe den traurigen Resten des Tempels ragt der Fels der Glauke, von schachtartigen Brunnenkammern durchbrochen. Auch dieses aus dem gewachsenen Fels gegrabene Bauwerk steht wie ein Geheimnis in dieser kahlen sanft und schattig gefärbten Landschaft. Hier dehnte sich bis an den zerrissenen und schroffen Abhang des Festungsberges die Stadt. Die mit Steinen besäte Fläche ist kaum noch von Pfaden durchzogen. Sie dient in der Nähe eines alten Brunnens als Schafweide, für die Aussaat ist dieser Acker nicht brauchbar. Der Berg erscheint dem Dorfe ganz nah, aber der einzige Weg, der ihn zugänglich macht, führt in einem weit ausholenden Bogen zur Westseite. Er führt durch baumlose Steinregionen. An seinen Abhängen gedeiht die wächserne Asfodelosblume; hier wogen die gelbgrünen Doldenhäupter der Wolfsmilch, derselben Pflanze, die in Deutschland eine kleine Blume des Waldrandes, in tropischen Ländern ein Baum ist; hier hält sie die Mitte; zuweilen

ist es, als ob sie es sei, die einen flüchtigen Duft in den Seewind mische, der heftig gegen den Berg braust.

Dies war früher der Weg der Reiter, der Wagen, des großen alltäglichen Hin und Her. Der Pfad ist harter unbenebener, sandig zerriebener Stein, ein rötlicher und zer-rissener Schiefer. Da und dort festigt ihn noch das schwere Pflaster von einst. Oben sinkt der Fußweg in alte Festungsgräben nieder, um sich steil wieder herauszuarbeiten; er umgeht die zerbrochenen Bogen der Brücke vor dem Festungstore. Man durchschreitet nacheinander drei Kastelle. Zwischen gelben Mauern und schroffen Felsenabhängen führt die Gasse aufwärts zu den verlassen Bastionen. Noch liegen die Rohre venezianischer Geschütze umher. Das Steingeröll wird dicht und kantig wie ein geschaffenes Hindernis, zerfallene Häuser stehen am Wege, verlassene Kirchen, kleine kastenähnliche Moscheen mit zugemauerten Eingängen. Auf der vorletzten Stufe des Berges mitten aus den Trümmern ragt ein Türmchen. Es ist wohl erhalten, seine Pforte ist offen, drinnen ist eine Wendeltreppe, es sind dreißig Stufen, das Auge erreicht den Mauerschlitze der Luke; von der Spitze dieser schmalen oben geschlossenen Röhre ist der höchste Stadtbezirk zu übersehen. Diese von weiten und zinnengekrönten Mauern umgürtete Bergstadt war vor Jahrtausenden dem Helios geweiht, sie ging später in den Besitz der Aphrodite über, dort drüben in den Steinen ragte der Tempel der Göttin und ihrer Priesterinnen, herrlicher und verschwiegener Wallfahrtsort und längst bis auf wenige Reste vernichtet. Der Berg ist gewaltig wie der Hohentwiel, doch einsamer, seine Öde und Verlassenheit ist furchtbar. Welche Kräfte der Zerstörung waren nötig, um diesen Sitz von Tyrannen und Königen in eine solche Steinwüste zu verwandeln. Hier oben, wo die Völker wie Bilder einer Uhr nach Jahrhunderten wechselten, herrscht das Grauen des Hades am hellen Tage. Es liegt ein eigen-

tümlicher Ansporn darin, auf diesen wild umhergestreuten und von Disteln überwucherten Steinen immer höher zu klettern. Der Sturmwind ist so stark, daß das Klettern ein Kriechen ist. Erst auf der obersten Höhe zwischen alten Torbogen und leeren Fensterhöhlen, über halb verschütteten Gewölben ruht der Fuß. Die Gräser dieser wilden Wiese beben. Keine Menschenseele ist auf dem Berg, selbst die Hirten mit ihren Ziegen bleiben ihm fern. Doch der Blick umfaßt nun die schroffe öde Kahlheit der Nachbarberge, die sagenhafte Einsamkeit einer großen Bergwelt mit den rot-gestreiften Tälern, durch die sich die Straße nach Argos windet. Aus diesen Nischen und Gewölben hervor, die einen Schutz bieten, folgt der Blick, den Abgrund vor Augen, den Raubvögeln bei ihren Kreisen in der Luft. Den spitzen Gipfel des Berges bildet ein Steinhaufen, der wie ein riesiges tibetisches Denkmal ist. Hier oben leuchtet plötzlich ein fernes Weiß und Blau. Unten zu beiden Seiten des weißen Isthmus glänzen die blauen Meere; ein Jubelruf begrüßt sie unwillkürlich. Wie auf einem ungeheuren Turme richtet die Menschengestalt sich auf und steht mit schmalen Füßen auf dem Rücken des besiegten Berges, der die Mitte des vom Meer umfaßten, aus dem Meer geborenen Hellas ist. Nur die Höhen in der Ferne, Parnas und Helikon im Norden, im Süden die zackige Gipfelwelt Arkadiens, begrenzen den Blick; sie allein hindern ihn, das ganze Griechenland zu umfassen. Aber auch sie lassen noch immer die Hälfte von Griechenland übrig. In der östlichen Ferne leuchtet aus dem Meer das rote Salamis, ein wenig zur Seite schimmert aus gelblicher Fläche das weiße Königsschloß von Athen.

IN DEM FAST LEEREN EISENBAHNZUGE SITZE ICH einem Fräulein gegenüber, das sich nach einer Weile als eine Deutsche zu erkennen gibt. Sie ist seit sieben Jahren in Griechenland, der Krieg hielt sie fest. Sie erlebte aus der Ferne die Sorge um die Heimat; da sie in der Familie eines Abgeordneten lebt, so erfuhr sie daneben alle Aufregung des politischen Kampfes auch hier, einen zweiten Kalender, in dem der Waldbrand von Tatoi, die Flucht des Veniselos, die festliche Rückkehr des Königs die Schicksalstage waren. Wir fahren am Ufer des saronischen Busens; das Meer ist von einer ernsten Klarheit, die in den Abend leuchtet. Felder, gegen das Meer geneigt und mit Ölbäumen gesäumt, umgeben Megara, Trümmer einer antiken Stadt, die berühmter war als Athen, Mutterstadt jener Griechen, die Byzanz gegründet haben. Aus der Ferne ragt wie ein Baumstumpf, verbrennend in der Glut des westlichen Himmels, der Kegel von Akrokorinth. Den von Platanen beschatteten kleinen Bahnhof von Eleusis umgeben Fabrik-schornsteine; die eleusische Bucht, durch die Wand von Salamis verschlossen, gleicht einem Landsee. Einer der Einschnitte des Parnes zieht das Geleise über sich. Vor der Stadt liegen Steppe und Dämmerung.

Wir sind in einer unbelebten dunkeln Vorstadt, niemand hat den Zug erwartet. Es ist heute der letzte Tag des Karnevals und ein Volksfest zu Ehren des Königshauses; das alles ist in der Mitte der Stadt. Die Landsmännin begleitet mich bis in das festliche, überall beglänzte Gewimmel und ist verschwunden; unter einem Zeltdach von Schnüren

blauer und weißer Lichter kreuzen sich die Straßenzüge, die Wedel der Palmen bewegen sich wie Vogelschwingen. Ich gehe zwischen den Scheinwerfern der Konditoreien, der Blumengeschäfte, Kaffeehäuser und Tabakläden in einer gestikulierenden schwatzenden, von Automobilen aufgestoßenen Menge. Eisiger Wind fegt Staub und Konfetti über die Marmorplatten der Straße, er scheint auch die Menschen wegzufegen. Tausende von Fähnchen flattern an den Masten, Girlanden von weißen und rötlichen Papierrosen schaukeln, tanzende Gruppen lösen sich auf, ein Maskierter in einem lärmenden Schwarm von Kindern flieht über den Weg, in Frauenkleidung, mit hüpfendem Leib; hinter ihm ein anderer, er hat sich eine Menschenpuppe umgebunden, deren ausgestopften Beine von seinem Rücken niederschleifen, es ist ein verwirrender Anblick. Aus dem Fenster meines Zimmers seh ich in den Nachthimmel, vor dem ein Fels steht, weiß glühend wie ein Ambos. Es ist die Akropolis, lichtdunstend, illuminiert.

Ich gehe noch einmal aus dem Haus, die Straße abwärts. Ihre Seiten sind Glasscheiben und Firmenschilder, sie ist grell beleuchtet, fast menschenleer, die Fähnchen knattern an den Ehrenbogen, und das Kreuz im blauen Felde des Wappens und das kleine schwarzweiße Herzschild, die Farbe der graubündner Ritter, der Hohenzollern und der Tempelherren, wirken stark auf mich wie kosmische Symbole. Am Ende der Straße halb versunken stehen die beiden kleinen Kirchen, letzte Reste des mittelalterlichen Athen, tausendjährige byzantinische Mauern, bedeckt mit antikem und frühchristlichem Meißelwerk. Welch ein Unterschied gegen Rom, diese halb versunkenen kleinen fleischfarbenen Kirchen mitten in der grausam weißen, jäh verödeten Stadt. Über dem leeren Syntagmaplatz und dem schweigenden alten Schlosse steht spitz und von Feuerschriften lodernd der Lykabethos in der Nacht, das rohe Singen eines Be-

trunkenen kommt näher. Ich gehe schlafen. Aber mitten in der Nacht weckt mich ein Chor, der mit Flöten in der Stadt umherzieht, es sind schöne und schneidende Stimmen um eine schmerzliche Melodie aus dem Volk.

Der Hausmeister in diesem Hotel ist ein Herrchen mit weißem Spitzbart und den flinken Augen eines Croupiers. Junge rumänische Fliegeroffiziere sitzen beim Frühstück in schwarzen Jacken, weißer Wäsche, goldenen Verzierungen. Ein Oberst in englischer Uniform verschlingt hinter seiner Teetasse einen billigen Roman. Schwarzhaarige französische Geschäftsleute, wichtigtuend wie Diplomaten, genießen den Triumph der weißgedeckten Tische. Levantinische Damen mit dem fettigen grünen Teint und den Glanzaugen von Arsenikesserinnen, schwatzen wie Papageien. Die Butter schmeckt nach Schafsfett, der Honig nach den Thymiankräutern vom Hymettos, das Brot nach Amerika. Hinter der spanischen Wand hervor dringt Gelächter und Zank der Küche.

Ich finde in einem Buchladen ein paar entzückende Bildchen, Reproduktionen aus dem achtzehnten Jahrhundert, als die Künstler begannen, Griechenland zu verherrlichen. Es sind Volkstypen, jede aus einer anderen griechischen Landschaft. Athen ist dargestellt durch eine vornehme Griechin, sie trägt große Blumen im schwarzen Haar, ein gesticktes Käppchen und ein Gewand aus syrischen Seidenstoffen; sie ruht, die Füße an sich gezogen und die Pantoffeln davor auf dem Boden, auf einem Diwan, den Hintergrund bildet der Giebel des Parthenon mit einem Storch auf der Spitze, daneben ein Minarett mit den Gipfeln einer Palme und einer Zypresse.

Dieses orientalische Athen ist längst untergegangen, es lebte als eine stille Landstadt bis vor zwanzig Jahren. Nach dem Balkankriege, als die gefangenen türkischen Paschas in den Villen von Kephissia wohnten, war es nicht mehr da.

Damals besuchte ich den kleinen entzückenden Vorort inmitten der attischen Heide, weiße Landhäuser in schattigen Gärten, rauschendes Klavierspiel aus den offenen Fenstern; wo seid ihr, reizende Schwestern, die mich durch die Allee von Silberpappeln hinausführten in die vom Rauch der Hirtenfeuer überwölkte Heide zu Füßen des Pentelikon? Sie kamen aus den Pensionaten des Berner Oberlandes, Töchter des reichen Phanarioten, die klassische zarte Helena und die witzige heitere Klytemnästra; sie fanden die Wiesen der Schweiz zu grün und lehrten mich das blasse Grün der attischen Heide lieben. Und sie zeigten mir im Salon der Mutter die Kodakbildchen aus dem Balkanfeldzug, einen seidengrauen Film von Geschützen, zerschossenen Dörfern, weißen Lazaretten und den König in einem Bauernhaus bei Strumitza. Aber sie gaben mir zum Andenken einen Strauß von rötlichen Chrysanthemen, und ich will mich der zarten Blätter erinnern, die von diesem Strauß aus dem Gepäcknetz des Eisenbahnwagens einer freundlichen Griechenfrau auf die alten Schultern fielen.

Das heutige Athen breitet sich großstädtisch über die Landwege, die alten Hütten, die vertrockneten Bachläufe, die Gutshöfe und Schafweiden der Landschaft. Kolonos ist nur noch ein Fels, auf dem die Fremden den Sonnenuntergang bewundern. Phaleron, alt und neu, erinnert an Tsingtau, und das berühmte Eleusis ist nichts weiter als ein günstiges Industriegelände. Die klar geschnittenen Hauptstraßen von Athen sind ein Parkett vom weißesten Marmor, ihre prächtigen Bauten entstanden aus einem Rest von klassischem Gefühl, doch die Wohnquartiere mit ihren einförmigen Straßenzügen, die Basare, die Passagen, die blumenreichen Gartenviertel, deren Balkone hell ins zarte Laub der Mimosen und der Pfefferbüsche ragen, entsprechen dem Leben, das die innere Stadt am Vormittag in eine City verwandelt, und den Dingen der Residenz. In

ihrem Herzen ist der berühmte Park zwischen den beiden Schlössern, sind die Automobile mit den Lakaien, die Schildwachen, die Huppensignale. Rot gekleidete Diener stehen vor den Eingängen der Kinos am Fuße der Akropolis; im schmalen Saal mit den Logen versammeln sich nachmittags die Athener und betrachten die Stromschnellen im Urwald von Laos, Boote mit Zeltdächern auf dem schnellfließenden Waldstrom, nackte Eingeborene, die das Boot der Europäer durch den Strudel heben. Die Fundamente des antiken Athen sind unter den Gassen vor der Akropolis begraben, auf der Agora wächst ein Fichtenwäldchen, den zerklüfteten Pnyx umzäunt das Eisengitter. Fremde Gäste mit Träumergesichtern meditieren auf den Felsen des Areopags, erklimmen die marmornen Bastionen der Burg und gedenken der Weissagung, daß der Ruhm von Athen nicht verlöschen werde und daß einst alle Völker versuchen würden, es dem kleinen Volke des Perikles nachzutun. Selten ragt aus der Stadt, die sich zu Füßen des kleinen braunen Tafelberges wie ein Wäschestück auf der Bleiche breitet, die schmale schwarze Flamme einer Zypresse oder ein kurzer Turm. Die Dächer sind wie aus grober Wolle geflochten, fast flach, fast ohne Lücken. Um die Stadt stehen würfelförmige große Gebäude, die Grammophone an jeder Straße spielen die Gassenhauer der ganzen Welt und die krasse Musik der Kasernenhöfe. Das Geräusch der Straßenbahnen, der Kirchenglocken, der Automobile und der Handwerke dringt bis zur Höhe des Burgfelsens hinauf, doch noch mischt sich hinein das Zwitschern der Schwalben und das ewige Krähen der Hähne, das den Alten wohlthat.

Blauer Himmel mit einer blendend weißen Wolke, blaues Meer mit zarten Wogenkämmen, weiße Marmorgiebel, blau bemalte Bauernhütten, blaue Segelboote, weiße Dampfer und eine vielgestreifte Kreuzesfahne, das sind die Sinnbilder von Hellas heute. Vielleicht ahnte Perikles, daß eines

Tages doch die Perser oder wer sonst unter den starken Völkern der Erde die Herren des kleinen Hellas werden würden, dennoch fand er, der das Volk mittels seiner eigenen Freiheit regierte, kein Bedenken darin, den Kriegsschatz für die Errichtung unvergänglicher Kunstwerke zu vergeuden, er zog Scheinkriege den wirklichen Kriegen vor, ließ auch zuweilen den Feind das Staatsgebiet betreten und brachte ihn durch Verhandlung hinter seinem Rücken zum Abzug. Sein großer Versuch, den Krieg, die große Krankheit am Menschheitskörper, abheilen zu lassen, gelang beinahe. Die Kunstwerke seiner Freunde schützten Athen in aller späteren Zeit vor der völligen Zerstörung. Es ist wahr, die Herrschaft der athenischen Demokratie, die heute als etwas ähnliches wie die Diktatur des Proletariats verstanden würde, beruhte auf Sklavenarbeit, auf Monopolen des Staates und auf einem kühnen Handel. Wir Heutigen müssen Maschinenarbeit und privaten Unternehmergeist an ihrer Stelle gelten lassen, wichtiger aber als alles andere wäre es wohl, den Kriegsgeist auszurotten und den Frieden noch besser zu finanzieren als selbst Perikles, der gegen die Parteien des Krieges im eigenen Lande wie bei den Fremden den unablässigen und am Ende tragischen Kampf führte.

Selten erschienen mir Hüttenwerke so schicksalhaft wie die Hüttenwerke von Laurion, die mit braunem Staub bedeckten, mit Dämpfen überzogenen Hallen am Vorgebirge. Eisenbahnfahrt bis an das Meer durch eine karge dünn besiedelte Landschaft, kleine schmutzige Stadt mit Hallengerüsten, in denen bestaubte Männer das Erz zur Mühle schaufeln. Der Mittag brütet über dem Berge, dem die Halden seine natürliche Form genommen haben, der Berg ist mit Eichen und verkrüppelten Kiefern bedeckt, oben im Dorfe zeigt mir ein Ingenieur von der Veranda des Bauernhauses herab die schwarzblaue Bucht zwischen den Wäldern. Dort unter dem Meer, sagt er, sind die Silberadern; der Berg ist leer, in

seinen Höhlen, Nischen und Grubengängen findet man noch die Werkzeuge, die Tonlämpchen, die Fußringe der Sklaven; unsere Bergwerksgesellschaft, wie ein alter Gelehrter, wendet nur die Schlacken, die die Alten weggeworfen haben, sie schmilzt das Blei aus den Ekboladen. Um noch Silber hier aufzufinden, müßten wir Fische zu Bergleuten machen, aber schon die Bergleute des Altertums sind uns ein Rätsel. Sie holten das Erz auf ihrem Rücken an das Tageslicht, sie zerschlugen es mit Eisenkeulen, wir wissen nicht wie sie es zum Schmelzen brachten. Jenes Griechenland war reich! Das heutige zieht seine Schätze aus dem Anteil seiner Kaufleute am Handel in Alexandrien, Smyrna, Konstantinopel und Odessa, es hat ein paar Schulen, ein paar Museen gebaut und das neue Stadion in Athen dort unten, aber auch sein erstes Kriegsschiff, seine Banken und das stehende Heer. Nun wohl, das Volk will den Aufstieg, man hat ihm den Krieg gewiesen, und nun rinnt aller Reichtum in das Danaerfaß der Politik und des Krieges.

AUCH DAS HEUTIGE ATHEN WÄRE NICHTS OHNE die Akropolis. Sie ist der Magnet, sie gibt der Landschaft ihre Bedeutung. Von diesem Fels übersieht man die von kahlen grünlichen Berghöhen eingefasste Schale von Attika, die zum Meer hin offen ist; das ganze Land, an Umfang nicht größer als Anhalt, ist voll blendenden Lichts, immer irgendwo von Staub durchfegt, der emporwirbelt wie unter unsichtbaren Sohlen. Durch diesen Fels ist die Stadt mit der Landschaft verbunden, er macht alles übersichtlich. Auch der antike Stadtstaat war ein übersichtliches Gebilde, immer ein Ganzes. Der Marmorberg Pentelikon, der mit einem Geflecht von Wegen überzogene Hymettos, der farbig kahle Lykabethos in der Nähe, der flache Parnes im Hintergrunde, sie alle umschwingen die Ebene wie eine schöne Melodie. Es ist nicht schwer, auf der Felsenplatte der Akropolis den Ort zu finden, wo einst das Wahrzeichen von Hellas ragte, das majestätische Standbild der Athene. Man könnte in der Luft bestimmen, wo die vergoldete Lanzenspitze funkelte. Sie muß weithin sichtbar gewesen sein, ein trigonometrischer Punkt; immer stand sie wie ein strahlender Stern über der Landschaft, weit in das Meer dem Schiffer sichtbar, auch wenn ihm noch das Vorgebirg von Sunion den Anblick der Stadt entzog. Diese Lanzenspitze leuchtete bis zu dem im Meere schwimmenden Salamis hinüber; je nach dem Stand der Sonne war sie in der Landschaft so sicher zu finden wie der Götterfels mit seinen strahlenden Gebäuden auch von den fernen arkadischen Gebirgshöhen in der Ebene sichtbar ist.

Heute steige ich die steilen Gassen der Nordseite hinauf. Selten betritt ein Fremder die steinigen, von kleinen Leuten bewohnten Gassen, die aus dem Viertel des Basars mit Treppen emporführen: man findet hier oben zwischen den Hütten eine kleine Kapelle und ihren winzigen, von einem Mäuerchen umschlossenen Friedhof; unvermutet steht man vor der Felsenwand. Die langgezogene Mauer auf dem von Grotten und Rissen gespaltenen Fels bewahrt in ihrem abgesetzten Umriß noch ganz das Aussehen der Festung. Die östliche Ecke dieser Mauer ist scharf geschnitten wie ein Schiffssteven, sogar ein wenig rückwärts gebogen; man erkennt an der Mauer eine Stelle, die die rasche Instandsetzung zur Zeit eines drohenden Perserüberfalles verrät, Säulentrommeln von einem unvollendeten Tempel sind als Bausteine verwendet worden. Zwischen diesen weißen Marmorscheiben, die rund wie Mühlensteine sind, klaffen Schießscharten. Der Abhang ist mit den vom Felsen abgeschüttelten Steinbrocken übersät, mit Gras und niederen Büschen bewachsen, graue Ziegen klettern umher. Der südliche Abhang, den die mehrstöckige, von hohen Fensterbogen durchbrochene Wand des Odeon in eine Ruine verwandelt hat und dem Palast des Heidelberger Schlosses ähnlich macht, ist breiter und ganz bestreut mit weißlichem Marmorstein. Von den Wegen der Anlage umschlungen liegt hier das Halbrund des Dionysostheaters. Wie unbedeutend erscheint dieses Halbrund, in dem einst vor wogenden Gerstenfeldern und angesichts des fernen Meeres die große attische Tragödie vor Tausenden von Zuschauern gefeiert wurde. Es ist früh am Morgen; eine Schar von Knaben wird hereingeführt, sie tragen Schülermützen, die denen der japanischen Schulknaben ähnlich sehen. Der Lehrer geht voran, eine faunische Figur, ein graugelockter kleiner Mann mit sokratischen Zügen. Er bekreuzt sich, als er den tiefgelegenen, mit wohlerhaltenen Steinplatten be-

legten Raum der Orchestra betritt, und die Knabenschar tut es ihm nach. Ich steige den roten Felsenabhang hinauf bis zu der Höhle, die durch ein hölzernes Gitter und ein weißes Kreuz verschlossen ist. Hier war eines der zahllosen Heiligtümer des Götterfelsens, vielleicht eine Höhle des Asklepios oder des Pan. Heute ist sie der Panagia geweiht, den zerfallenen Stufenaufgang ersetzt eine hölzerne Stiege. Der Wärter kommt herzu, er zündet vor dem Bild der Gottesmutter das Lämpchen an, das erloschen war. Aus den Löchern des Burgfelsens kommt Gezwitscher. Aus der Stadt dringt der Lärm des Tages. Vor dem Gittertor der Propyläen sitzen Männer in der Sonne. Es sind Russen, waffenlos und fremd, fern ihrer Heimat. Ein griechischer Soldat liegt ausgestreckt auf einem Marmorstück. Der Nordwind bläst kalt um die Höhe, doch die Sonne wärmt. Der in Khaki gekleidete schlafende Soldat trägt leuchtend violette Wollhandschuhe.

Der Zugang zu der Burg erscheint in seiner Lösung so leicht und großartig; man vergißt, daß es für den Architekten kaum eine schwierigere Aufgabe gab als die Bewältigung des Felsens an seiner schmalsten Stelle. Und wie leicht, wie gewagt und keck springt sogleich das Tempelchen der Nike, des Siegesengels, auf der äußeren Bastion hervor, so zart und so sicher steht es in den Sturmwinden, die unter den jagenden Wolken des Frühlingstages brausen. Riesenstufen, höher als gewohnter Schritt sie kennt, müssen hier erstiegen werden. In den Propyläen ward den Göttern ein Zugang gerichtet, der ihren Schritten genehm war; den Sterblichen hebt die Mühe des Schrittes zwischen den mächtigen Säulen dieses Vorhauses streng und entschieden aus dem Behagen und Unbehagen des Alltags. Leicht ansteigend ist der graue von Runzeln durchzogene Felsboden, übersät mit den Trümmern gefallener Säulen und Weihgeschenke, eine Wiese bebender Gräser und duftender Kamille. An der

aus gleichmäßigen Marmorquadern gefügten Seitenmauer der Propyläen hängt ein leichtes Gerüst. Zwei Arbeiter oben auf dem schwebenden Brett sind beschäftigt einen der milchweißen Marmorblöcke, die auf dem Boden bereit liegen und heraufgeseilt werden, in die Lücke einzupassen. Man baut die Propyläen wieder auf, sehr langsam, jedes Jahr ein wenig. Diese Blöcke sind pentelischer Marmor wie der ganze Bau, aber sie bilden in ihrem leuchtenden Weiß einen ehrlichen Gegensatz zu der verwitterten fast ockerfarbenen Mauer.

Als die Krone des Felsens groß und weithin sichtbar dem Tafelberge aufgesetzt, seinem Absturz so nahe gerückt, daß er seine Höhe vergrößert, ragt der Parthenon, Verkörperung der Wucht und Herrlichkeit eines Zeitalters, dessen Aufschwung stärker war als vergängliches Leben. Es sind nur Säulen, und über ihnen der die leicht strebenden aufrechten Schäfte verbindende Balken. Verwitterte goldfarbene Säulen, locker und licht, über ihnen der offene Himmel, unter ihnen die hochgestufte Grundmauer aus dem gleichen kostbaren Gestein. Wohl überschaut der Blick von jeder Stelle des Burgfelsens die weite Landschaft, er umfaßt erfreut das Rund der Berge und das Meer, nirgends aber offenbart sie die Zartheit ihrer Linie und ihrer Färbung wie hier, wo die Vorhalle des Tempels das Bild teilt. Da sich die Säulen nach oben ein wenig verjüngen, so ist der Ausschnitt nach oben breiter, umgekehrt wie beim ägyptischen Tor, das trapezförmig ist und dadurch etwas Engstirniges, Beklemmendes und Niederzwingendes hat. Die Griechen bogen die Vertikalen nach oben auseinander. Dieses Auseinanderstreben hat etwas von der sich entfaltenden Blüte, es hebt den Blick, statt ihn zu senken. Diese Übernahme eines ägyptischen Baugeheimnisses in seiner Umkehrung beweist aufs neue die eigentümliche spielende und selbständige Kraft des griechischen Genius. Neben ihm ist der griechische

Mythos mit allen seinen Angaben, der die Erfindung der nützlichen Werkzeuge, die erste Aussaat des Getreidekornes naiv nach Hellas verlegt, ewiger Zeuge, in welchem Maße Hellas berufen war, das Morgenländische umzubilden und es neu zu schaffen. In Hellas offenbart sich vielleicht zum ersten Male der abendländische Mensch dem morgenländischen an Klarheit und Tiefe ebenbürtig, an Heiterkeit ihm überlegen. Wie sehr liegt dieses umgestaltete Morgenländische in allem Geistigen der perikleischen Zeit, in ihrem Wissen von der Kugelgestalt der Erde, in ihren Maßsetzungen, in ihrer bewußten blitzartigen Aufnahme des Gedankens vom Nichtwiderstehen, die sich in der Friedensstrategie des Staatsmannes ausdrückt, des größten vielleicht, den die Erde bis jetzt hervorbrachte. Das Bauwerk des Parthenon mit der unmathematischen Schwellung seiner Säulen, mit der leicht gewölbten Linie seiner Längsstufe hat die Kunstgelehrten viel beschäftigt. Da dieses heimliche Schwellen auch an den Tempeln von Pästum zu bemerken ist, die um Jahrhunderte älter und gedrungenener sind, so scheint es sicher, daß die Erbauer eine Absicht hatten. Man weiß ja auch von den Steinmetzen des Mittelalters, wie streng sie in der Anwendung der statischen Gesetze waren, sie kannten diese Gesetze genau, aber wie die Meister der Antike wußten sie das Starre des rein Gesetzmäßigen durch kleine scheinbar unbeabsichtigte Willkürlichkeiten aufzuheben und es sozusagen zu verweiblichen. Wohl jeder große Dom des christlichen Mittelalters bietet ein Beispiel für diese hohe, in den Sternen wurzelnde Kunst.

Verschwunden ist der hundert Fuß lange uralte Tempel, der einst neben der Stelle des Parthenon auf der Mitte des Burgfelsens lag und den Staatsschatz bewahrte. Dort in der Zelle brannte einst vor dem aus Olivenholz geschnitzten Bild der ersten barbarischen Athene die ewige Lampe. Auf diesem ewig von Wind und Sonne umspülten Felsen, der

in aller seiner Verstörtheit den Sinn zum Nachschaffen des Göttlichen anreizt und in eine höhere Welt entrückt, ist dennoch ein sichtbares und beruhigendes Sinnbild des holden Menschlichsten geblieben. Es ist der Chor der steinernen Mädchen, der zierliche Vorbau der fensterlosen goldverwitterten Mauer des Erechtheustempels. Dort in den Klüften des gewachsenen Felsens grünt wieder, blaß und gebeugt, der heilige Ölbaum. Außen stehen mit den Gesichtern nach Süden die fraulichen Gestalten wie Göttinnen blühend und tragen in ihren Reigen gebunden das leichte Joch des Gebälks. Die Karyatiden sind wie die zum Bild gewordene weibliche Anmut, die allen Stürmen und Zerstörungen obsiegt. Sie erscheinen als die einzigen menschlichen Wesen auf dieser Trümmerstätte, Augenzeugen des griechischen Schicksals, doch unberührt vom irdischen Weh. Sie sahen den Parthenon im Schmuck der goldenen Ehrenschilder, die an seinem Giebel der aufgehenden Sonne entgegenlänzten, sie sahen ihn farbig leuchtend, umbrandet und erfüllt von dem hymnischen Festgewühl. Sie sahen den Tempel jahrhundertlang in eine christliche Kirche verwandelt, sie sahen ihn als Bethaus der bunten Muselmänner, sie sehen jetzt das zerstörte Bauwerk, den öden Saal und das zerrissene Gebälk mit den einzelnen still umhergehenden Besuchern. Aufrecht wie am ersten Tag ragen diese Steingestalten in die heitere Luft. Es ist Helios, der sie minnt. Sie sind wie eine Sonnenuhr seinen Strahlen ausgesetzt, das Kreisen ihrer Schatten mißt den Lauf des Tagesgestirnes, ihr säulenhaftes Stillstehen nimmt teil an der ewigen Wanderung der Planeten. Nektar und Ambrosia sind ihre Speise, Substanz der Ewigkeit. Bis in das Herz des Barbaren, der stumpfen Sinnes diesen offenen Ort betritt, dringt der Strahl ihrer blühenden und würdevollen Schönheit, dem Ahnungsvollen erscheinen sie wie ein Gruß der nornengleichen hyperboräischen Mütter. Eine Sage be-

richtet, daß die Künstler, die den Parthenon erbauten, alle die kleinen Kunstwerke einer älteren Zeit, die sich auf dem Burghügel fanden, in den Schuttsplatt warfen, so stark war in den Zeitgenossen des Perikles das Gefühl der eigenen Vollendung. Man schaffte später jene Scherben, Töpfe und Statuen aus dem Erdriß der pelasgischen Mauer an das Tageslicht, man reihte sie in dem kleinen Museum auf, das sich mit seinen Sälen in einem Winkel der Akropolis verbirgt. In der Tat, wie fremd und an das Sinnliche gebunden erscheinen jene breiten kuhgestirnten archaischen Gestalten in ihrer schweren fast bedrückenden Fraulichkeit, in ihren bemalten Gewändern. Diesen göttlichen Mädchen gegenüber, in denen das Vorbild der jungfräulichen Pallas Athene durchbricht, erscheinen sie wie Sklavinnen, einer fremden und stummgebliebenen Rasse zugehörig.

DER PIRÄUS, EINST DER BERÜHMTE KRIEGS-
hafen des alten Athen und die lärmende Hafenstadt des
neuen, ist ohne eine Spur von Altertum. Die elektrische
Schnellbahn fährt in der Richtung der Landstraße mit ihren
von alten Eschen beschatteten Fuhrmannsschenken und der
Langen Mauer. Noch kommt man an gepflügten Feldern
vorüber, aber zwischen den Bauernhöfen stehen Baracken,
Industriewerkstätten; die abgeblätternen kalkweißen Mauern
sind mit mannshohen Firmenzeichen bedeckt, Reklamen für
Kakao, Automobilreifen, Büchsenmilch und Parfümerien, für
alle jene aus fetteren Ländern eingebürgerten Produkte, die
überall sind, herbeigerufen durch das künstlich wach-
gerufene Bedürfnis. Dieser Teil der Ebene um Athen
ist das Gelände der Großstadt. Rings um den Piräus erheben
sich in einer Rauchwolke die chemischen Fabriken, die Glas-
bläsereien, die Eisenwerkstätten und die Hotels von Phaleron.

Ehe der Krieg kam, stand in diesem Mittelmeerhafen die
deutsche Levantelinie an zweiter Stelle. Zwei, drei Schiffe
dieser Linie kamen wöchentlich. Sie brachten Eisen- und
Glaswaren und holten Erze von Euböa und Laurion nach
Antwerpen und Hamburg. Heute enthalten die Schiffslisten
nur noch selten deutsche Namen und keine österreichischen,
keine russischen mehr, stattdessen rumänische und belgische.
Aber der Lärm, das Geschrei, der Staub in dieser Hafenstadt
sind wie damals; bei den Schiffen zwischen Bootsleuten und
Lastträgern bummeln türkische Kriegsgefangene wie damals;
die engen Schaufenster der Läden, deren Gegenstände in
der Sonne verblässen, zeigen noch neben den tausend Kleinig-
keiten für den Seemann, den Taschenmessern, den Gürtel-
riemen, dem Tabak und dem Briefpapier, dieselben Bilder-

bogen, Schlachtenbilder in blau und weiß, mit Flugzeugen und berstenden Granaten und dem Evzonen, der einem Bulgaren das Ohr abbeißt. Der weiße Glockenturm der Kathedrale mit seinem kunstlosen Filigran über dem mit Buden gefüllten Marktplatz in der Nähe des Hafenbeckens ist derselbe. Die Kirche steht offen, eine Flut von blauem und rotem Dunkellicht ist im Innern einströmend durch die aus kreisrunden Scheiben gekitteten Fenster. Draußen bewegen die Palmen ihre besonnten Wedel; die Stämme dieser Palmen sind rauh wie mit Pferdehaar umwickelt; auf den Bänken sitzen Müßiggänger, und den Vorübergehenden rufen Pelzmützen tragende russische Soldaten, die in die Gilde der Stiefelputzer aufgenommen sind, ihr Pashalsta entgegen und klopfen mit der Bürste auf ihre Kästen. Russen stehen herum, versprengte Reste der Wrangelarmee, Leute mit starken Gliedern, bereit, als Erdarbeiter oder Gärtner einen Taglohn von fünf Drachmen anzunehmen. Ich spreche mit einem von ihnen, einem vierzigjährigen Mann, er ist blond, unrasiert, zahnlos, früh gealtert, stammt aus Wladiwostok, war Angestellter der Kaufmannsfirma Kunst und Albers, die Firma ging im Kriege unter, am Ende des Krieges war er Artillerieoberst. Jetzt ist es soweit mit ihm, daß er den japanischen Konsul bitten mußte, ihm zur Heimreise das Geld zu leihen; der Japaner ist bereit, denn es gibt ja dort draußen eine neue russische Armee. Wir sprechen, auf einer Bank mit übergeschlagenen Knien sitzend, odysseisch und aus dem Vollen. Sie sind Deutscher, sagt der Russe, dann verstehen wir uns; ich habe in Südrußland gekämpft und bin schließlich über die Krim hierher gekommen. Mit vielen Nationen habe ich zu tun gehabt, glauben Sie mir, es gibt keine schlechten Nationen, ausgenommen vier: die Polen, die Rumänen, die Griechen und die Amerikaner.

Ständig ändert und verschiebt sich das Bild der Straße

mit ihren rasch fahrenden Lastwagen und der roten, vollgestopften langsamen Elektrischen; die leeren Masten, die landeinwärts gerichteten Bugsprits, die schrägen Schiffsschlote, die Telegraphenleitungen und die mit Glasbirnen behängten Drähte, die von der festlichen Ankunft des Königs übrig sind, vergrößern das Gewühl. Mitten zwischen höhlenartigen Lädchen, Bäckereien, Obstkellern, Seilerwerkstätten, Garküchen und Kleidergeschäften öffnet sich unsauber ein Torweg. Hier brüllt bis in die Tiefe der Halle hinein ein Chor von Ausrufern den uralten Marktschreiergesang; es ist der Fleischmarkt mit seiner faden Blutluft, seiner unreinen Kühle und seinem Anblick von tropfenden zertrümmerten Tierleibern; daneben der Fischmarkt mit seinen Bergen aneinandergeklebter, mit Schlamm bedeckter Muscheln, seinen mit Kieselsand und Schleim bedeckten Polypen, deren mit Warzen bedeckte Schlangenäste von groben Fäusten gefaßt und solange auf den Stein am Boden geschlagen werden, bis sie wie nasse Tücher daliegen. Tintenfische braun wie Ton werden zerschnitten und in ihrem schwärzlichen Sepiasaft in Öl gesotten. Silberne Fische schimmern wie Bündel von Wasserglanz und Sonnenstrahlen, sie tragen noch auf ihren lichtempfindlichen Schuppen das gekräuselte Licht der Tiefe. Torpedoförmige Delphine groß wie Schweine hängen ausgeweidet am Haken, gallertartige durchsichtige Seetiere, spinnenähnliche nackte Krabben liegen in den feuchten Körben. Ich weiche zur Seite, ein Fischverkäufer beschützt einen kleinen, zudringlichen, unflätig schimpfenden Bettlerjungen tückisch unter dem Tisch hervor mit einem Kübel schmutzigen Wassers.

Neben dem Hafen der Dampfer ist der Hafen der Segelschiffe; viele sind bunt bemalt wie Spielzeug. Hier liegen die gelben, hellblauen und hellgrünen Boote von den Inseln, die zerkratzten und seegewohnten Boote von Salamis und Kreta, von Ithaka, von Hydra, von Spetsä, von Naxos.

Männer mit Säcken auf den Schultern und mit tief in den Nacken fallenden Schweißtüchern, schleppen bloßfüßig ihre Last über das schwanke lose hingelegte Brett in die Boote. Alle Arbeit ist im Gang. Diese Segler vom Piräus gehen weit über die Ägäis hinaus bis an die spanische und afrikanische Küste, bis in die Adria und bis Ägypten. Es ist seit Jahrhunderten so gewesen, die Inseln verdanken dieser kleinen Schifffahrt ihren Wohlstand. Es ist auf den Booten so, daß sie zumeist von den Angehörigen einer Familie betrieben werden, jeder Seemann, vom Kapitän bis zum letzten Matrosen, besitzt einen Anteil am Fahrzeug und am Gewinn. Für diese Beteiligung kämpfen ja wohl auch die Besatzungen der Dampfer, die ein paar Wochen Streik hinter sich haben; die Einigung scheint schwierig gewesen zu sein, denn für eine neue Klasse der Schiffsreeder ist die Schifffahrt nichts als eine Frage des Kapitals. Diesen Gesellschaften gegenüber befinden sich die Seeleute in der Lage der Masse und der Klasse ohne einstweilen aus ihren Reihen die Kapitäne hervorzubringen, die für den Betrieb der modernen Schiffsmechanismen nötig sind.

Aber der Kampf ist für diesmal vorüber; die Dampfer stoßen Wölkchen aus, in den Agenturen klappern die Schreibmaschinen, Passagierzettel und Frachtscheine werden ausgefertigt und Käufe festgemacht, nur ein russisches Schiff aus Odessa, ein alter und plumper Kasten, liegt vergessen wie ein Wrack. Jetzt furchen wieder die kleinen Küstendampfer mit dem blauweißen Mäander am Schornstein, die längst ihre Jugendzeit in anderen europäischen Gewässern hinter sich haben, die silbernen Meere, und über dem fanatischen Brüllen und Schellen der Hafenstadt schwebt vielstimmig dieses zürnende Rufen, dieses schluchzende hysterische Schreien und schwermütiger Baßgesang der Dampfpeifen. Ein weißbemalter Ozeandampfer liegt zur Abfahrt nach Amerika bereit, er ist England abgekauft und trug früher die

deutsche Flagge. Am Ufer mischen sich Amerikanergriechen und grüngleidete Evzonen, Soldaten in fettigen langen Russenmänteln und roten Mützen, Kriegsmatrosen in Dunkelblau mit weißen Gamaschen; die kleinen Händler, die Straßenphotographen, denen das lichtstarke Klima die Arbeit leicht macht, rufen marktschreierisch. Der Großhandel streute rings um diese Bucht die unter freiem Himmel aufgehäuften, unter Plandecken oder in Schuppen versteckten Waren, Quadermauern aus prallen Säcken mit amerikanischem Weizen, Bleche und Eisenstangen; neben abgetakelten Schiffen, die aufs Trockene gezogen sind, ragen Gallionsfiguren, die mitten in dem verwitterten Gerümpel einen gespenstischen Ausdruck angenommen haben. Einen Steinwurf vom Wasser entfernt stehen die Güterwagen; das Geleise reicht von hier bis nach Mazedonien hinauf und vergeht im stählernen Gezweig des europäischen Verkehrs. Güterwagen aller Systeme stehen da, die schlechten der Orientalischen Eisenbahn, die großen und starken aus dem früheren Eigentum des preußischen, sächsischen, ungarischen Staates. Rings an der nordöstlichen Bucht, die im Altertum befestigt war und Zea hieß, entdecken geübte Augen noch heute die Spuren der Schiffshäuser, von denen einige wie große Hallen waren. Es war einst die Bucht der athenischen Kriegsflotte, jener Hunderte von bewaffneten flinken Ruderschiffen, die auszogen, um Kolonien zu gründen, um Persern, Seeräubern oder feindlichen Griechen Gefechte zu liefern, nur wenige waren größer als die Segelboote von heutzutage.

Ich stehe morgens im Hafengewühl, ein paar Ruderschläge bringen mich zu dem Dampfer Agios Ioannes hinüber, der sich zur Reise fertig macht. Es ist nicht viel Platz auf dem Verdeck, der Dampfer ist fast ganz von Kisten und Warenballen eingenommen, aber auf dem oberen Dach sitzt man auf einer Art Gartenbank. Nun löst sich das Schiffchen, draußen funkelt kalt das Meer, der Kurs führt an dem öden

Salamis entlang. Mittags ohne anzuhalten durchstößt es das Ende der saronischen Bucht und dringt in den Isthmus auf der grünen schmalen Wasserbahn zwischen steilen Erdwänden. Diese Wände sind klar geschnitten wie Bastionen, die eine ist beleuchtet, die andere im Sonnenschatten; in beiden, die etwas von majestätischen Pyramidenflächen haben, fließen über dem eingebauten Stützwerk die wellenförmigen Schichten und Verwerfungen der Erde, feingemahlener und versteinertes Spülsand, grau zuerst, dann gelblich und rot. Unser Schiff ist das einzige im Kanal, die großen Schiffe meiden ihn angeblich aus technischen Gründen; man machte diesen Durchstich in den selben Jahren als auch der Suezkanal gebaut wurde, aber er rentiert schlecht, der große Bruder scheint dem kleinen auch das wenige entzogen zu haben, was er hatte; so kürzt der Kanal nur die Reise in den griechischen Gewässern. Schon im Altertum planten die Ingenieure diesen Durchstich, mehrmals wurde der Spaten angesetzt, immer blieb die Arbeit stecken. Vielleicht war auf die Dauer das Heer von Sklaven, das da nötig gewesen wäre, nicht zu beschaffen, vielleicht fürchteten die Alten, daß die Inseln und Küsten im Osten überflutet würden, denn sie waren der Ansicht, das Meer im korinthischen stehe höher als im saronischen Golf.

Wie am Seil gezogen dringt das Schiff durch die Gasse, über uns schwebt das Gestänge der Eisenbahnbrücke, jetzt entweichen die Wände, da liegen am flachen Einschnitt die Hütten von Poseidoneia, meine Freunde, die Fährleute sind nicht zu sehen, sie würden den Winkenden nicht erkennen. Ein neues Meer liegt vor uns mit luftigem hellem Blau; am achäischen Ufer steht in Meereshöhe wie eine Kolonie von Pilzen die weiße Stadt zu Füßen des Akrokorinth. Im Nachmittagslicht nähert sich das Schiff dem fahlen, durch ein Gitter von Wolken mild bestrahlten Nordufer des korinthischen Meeres und stellt sich in die blanke krisäische Bucht.

DIE BUCHT IST EIN GERÄUMIGER EINSCHNITT DER Küste, die Küste ist felsig und unzugänglich. Heute liegt das Meer still wie ein Teich. Kleine Bootswerften verraten den Ansitz einer Seebevölkerung, eine kurze Mole stößt in das Meer. Diese Bucht vor dem Städtchen Itea sah die Segel der fernsten Völker. Den Schiffen entstiegen die Abgesandten der Könige und gingen den Weg durch das mit Ölwäldern bedeckte Tal, das sich hinter der Wand des vorderen Gebirgszuges ausbreitet, um zum nächsten emporzuführen. Dieses Tal, selten von kriegerischen Heeren bedroht, selten an Perser und Gallier verloren, war heiliger Boden; Apollo selber rettete es vor den Barbaren. In seinem Hintergrunde erhebt sich der Parnass in mächtigen Aufsätzen. Griechenland mit seinen Meeren und Inseln zwischen Ithaka und dem Athos liegt an klaren Tagen vor dem weißen Gipfel dieses Berges ausgebreitet. An seiner unteren Stufe liegt Delphi. Im Weltkrieg wählten die Mächte die Bucht von Itea zum Landungsort für ihre nach Mazedonien entsandten Truppen. Die kurze Überfahrt zwischen Brindisi und dem Korinthischen Golf war leicht zu sichern. Die Heerstraße berührt Delphi nicht; sie führt über das zerklüftete Hochgebirge bis zur Bahnstrecke.

Ich betrete hier das Land mit zwei Gefährten, es sind Archäologen. Der eine ist ein junger Franzose, der andere ein Tscheche, den ich sonst wohl überall als einen Deutschen angesprochen haben würde, der aber vorgibt, nur französisch zu verstehen. Nun gut, er genießt die Gastfreundschaft der französischen Schule, wir sprechen französisch.

Der kundige Tscheche übernimmt die Verhandlungen mit den Pferdeverleihern, wir haben an einer Straßenecke vor einer Kaffeewirtschaft Platz genommen, bald erscheint die Kutsche. Wir fahren mit vier Pferden in die Felder. Die Lehmhäuser an den dörflichen Straßen sind zu Schenken und Kantinen geworden. Noch sind die lärmenden Aufschriften sichtbar: Hotel de Verdun, Souvenir de France, Estaminet des Alliés. Der Himmel hat sein bestes getan, um diese roten und blauen Buchstaben wieder abzuwaschen.

Eine abenteuerliche Wand von Felsen begleitet die Landstraße in den Wald. Dieser Wald umzieht den Sockel des Gebirges, er ist ein Hain von Tausenden wohlgehüteter Öl-bäume, der reichste Ölwald von Hellas. Es sind jahrhundert-alte knorrige Stämme, Tieren ähnlich, die sich aus der Verzauberung des pflanzlichen Lebens winden, sie schütteln über ihren Köpfen das zersplissene und funkelnde Laubkleid, ihre Wurzeln krümmen sich schlangenhaft. Jeder dieser Bäume steht in seiner eigenen Zelle, er ist von einem Graben umzogen, die Teller sind mit Wasser gefüllt; Laub und Äste, Wolkenglanz und Bergkonturen erscheinen klar gespiegelt. Der griechische Bauer beschneidet nicht den Wipfel des Ölbaumes, die Wipfel dehnen sich wild und buschig und bilden zusammen ein einziges lichtetes und fließendes Dach. Erhöhte Pfade verlieren sich in die von Sonnenflecken gesprenkelte Graswildnis. Da und dort ist eine Gruppe von Landleuten an der Arbeit, Grautiere stehen am Wege, die geflochtenen zylinderförmigen Körbe sind gefüllt mit den haselnußgroßen Ölfrüchten, die grünlich, schwarz wie Ebenholz und veilchenfarben schimmern. Fast zu früh erreicht die Straße den Anstieg. Sie wird schattenlos, sie steigt gemächlich zwischen Felsenwänden und einer Brustwehr über hellgrünen Saaten und Rebenpflanzungen bergan. Unsere Kutsche hat eine andere eingeholt, wir gehen zu Fuß vor dem Wagen her und überblicken das Tal. Das graue Gekräusel des

Ölwaldes fließt bis an das silberne Meer. Über dem Abhang ragt noch unsichtbar der steinige parnassische Rücken.

Der Fahrweg, weit geschwungen auf der mit Felsgeröll besäten Halde, erreicht endlich ein Dorf, das den Namen Chryso führt; die ölbauende und mächtige Stadt Krisa lag einst in der Nähe, auch das Dorf ist stadttähnlich, es hat einen Marktplatz, auf dem das Wasser in antiken Brunnenhäusern rinnt. Ölfässer sind an der Seite des Platzes aufgeschichtet, es ist die Zeit der Ölernte, das Öl von Chryso gilt noch immer als das köstlichste. Wir kommen schmale Steingassen hinauf und halten an; es ist Sonnenuntergang, Samstag abend; die Bewohner des Städtchens sitzen vor den Häusern und genießen ihre Ruhe. Von freundlichen Leuten betrachtet, stehen wir neben unserem Wagen und warten. Dann begleitet uns eine Horde Knaben weiter. Die kleinen Burschen sind barfüßig, sie betteln um Geld und Zigaretten und hängen sich an den Wagen, wir können ihrer Zudringlichkeit nicht wehren. Der dunkle feine Kopf eines dieser Knaben schaut durch den Wagenschlag, auf der anderen Seite der blonde und derbe Kopf seines Kameraden. Zwei Rassen schauen zu uns herein, Albaner und Griechen leben brüderlich in dieser Landschaft. Den kleinen Griechen zeichnet Witz und liebenswürdige Frechheit aus, der kleine Albaner ist stumm doch beharrlich. Den Knaben reichen wir Zigaretten und Feuer. Wie der Weg steiler wird, lassen sie von uns ab und eilen mit Sprüngen in das Dorf zurück. Die Krisäer betrachteten in der ältesten Zeit die Plünderung delphischer Pilger als ihr gutes Recht; von dieser fröhlichen Selbstverständlichkeit gaben uns ihre Enkel eine kleine Probe.

Über Chryso beginnt die Steigung. Die Pferde erklimmen mit starken Schritten den viel gewundenen Weg. Unser Ziel ist noch fern, die Dämmerung beginnt den Ausblick zu verhüllen, allmählich gibt der Mond der Landschaft ein

ernstes Zwielficht. Ich sehe bald neben, bald hinter mir die plaudernden Gefährten, zuweilen steigen wir, um den Weg zu kürzen, einen felsigen Pfad empor; zwischen den Steinblöcken, die zurückbleiben und immer aufs neue im Wege stehen, überfällt mich für Augenblicke ein Erinnern an den Aufstieg durch die schweren Dinge der Welt, der auch im Dunkeln niemals ohne Hoffnung ist. Amphiktyon, des Deukalion Sohn, gründete die Zusammenkünfte der Griechen in Delphi. Die Griechen, die Delphi besuchten, nannten sich nach ihm, dieses Gebirge hier war das Gebiet der Amphiktyonie, hier herrschte der Gottesfriede. Oft genug verherrlichten zwar die Weihgeschenke, die einzelne Griechenstaaten dem delphischen Apoll hinaufsandten, den Sieg über die Bruderstämme, doch diese Gaben waren gereinigt durch ihre Herrlichkeit, und die Scheu vor dem Gott unterdrückte die feindlichen Empfindungen. Es ist mir als stiegen von allen Seiten dunkle Gestalten den trüben Berg empor, Pilger, Abgesandte mit Wunden bedeckter Völker, Gesandtschaften, mit der geheimen Frage an das Schicksal beladen. Es sind Männer wie aus fernen Unterwelten, aus Gewittern und Feuerbränden emporgestiegen; die Feuer des Krieges in ihrem Herzen sind gelöscht, eine andere Flamme scheint sie emporzutragen. Ich finde zum Fahrweg zurück, die Gefährten besteigen den Wagen wieder, wir fahren schweigend. Dann erreichen wir die Häuser des Gebirgsdorfes, dunkle Gassen, ein Haus, das verschlossen ist und seine Tür nach vielem Klopfen öffnet. Die Reisegefährten übernachten in dem kleinen Wohnhaus der Franzosen, das bei der Stätte liegt. Begierig, noch in der Nacht einen Blick auf die Stätte zu werfen, folge ich später dem Weg, den sie gegangen sind; er biegt wie eine Alpenstraße um einen Felsenvorsprung und durchzieht ohne seine Höhe zu ändern ein bodenlos klaffendes Tal. Ein leises unerklärbares Rauschen ist in diesem Tal, kalte Luftströme wehen mich zurück. Ich

gehe in das Haus und stehe am Fenster. Der Blick bettet sich in die graue Furche des Gebirges. Die Luft ist weder kalt noch warm, meine Kerze weckt im Dorf das Bellen eines Hundes, ich lösche die Kerze, und das Bellen verstummt. Am westlichen Himmel leuchtet der Jupiter, die Deichsel des Siebengestirns hängt im Zenith.

Aus dem Halbtraum weckt mich das Aufbrechen einer kleinen Karawane vor dem Fenster, die Rufe von Frauen und Knaben, die Glöckchen von Eseln. Die Karawane entfernt sich auf der Landstraße, sie verschwindet in der Wegkrümmung, zuletzt ein Knabe in schwarzer Bluse, in dünnen gelben Hosenfetzen, seine nackten braunen Füße bewegen sich über die Steine im leichten Tänzerschritt. Gegenüber leuchtet schon der mit Gestrüpp bewachsene, bronzene Abhang des Kirphisgebirges in der Morgensonne. Die Dorfstraße hier ist steinig, sie führt an einer Felsenwand vorüber, die nicht hoch, doch zerklüftet ist. Uralte Grabhöhlen liegen am Fuß dieses Felsens hinter Dornen am Straßengraben offen. Sobald der Fels umgangen ist, wird die Stätte von Delphi sichtbar. Sie liegt im Winkel der Bergwand, ein kleines weißliches Trümmerfeld aus Baustufen und umhergeworfenen Säulenstücken, letzter Rest einer von unvorstellbaren Katastrophen zerriebenen Stadt. Aber der Blick hat ein tiefes und breites Tal zu umfassen; es liegt im Kranz der Berge und endet im Osten mit einer rötlichen Schwelle; hinter dieser Schwelle mag das Dorf Arachowa liegen. Der Pilger, der von dort zum erstenmal das Tal erblickte, sah die Stätte, die hier so plötzlich in überraschender Nähe vor die Augen tritt, aus der Ferne nur als einen weißgoldenen Schimmer, noch sah er die majestätischen Phädiaden nicht, die grauglänzenden Felsen, die hinter Delphi aufragen. Die Straße führt unter der Stätte vorüber, sie folgt dem Abhang und krümmt sich um die herrische Gruppe jener Felsen. Dort ist die kastalische Schlucht; dort unter den

Bäumen sprudelt das Felsenwasser in einem milchweißen Strahl aus der Mauer, dann fließt es den Weg benetzend zum Abhang und prasselt hinunter auf den schwarzen harten Grus einer mit Baumwipfeln und dürrem Astwerk ausgefüllten Wiesenfalte. Hier stehe ich nun am Brunnen und strecke die Hände in das umherspritzende Wasser. Ein hochgewachsener Mann in Hirtenkleidung steht neben mir. Er grüßt und legt den Stecken beiseite; Gesicht und Hände netzend beugt auch er sich nieder, dann geht er, flüchtig den Nacken mit dem Zipfel des schwarzen zottigen Mantels trocknend, seinen Schafen nach. In der Nähe steht mit noch unbelaubtem Geäst die große Plantane und an die Felsenwand gedrückt eine dürftige Kapelle, dem heiligen Johannes geweiht, jenem Geist des frühen Christentums, der noch im delphischen Logos wurzelt. Von der Straße führt ein Fußpfad seitwärts in den Winkel der Felsen und der Steine. Die Bergwand, senkrecht abgemeißelt, reicht bis an die Enge, der Bach entquillt ihr. Ein verdeckter Kanal ist unten in den Fels gegraben, aber durch seine Ausflußlöcher tropft kein Wasser mehr. Verwitterte Nischen, gelöschte Inschriften sind in dem Felsen bis hoch hinauf, unten ist die offene Kammer, in der sich einst die Pilger badeten eh sie die heilige Stadt betraten. Von hier gingen sie zu den Tempeln, zum Orakel. Auch die Kammer ist leer; auf ihrem feuchten Boden wachsen Moos und Gras. Der Bach fließt an ihr vorüber, sein Wasser sammelt sich in dem aufgedeckten Behälter des Brunnens an der Landstraße. Dem Landvolk dient er zum Waschen der Kleider, die Bauern lenken das kostbare Wasser in unzähligen Rinnalen über Felder und Ölwaldboden den Abhang hinab. Aber der Felsspalt, aus dem der Quell tritt, ist geheimnisvoll geblieben; über ihm pressen sich die ungeheuren grauen Wände zusammen und verbergen Treppen und Höhlungen. Es liegt ein eigentümlicher Anreiz darin, in diese Schlucht einzu-

dringen, Stufen und Nischen erkletternd immer tiefer in dem Berge zu sein bis die mit Geröll gefüllten Höhlen unerreichbar werden und über der letzten Stufe, die mannshoch ist, der Fels sich schließt wie ein Kamin.

Das Tal dampft im Morgenlicht, das Wasser funkelt durch den schattigen Ölwald bis tief hinab in das felsige Bachbett. Hier am Saum der Straße sind die Wiesen hell wie junge Saaten; schwarz gekleidete Frauen gehen da umher, Kräuter sammelnd, die nirgends köstlicher gedeihen. Dieses schöne und rauschende Tal ist ganz beseelt durch das Wasser; es ist hier nicht die Oasenlandschaft, in der das Wasser stumm und trüchtig ruht, diese Landschaft ist ein klingendes Instrument, das die Kräfte, die dem Berg entströmen, sichtbar macht. Viel Lockendes ist in diesem saitenhaften Rauschen und Glänzen des Tales, es ist als setze sich der Drang des aus verborgenen Felsenkammern herniedersinkenden, von bestrahlten Gletschern herniederschmelzenden, in klarer Fülle zutage tretenden Wassers in ein keusches Leben um und als verleihe dieses Rauschen dem Tal eine Traulichkeit, die vergessen macht, daß auch die anderen Kräfte des Unterirdischen in diesem Berge wohnen, Dinge die mit allem zusammenhängen was an kultischen und musischen Zeugungen in Griechenland entstand, stammelndes und dunkles Wort der Sibylle, das tief hineinwirkte in das von Kriegen und Verträgen ausgefüllte Dasein der Völker. Der ganze Berg erscheint mir wie das Ende, der letzte Steinrest eines höheren unstofflichen unsichtbaren, bis zu den Sternen ragenden Gebirges, das die Winde des Weltalls umspielen und dem unsichtbare Ströme entfließen, breit und glänzend wie der Ganges.

Dort droben am Abhang trugen einst die Griechen ihren Stolz und ihre Schätze zusammen und errichteten Heiligtümer, die den Tempel Salomos an Herrlichkeit übertrafen. Ihre Schatzhäuser waren Banken, die mit ihrem Nehmen

und Geben das Barbarische zu überwinden verstanden, die Priester in ihren Tempeln setzten über sich die Weisheit des pythischen Apollon und empfingen in Ehrfurcht den Spruch, der in seiner Zweideutigkeit das Schicksal nicht änderte, aber einen dunkeln und furchtbaren Sinn hineintrug. Aus diesem Winkel des Tales stieg an den Festtagen aus dem Gedräng der Menschen, aus dem Engbezirk der Tempel, der Schatzhäuser und Gemäldehallen der gewaltige Rauch und Dunst der gezündeten Feuer, das hymnische Toben. Aus diesen verwinkelten Gassen ragten wie Minarets die Säulen, die hohen Postamente, gekrönt mit Sphinxen und Karyatiden; am Fries des Apollontempels mit seinen steinernen Götterversammlungen blinkten die goldenen Schilde der Perserbeute, über dem Tempeleingang standen die Sätze der Weisen, Offenbarung eines tief in der Einheit ruhenden Weltgefühls. Seltsame, von Fabelwesen bewohnte Stadt an der Berghalde; geistige Kraft, der noch in der Zeit des verblassenden Glanzes die fremden Völker und die edelsten Zweifler nicht zu widerstehen vermochten. Es bedurfte endlich nach einem rätselhaften Erlöschen des kaiserlichen Dekretes von Byzanz, das aller Welt bekannt gab, daß das Orakel aufgehört habe. Der zwischen Göttern und Menschen geschlossene Vertrag war abgelaufen, Jerusalem hatte über Hellas gesiegt. Schon früher hatten die Feldherren von Rom den delphischen Tempelschatz an ihre Soldaten verteilt, römische Kaiser hatten Schiffsladungen von Kunstwerken aus Delphi wegführen lassen, um mit ihnen die Gärten der Campagna auszuschnücken.

Im Winkel der Bergwände steht das ländliche Museum, südliches Haus von aufgespeicherten Trümmern umgeben, aufgebaut auf einer mit Bruchstücken und Katalognummern gefüllten Kammer. Ich will mich erinnern, daß alles was an zertrümmerten Bildwerken, an machtlos gewordenen Symbolen in diesem Hause zusammengetragen ist, einmal mit

der Frage an das Schicksal verflochten war, die in diesem Tal an den Gott gestellt wurde; jedes Bildwerk, jede Weihgabe, die einst den Glanz von Delphi erhöhte, war Dank, Huldigung, Versöhnungsgabe. Die Säule der Tänzerinnen, pflanzenhaft emporschießender Stengel mit strotzenden Akanthusblättern bekränzt, gekrönt von den schleiertragenden Grazien, ragt bis an das leicht gezimmerte Dach.

Die Charitinnen, leicht gewandet im Tanze da,
Grünes -Blatt heißt die eine, dem Blatte der Espe gleich,
Das im Winde zittert und duldende Herzen beseligt;
Schwarze Blume die andere, der zarten vergleichbar,
Die mit bräunlichem Blau aus Gräsern am Raine empor-
blickt,

Aber die dritte nenn ich den weißlichen Ölweig,
Den von allen Zweigen der Flur am schönsten gebogenen
Im Silberschimmer.

Von Reihen bleicher Steingötter und von epischen Tempelfriesen umgeben ragt die ruhende Harpye von Naxos, halb aufgerichteter Frauenleib mit schlagbereiten Tatzen und mit starren aufwärtsgebogenen Flügeln. Der Fels der Erdmitte, der mit Wollbinden umkränzte phallische Stein aus dem Dunkel des Apollontempels liegt wie eine vertrocknete Frucht bei den anderen Steinen, bei der tönenden Urkunde, dem mit Musiknoten und Versen Pindars bedeckten Stein aus dem Hause der Athener. Der delphische Wagenlenker, schwärzliche Bronze, steht schmal im Halblight. Durch brausende Menge fahrender Wagenlenker, aufrechte Gestalt, schmales Haupt, anmutig und gefaßt, klar herabfließendes Gewand; Auge, das im tausendjährigen Grab nicht geschlossen war und nicht blinzelt, braunschwarzweißes Auge der Mumie, das plötzlich denen ins Gesicht sah, die mit ihrem Spaten den liegenden Schläfer aus dem Schutt befreiten. Der Griechenknabe, der gestern in Chryso auf

unsern Wagen sprang, hatte dies schmale Gesicht, die Wildheit und Grazie des Knaben ist in dem kleinen vornehmen Kopf des Jünglings Überlegenheit und heitere Ruhe. So strebt der Schiffer durch die Windstille nach dem Sturm; so erreichen die den Schlachtfeldern entstiegene Kämpfer den Ort der delphischen Sammlung. Die Enden der Zügel in der Hand des Wagenlenkers sind zerknittert wie ein Bündel Blitze.

In der sommerlichen, von Pflanzendüften erfüllten Wärme des Vormittags dringe ich durch Gesträuch, das die Stätte umgibt. Das Stadttor lag niedrig. Von dort stieg die heilige Straße, die nur eine Folge grober rötlicher Stufenplatten ist, zwischen vielen treppenartig abgesetzten Postamenten bergan. Auf dem ersten dieser Postamente stand der eiserne Stier, Weihgeschenk des Volkes von Korfu, Dank für den reichen Fischzug. Es folgten die eisernen Dreifüße, die Erzfiguren der Götter und der Ringer, die schlanken bemalten Gehäuse der Marmorbilder. Gegrabene Fußspuren sind auf den Sockeln zurückgeblieben, da und dort eine Inschrift, eingeritzt, noch kaum verwittert im kristallischen Stein. Als einziges von allen Gebäuden, deren Trümmer umherliegen, ist das Schatzhaus der Athener wiedererstanden. Die Wände sind leer und ohne Dach, das Haus ist zierlich von enger Form. Eigentümliches Wechselspiel der alten Marmorstücke und der glänzend weißen neuen eingefügten Mauerstützen, die wohl in ihren Maßen genau zu den erhaltenen stimmen, sonst aber unbehauen bleiben mußten. Grau und zerstoßen sind die älteren Teile der Säulen und der Wände, aber unnachahmlich in ihrer reichen kostbaren Meißelung. In der Nähe ragt aus dem Erdboden der rauhe schwarze Fels, den manche den Stein der Pythia nennen. Er ragt aus einem Durcheinander von Fundamenten und Mauerresten, von Säulengliedern, die in Disteln gebettet sind, von Simsens, die weiß im Grase schimmern und deren Skulptur zart ist

158

wie die vollendete Rundung des Eies. Die Gasse, weiß, schräg geneigt und glattgeschliffen, führt zur Baustufe des Apollontempels. Dem Fuß, der hier emporsteigt, bieten nur die Bruchstellen im Gestein und die pelzigen Kräuter in den Ritzen einen Halt. Säulenblöcke, hingerollt, liegen auf dem Boden des Tempels, die Plattform aus blauen Kalkblöcken ist mit hellen Marmorstücken geflickt. Vergebens sucht man unter dem Estrich den Spalt, dem die Dämpfe entquollen; der Keller wo die Seherin auf dem Dreifuß sitzend das Orakel sprach, ist unauffindbar geblieben. Es geht hier wie mit anderen göttlichen Dingen, deren Spuren vernichtet sind, es soll den Ungläubigen scheinen, sie seien niemals dagewesen. Die dorische Halle dieses Tempels gab der Priesterstadt die Wucht.

Hoch über der Trümmerstätte ziehen drei Raubvögel ihre Kreise. So kreisen Geier über der Trümmerstätte des alten Griechenland, nein über Europa: die drei Schicksalsstädte Jerusalem, Rom und Byzanz. Mitten zwischen den Sphinxen und den tanzenden Charitinnen ragte einmal das Reiterstandbild des Römers, der die Mazedonier besiegte und durch diesen Sieg das Weltgericht an den Besiegern des alten Hellas vollzog. Drüben an der Felsenmauer, die nach Osten blickt, schimmerte einst in prächtiger Kammer das Standbild des Antinoos. Die Grabenden fanden ein Felsenloch mit Erde angefüllt; die Seele Hadrians mag aufgeschrien haben, als der Spaten den leuchtenden Leib seines Lieblings berührte. Sie stand noch aufrecht, doch auf gebrochenen Knien, athletische lässig gereckte Gestalt mit abgeschlagenen Händen, üppiges und schwermütiges Antlitz, das in seinem Ausdruck dem jugendlichen Alexander gleicht wie dieser dem sterbenden Achill. Antinoos suchte, um das Leben seines Kaisers zu verlängern, freiwillig im Nil den Tod; göttliches Opfer des an der Schwelle des Mannesalters Vollendeten. Es ist als läge der Ausdruck trauernden Ernstes auf der Stirn

des Halbgottes innerhalb eines geistigen Schicksals, das aller Menschheit nahegeht, als müßte ihr vor diesem Ausdruck jenes tragische Mißlingen zum Bewußtsein kommen, das die Korrektur durch Christus hervorrief und sich dennoch in allen auf den Weltreichgedanken gegründeten Versuchen bis heute fortsetzt.

Meine Gefährten von gestern steigen mit Büchern und Karten auf der Stätte umher. Mittags im Saal des Gasthauses treffen wir uns wieder. Ein holländisches Ehepaar gesellt sich hinzu. Es sind junge heitere Menschen auf einer Wanderung. Was uns Einzelne im Tale von Delphi berührt haben mag, wird kein Gegenstand des Gesprächs. Seltsame Verslossenheit, scheue Wortlosigkeit der Modernen. Wir unterhalten uns von den kleinen Abenteuerlichkeiten der griechischen Gebirgsreise, nachher verstreuen wir uns wieder und bleiben einander unsichtbar.

Ich verbringe den Nachmittag am Abhang des Tales die krausen Pfade hinuntersteigend unter den Ölbäumen und bei anderen schimmernden Steinen. Es sind die Reste des Gymnasions und der Tempel auf einer alten Terrasse unterhalb des Landweges nach Arachowa. Diesen Weg entlang ist eine Menge von Felsengräbern und zertrümmerten Sarkophagen vor dem Berge. Auf den Baumwiesen spielt der Frühling. Es ist die göttliche Zeit des Jahres kühl und sonnig ohne lästige Insekten, ohne Staub, mit Blumen und frischen Kräutern. Auch hier sprossen in kleinen Wäldern die gelbgrünen Häupter der Wolfsmilch. Warme und würzige Strömungen sind in der Luft, schwer zu fassen in ihrem Aroma, das an den sinnlichen Duft frischgerösteten Kaffees erinnert. Der Ölwald mit seinem harten Wurzelwerk reicht bis in den Talgrund hinunter. Landleute gehen hin und her auf der Straße, sie stopfen die Rinnsale und leiten neue über den Abhang. Ich finde, auf die Straße zurückgekehrt, den Felsenbrunnen geschlossen. Das Brunnenbecken hinter der

Mauer ist leer, doch der Bach ist hineingeleitet, und die langsam steigende Flut spielt mit einem aus Gerten gewundenen Reifen, der die mitgeschwemmten Blätter und Gräser an sich zieht. Ich steige nun den mit Brombeer bewachsenen Hang empor. In den Fels gemeißelt liegen die knappen Sitzreihen des Theaters. Der Bergpfad setzt sich fort und führt zum Stadion auf den Rücken des Felsens.

Jedes lebende Wesen hat ein tiefes Gefühl für Stille. Dieser Ort ist in die tiefste Stille gebettet. Die mit blassen Gräsern und kurzen Fichten bewachsene Fläche ist wie sie immer war; sie erscheint hinter einer Dornenwildnis wie ein vergessener Tennisplatz. Die Steinpfosten an der Ablaufstelle stehen verwittert, doch ungebrochen. Den Gürtel des Stadions bilden die Sitzreihen, zwölf schmale Reihen übereinander; die Platten sind in leichten Wellenlinien durcheinander gerüttelt wie Dominosteine in einem Eisenbahnzug; die Erschütterungen der Erde haben diese Platten ein wenig gesenkt und gehoben. Das Ganze erweckt den Eindruck als bedürfe es nur einer geringen Mühe, und noch heute könnten unter diesem Himmel, vor der von allen Seiten der Welt emporgestiegenen Menge die Knäuel der Wettkämpfe hinrollen und im Geschrei des Beifalls und des Schreckens sich lösen. Die Mauerstufe, die den Kampfplatz umzieht, ist kaum zwei Ellen über der Erde; auf den schemelartigen Stufen stiegen die Wächter aus dem Zuschauerraum in die Bahn; noch immer rinnt die kalte Quelle in der Brunnenkammer; mitten in der Längsseite der Bahn erhebt sich der Priestersessel, marmorner Diwan mit sanft geschweifter Lehne. Von hier oben sah man nichts von der Tempelstadt; man war über dem Tal nicht fern dem Meere, doch von der Welt geschieden, am Fuß der Felsen, die den Glanz der Sonne rötlich wiederstrahlten. Von jenen Felsen wurden Kriegsgefangene und Verbrecher hinabgestoßen. So nahe diesem festlichen Ort stellte sich das Furchtbare.

Jenseits auf den Höhen des Kirphisgebirges liegt noch die Sonne, schon ist das tiefere Tal wie ein aufgedecktes Grab im Schatten. Noch leuchtet Tageshimmel, doch in der Höhe steht der Mond bereit. Tiefes Schweigen hier am Anstieg des unsichtbar hohen gletscherkalten weit umherschauenden Parnaß. Ich höre den ins Unendliche sich entfernenden Lärm der Wettkämpfe, ich höre nur dies Nachhallen, die hohe ehrfürchtige Spannung. Das ferne Läuten der Herdenglocken schallt jetzt herüber wie das Schellenzeichen beim Meßopfer. Der Glanz der Felsen wird blasser, das Auge fühlt an diesem Bleicherwerden wie der Sonnenball irgendwo in der westlichen Ferne den Kamm einer Berghöhe berührt und in sein Feuerbad hinuntertaucht. Nun stehen die Felsen fahl und rostbefleckt in der entgoldeten Luft, und eine Eule ruft.

Ich steige höher und erreiche die Alpenkuppe, vor der das Dorf liegt. Hier schimmern noch im Glanz des Abends die Tennen; ihre scheibenförmigen Flächen liegen weiß im dunkelrötlichen Gestein, die Bauern fügten sie aus kleinen weißen Marmorstücken. Dorfknaben und zornig bellende Hunde treiben hier oben ein Spiel. Ich steige durch enge mit Reisig ausgefüllte Höfe abwärts und erreiche den Dorfplatz mit dem Brunnen; schwarz gekleidete Frauen und derbe Dorfmadchen mit weißen schöngefalteten Kopftüchern stehen um den Trog und helfen einander die Krüge heben. Noch ist die hellere Hälfte der Dämmerstunde.

Am Abend sind wir wieder um den Tisch versammelt, der Wirt hat uns aus bescheidenen Vorräten das Abschiedsmahl gerichtet; schließlich bringt er das Buch. Der Augenblick, der jeden nötigt, in seiner Sprache Namen und Heimat in dieses Buch zu schreiben, ruft jene stille Entfremdung wieder hervor, die uns ohne Sorge und Bedauern, doch freundlich voneinander scheiden läßt. Die magische Kraft des Wunsches und der Träume baut an einem neuen Delphi zu Füßen des unsichtbaren Berges der Zukunft; sie baut an einer fernen

kultischen Möglichkeit des Beisammenseins, an einer Musik und Baukunst aus der wiedergefundenen pythagoreischen Einheit, an einer neuen Weisheit der Seele und des Leibes, an einem Priestertum, in dem sich altes Wissen, Tanz und Heilkunst, Wettkampf und Weissagung erneuert, an der Wiedergeburt jener Zeit, die durch das Tal von Delphi als eine Ahnung weht.

Draußen liegt kühl die Schlucht in einem grauen Schimmer. Ich gehe noch einmal über die schwarzen Wälder des Tales fort und tauche die Hände in den kastalischen Brunnen. Aus dem Spalt der Felsen strömt zarte Kälte, es ist als rinne sie nieder und fülle das Tal wie einen See. Im dunkeln Haus, in unruhigen Träumen erscheint mir ein ehernes Felsgetümm, dunkel geöffnete mütterliche Kluft.

AUS DEM SCHLAF WECKT MICH EIN SCHRILLER unendlicher Schrei. Es ist vor dem Fenster. Es ist das Aufschreien einer Dampfpeife, langgezogen unabgesetzt in ihrem aufgesparten, mit äußerster Kraft herausgestoßenen Atem. Plötzlich bricht es ab; ein schallendes Echo füllt das Tal und sinkt in das Schweigen der Nacht zurück. Es ist halb fünf Uhr. Ich springe auf. Ich sehe draußen in der Dunkelheit Frauen, Knaben, Kinder aus einem kleinen Gebäude heraustreten, andere Frauen und Kinder kommen. Die Ölfabrik von Delphi ruft aus dem Dorf ihre Sklaven. Sie arbeitet zwei Monate im Jahr mit Tag- und Nachtschicht. Der Ruf ist brennend wie eine Peitsche. Es wird lange sein, bis ich ihn nicht mehr hören werde.

Es wird rasch Tag. Neben dem Bauer, der sein Eselchen mit Gepäck beladen vor sich hertreibt, steige ich im Dorfe abwärts und erreiche auf dem treppenmäßigen steinbedeckten Feldweg die Äcker. Wir steigen nach Chryso hinab. Die Schneegipfel im Westen färben sich rosig.

Unaufhörlich klingelt das hohle Glöckchen am Halsband des Tieres. Ein Bürger aus dem Dorfe geht mit uns, es ist ein Armenier, der während des Krieges in Itea wohnte. Er hatte dort das Gasthaus für die französischen Offiziere; er ist ein Anhänger des Veniselos; er erzählt bekümmert, seit dieser nicht mehr herrsche, seien auch hier oben im Gebirg die Preise für Fleisch, Holz und Mehl um das Vielfache gestiegen. Seine Tochter besucht die Schule der französischen Brüder in Piräus; er ist der Verwalter des Militärfriedhofes, wo die am Fieber gestorbenen Soldaten begraben sind. Ana-

miten begossen die Lagunen und die mit Brackwasser gefüllten Löcher der Ebene von Itea mit Petroleum und besiegten die Mückenplage. Sanitätspatrouillen, die das Dorf durchzogen, zwangen die Einwohner, Chinin zu essen. Auf dem Friedhof dort unten ruht auch der Kommandant eines deutschen Unterseebootes, das auf der Höhe von Patras ein Kriegsschiff torpedierte. Man brachte den Deutschen nach Itea ins Hospital und bestattete ihn mit kriegerischen Ehren. Die Griechen errichteten ihm ein Kreuz und schrieben seinen Namen darauf.

Dieser Begleiter verläßt mich am ländlichen Straßenkreuz von Chryso. Dächer und blühende Wipfel sind umwölkt vom duftenden Morgenrauch. Wir überschreiten eine mit Kräutern bedeckte Steppe und schreiten zwischen weidenden Schafen in den weiten Schlingen der Landstraße zu Tal. Ein Bauer geht mit uns, ein Bekannter des Eselführers; die beiden unterhalten sich über Politik, unterwegs steigt der Bauer zu seinem Rebengarten hinunter. Im Tal beschattet uns der Ölwald. Aus den Wipfeln schallt das Morgenlied der Vögel, auf dem Grastepich unter den Bäumen glühen feurig die Anemonen, zarte Glockenblumen stehen in blauen Gruppen, weiße Sternblumen blühen strichweise, überm Wegrand schwebt leichter Geruch von Veilchen. Ein Bauer pflügt zwischen den Bäumen mit einem Gespann von fahlen schmalgebauten Rindern. Gruppen von Landleuten sind bei ihren Bäumen; die Tragtiere warten an der Straße, weiße Ziegen grasen umher. Die Arbeit an den Bäumen scheint familienmäßig zu geschehen wie auch die Seefahrt und der Fischfang.

Unser Ziel ist ein kleines Gehöft an der nach Amphissa führenden Landstraße. Es heißt Kakanu und steht an einer Wegscheide. Hier halten die Postautomobile. Die Station ist nichts als eine aus Lehm gebaute Bauernhütte mit einer Laube. Ein freundlicher weißhaariger Bauer ist dort, ein

Knabe bringt aus der Hütte einen geflochtenen Stuhl. Im Augenblick meiner Ankunft ist lebendigste Bewegung; ein schwerer grünlackierter Landauer mit einem altertümlichen Wappen auf dem Wagenschlag hält auf der Landstraße; ein paar Kleinbürger steigen aus, um einen Fruchtlükör und ein Glas Wasser zu trinken. Aus der anderen Richtung angekommen hält ein blauer Karren mit zwei hohen Rädern, darin ein Bauer, der sich erkundigt, wie es mit dem Kriege stehe, er ist ein gedienter Soldat und bei der Reserve. Der Alte bezeichnet diesen Mann als einen wohlhabenden Besitzer und nennt mir auch die Zahl seiner Ölbäume, wie man von einem deutschen Bauer sagen würde, er habe soundso viel Kühe im Stall. In demselben Karren sitzt ein junges Ehepaar; die Frau trägt ein hellblauseidenes Kopftuch und blaues Wollkleid mit gestärkten Unterkleidern, der Mann einen schwarzen Bratenrock, weichen Hut, frisches Hemd ohne Kragen; die beiden reisen zu einer Hochzeit. Die Fahrzeuge setzen nun fast gleichzeitig nach verschiedenen Richtungen ihre Reise fort, mein Eseltreiber macht sich auf den Heimweg, ich bin mit einemmal an der leeren Straße allein. Ein Hahn kräht, die Sonne sticht, der Rauch der Hütte wölkt sich nach unten, es sieht nach Regen aus.

Endlich kommt auf der schnurgeraden Straße, die hier ihre Biegung hat, der Autobus; es ist einer jener einfachen und sparsam gebauten amerikanischen Wagen, die auf allen Straßen der Welt zu finden sind und deren Vorzug ein schneller, langhubiger Motor und eine gute Federung ist. Er nimmt mich auf und wirbelt mit Bauern und Körben beladen in seiner rasselnden Wolke weiter. Eine halbe Stunde später sind wir in einem Felsental zu Füßen einer alten Burg, mit den Schneehauptern des Kinona und des Wardhusi über uns, in dem Bergstädtchen Amphissa.

Der Laden der Agentur ist in einer engen Gasse. Das Gepäck wird gewogen, eine kleine Gruppe von Reisenden

kommt zusammen, das Gepäck wird an den Seiten und auf dem Dach des Fahrzeugs festgebunden. Handwerker, Zitronenhändler, Gemüsehändler, Krämer stehen in ihren offenen Gewölben, über die Straße gehen schmale Frauen, grau und anmutig; Weinberge liegen an den Abhängen der Stadt, Ölwälder in der Ebene. Von irgendwoher nähern sich Lärm, Geschrei und Schüsse, eine Kapelle von Flöten, Horn, Mandoline und Trommel geht lärmend vor einer Schar von Männern, die langsam die Straße herunterkommt; in ihrer Mitte schwankt eine enorme blauweiße Fahne, ein Bild des Königs ist an das Tuch geheftet. Es sind Burschen und junge Arbeitsmänner, die den Mobilmachungsbefehl erhalten haben; sie schleppen eine Blechkanne und füllen ihre Gläser mit wasserhellem Raki, trinken, werfen die Arme in die Luft und lassen die Gläser zersplittern. Durch diesen orientalischen und dröhnenden Umzug bricht sich das Auto den Weg hinaus durch die Gartenwege; am Anfang der Landstraße warten zwei Frauen und ein alter Bauer; der Wagen hält noch einmal, sie treten herzu, um von einem, der drinnen sitzt, Abschied zu nehmen. Dieser ist ein junger städtisch gekleideter Mann, vielleicht ist seine Reise weit und wichtig. Die brav und treu aussehenden Frauen sind seine Schwestern oder Schwägerinnen; sie reichen ihm einen rot, gelb und weißgrün glühenden Strauß von Ixien, Goldlack, Anemonen und Lilien; der Abschied ist zärtlich und schwer; der alte Mann ist ernst, die Haut seiner Hände und seines Nackens ist wie Baumrinde. Das Auto, angefüllt mit Menschen, die den süßen Duft des Straußes mitgenießen, rückt an, nun fährt es rascher, der Weg geht in vielen Kehren aufwärts. Noch ist Ölwald an den Seiten, doch er ist grau wie Staub, trocken und gelichtet, bald hört er auf. Wir kommen durch ein Dorf, das karg und hart ist, die Häuser sind wie Steinwürfel; die Gebirgswelt wird mächtig, über kahlen Abhängen stehen Berghäupter, Sphinxen gleich mit

vorgelagerten und hagnen Tätzen; die in der Nähe sichtbaren Abhänge sind mit dürren Kräutern und Gestrüpp besetzt, ferne Nadelwälder vermischen ihr dunkles Blau mit dem Blau der Ferne. Äußerste Gipfel schweben, steinernen Wolken gleich, in Wolkenkränzen, es ist eine Alpenwelt von gewaltiger und verwirrender Öde. Selten begegnen uns wandernde Holzfäller, ein Transport von Pferden, ein Hirt mit der Flinte auf der Schulter; selten hält uns ein Gehöft, dessen Hof und Brunnen bereit stehen, um langsamen Karawanen ein Nachtlager zu bieten. Die Landstraße ist in einem vorzüglichen Zustand. Es ist als suche sie lange vergebens nach dem Paß, den sie endlich ohne Mühe überschreitet. Unser leichtgezimmertes Auto ist wie ein Kasten, der in der Hand des Führers den Berg hinauffliegt, nun gleitet es die kurz gewundenen Schrauben abwärts, die Tannen dieses Schwarzwaldtales stehen glitzernd und triefend zwischen Sonne und schmelzendem Schnee. Wir sehen schon von weitem in die Ebene hinab, dort hat die felsige und drohende Wildnis ein jähes Ende im Leeren. Es wird nun nicht mehr anders. Karg und ärmlich ist dieses gebirgige Griechenland, das in die thessalische Bergwelt übergeht. Gleich vor dem Abhang, wo der Weg aus der Schlucht heraustritt, beginnt das Dorf mit einem Denkmal, Erinnerung an hundertachtzig Griechen, die vor einem Jahrhundert am Aufstand teilnahmen und den Engpaß gegen dreitausend Türken verteidigten. An der zerfallenden kleinen Kirche auf dem Felde neben kleinen Häusern stehen hölzerne Kreuze verwittert und geneigt. Irgendwo hier in der Nähe sind die Thermopylen. War Leonidas ein größerer Held als jener Bandenführer, der sich General Odysseus nannte? Helden waren ja auch jene englischen Soldaten, die dort drüben in einem weiß ummauerten Viereck begraben sind. Nicht mehr weit von hier stehen am Bahnhof von Bralo mitten in kahler Steppe die verlassenenen Baracken,

in denen einst Soldaten und Tiere nach den Todesfeldern von Mazedonien verladen wurden.

Wir warten vor dem Bahngebäude unterm mittagheißen freien Himmel. Hier ist plötzlich Balkan, wir sind erst eine halbe Tagreise nördlich von Athen. Auf dem Acker geht der Pflug von einem Weibe geführt; die Stiere tragen das hölzerne Joch, der Pflug ist wie ein gebogener Ast und ritzt nur schwach die stumpfe Erde. Der Zug kommt verspätet, er steigt dann durch schwarze Berglöcher auf kalt umwehte einsame Kuppen empor; in der östlichen Ferne schimmern Sümpfe und Meer, der Zug trägt Geschäftsleute, Bauern, Geistliche, die barbarisch schmausen, schlafen und plappern, durch eine öde und gebirgige Welt. Die Seele schweigt in diesen nackten Bergen; die Mühseligkeit der Bergreise dringt selbst in das Gefühl derer, denen die Eisenbahn sie zu ersparen verspricht.

DIE BYZANTINISCHE HAFENMAUER VON SALONIK liegt jetzt in jenem Viertel der Geschäftshäuser und der nach dem Vorbild von Triest gebauten Lagerhäuser im Westen der Stadt, dessen Boden ein wenig über das Meer gehoben ist. So hat sich ja seit alter Zeit die gesamte Küste Griechenlands verändert durch Erdbeben und Arbeit des Meeres, Sinken und Aufstehen des Landes. Dörfer, die früher am Strand lagen, sind in das Land gewichen, Türme fester Landstädte stehen jetzt mitten in der Flut. Von der Stadt, die sich mit gleichmäßig geschnittener Häuserzeile am weitgebogenen Hafen des thermäischen Golfes ausbreitet und deren Dächermenge vom Meer gesehen wie ein einziger zerhackter Berg erscheint, steckt das Tausendjährige in der Erde. Aber bei dem ehemaligen Güterhof der Malteserritter wird die aus Felsbrocken gefügte Stadtmauer wieder sichtbar, wenn auch niedrig wie eine Hecke; und sie erhebt sich dann als ein ungeheures steinernes Band. Ohne eine Bresche umschließt dieses mittelalterliche Bauwerk die Stadt. Es umfaßt den zum Meer gewendeten Felsenabhang und bildet oben gegen die Wildnis einen schützenden Rücken. Wer diese riesige, zwölf Meter hohe Mauer umschreitet, der wandert zwei Stunden lang unter Mühsalen, doch schließlich mit Ergriffenheit. Sie ist das Werk gewaltiger Baumeister. In dem rauhen, unendlichen und gleichmäßigen Gefüge der alten schmalen Ziegel finden sich zuweilen künstlich gearbeitete Stellen, ein Kreuz, ein Meßstrich oder auch eine Zahl; geheimnisvolle Merkzeichen, deren Bedeutung niemand mehr zu sagen wüßte. Unten im Tal liegen alte Mühlen in

Büschen versteckt. Vor dem niederen Hügel, der den Namen des heiligen Paulus trägt, breiten sich uralte Grabfelder. Lehmhütten liegen dort unter breiten Bäumen, deren Stämme von den jetzigen Besitzern mit weißer und blauer Ölfarbe angestrichen worden sind. Im Geröll der Felsenbäche weiden magere Rinder bei den Feigenbäumen; um die ärmlichen Dorfhütten wittert beizender Geruch von verbranntem Mist, Zeichen der alten holzarmen Türkenwirtschaft. Steht man oben auf der Höhe des Berges, so schaut man weit im Westen das angeschwemmte wasserglänzende Delta und die reich bestellte Ebene des Wardarflusses, die sich zu den fernen mazedonischen Bergen hin verengt. Gen Osten dunkeln die Vorberge der chalkidischen Halbinsel aus dem Meer. Dort auf einer der drei ins Meer weit vorgestreckten Zinken sind die stillen Athosklöster, fern der Welt, echt mittelalterlich. Schwarz und faltig gekleidete Mönche kommen jede Woche, der Einkäufe wegen, auf ihren Ruderbarken oder auf einem der kleinen Küstendampfer nach Salonik. Sie haben dort seit alters ihre Absteigehäuser.

Der Wanderer rastet hier oben, vielleicht bei einem Ziegenhirten unter dem Blätterdach der Platanen. Er entdeckt die Rinne einer antiken Wasserleitung, deren Zisternen mit schön gemeißelten Steinplatten bedeckt sind und sich immer wieder füllen. Er kehrt in die Stadt zurück durch das schräg einleitende Tor der Zitadelle, die als Gefängnis dient und den obersten Teil des Mauergürtels bildet. Das alles war einmal von den Normannen und von den Byzantinern, von den Seefahrern Venedigs und von den Türken erobert; an der Stelle des antiken Thessalonich lag die Stadt Kissos, die mit dem ganzen Mazedonien zum Reich des Priamos gehörte; die Trojaner waren zur Zeit ihrer Macht ein seefahrendes Volk mit überseeischen Besitzungen; Jahrtausende später wiederholten die Türken ihren Weg. Noch scheint die Stadt türkisch zu sein, aber die Herrschaft ist dem neuen Hellas

zugefallen. Steile Gassen glätten den gewachsenen Fels. Es ist ein Tag des Beiramfestes; hinter alten Gartenbäumen tanzen Jünglinge, erhitzt und taumelnd, in ein elektrisch grelles Rot gekleidet, zum Klang der Schalmeien. Kinder, mit Blumen geschmückt, tragen helle mit Silber durchwirkte Festtagskleidchen, ihre Handflächen und Nägel sind hochrot gefärbt. Schwarz verhüllte Frauen sitzen vor den Türen. Süßigkeitenverkäufer gehen umher; ihr Traggestell zeigt nicht mehr die papierne Halbmondfahne, sondern das blauweiße Fähnchen mit dem Kreuz. Bis zur halben Berghöhe hinab sind die Gassen ländlich, die Gartenmauern ohne Lücken, die Fenster hoch und von hölzernen Gittern verdunkelt. Auch ragen aus den Höfen dieser Gegend Minaretts gen Himmel, aber nur wenige erstrahlen am Abend von farbigen Lämpchen zur höheren Festesfreude. Denn die Moscheen sind wieder Kirchen geworden, das christliche abergläubische Volk schleicht nicht mehr in Heimlichkeit zu den wundertätigen Grabkapellen. In diesen mehrschiffigen, noch kahlen Kirchenhallen stehen jetzt voll Feuerschein die Kerzenhalter und die goldenen Bilder. Die Fahnen Griechenlands stehen in den Nischen, blauweiße Falten, gelbe Bannertücher, Fahnen der Träume und der Festtage.

Gassen schmal wie Bäche rinnen den Berg hinunter, aber nur zwei Straßen durchziehen die Stadt in der Breite. Die belebteste von ihnen voll unaufhörlicher Unruhe in ihren Kleinhandelsgewölben und Hofeingängen führt aus der entlegenen Gegend des Bahnhofs von den Schienen, die nach Belgrad und Wien hinaufführen, seitwärts in die Stadt hinein und auf der andern hinaus, durch einen altrömischen Ehrenbogen von verstümmelter Skulptur in den Boulevard, an dem sich gegen Ende des Balkankrieges die blutigen Kämpfe der Eifersucht zwischen Griechen und Bulgaren abspielten. In den zahllosen kleinen und dichtgefüllten Häusern, Höfen und Sackgassen der mittleren Stadt mit ihren

alltäglichen Märkten, Kinderschulen, Fuhrhaltereien, Schmieden und Trödelecken herrschte Lärm und Schacher, Schmutz und Gestank. Dieses Viertel ist niedergebrannt. Die Bewohner von Salonik bezichtigen die Franzosen, den Brand angelegt zu haben. Es war in der Zeit des Weltkrieges, die deutschen und bulgarischen Truppen standen in der Nähe, es gab Juden und Türken in Salonik, die an die Mittelmächte glaubten und deutsche Valuta kauften, selbst die Gebete dieser Menschen waren nicht ohne Politik. Dieser niedergebrannte Stadtteil ist noch nicht wieder erstanden. Er ist ein weißliches Blachfeld mitten in der Stadt, mit Trümmerresten durchsetzt, mit Bretterbuden bestanden. Einst gab es nur den einzigen freien Platz vor dem großen gelblichen Regierungsgebäude, dessen Fenster die Stadt übersehen, mit seiner leeren Freitreppe und den vielen rückwärtigen Hauseingängen, vor denen die Reihen der Bittsteller lagerten. Hier hielten die Droschken; das Geschirr der Gäule war mit Silber beschlagen, wer weiß aus welchen Zeiten alter Herrlichkeit. Die griechische Regierung hat versprochen, auf dem Brandplatz ein Chicago des Balkans aufzubauen. Aber es ist noch etwas frühe für ein Chicago des Balkans.

Achtzigtausend Juden wohnen in Salonik, mehr als die Hälfte der Bewohner. Viele sind Lastträger und Bootsleute am Hafen. Die andern haben Geschäfte, Werkstätten, Schreibstuben, Magazine, Speicher im Viertel des Großhandels, in der Nähe der Banken und der Zollhalle. Die Gebildeten haben ihre Klubs und ihre eigenen Zeitungen in hebräisch und französisch. Sie haben begonnen griechisch zu lernen und sich im neuen Griechenland bemerkbar zu machen. In früheren Jahren gab ihr Modernismus dem jungtürkischen Komitee für Einheit und Fortschritt die Macht und die Impulse. Die Frauen dieser Sephardim tragen noch die Tracht eines verschollenen Zeitalters, das bunt-

gestickte Käppchen, das weit ausgeschnittene Mieder. Unter der Herrschaft von Athen ist der schwarze Gehrock und der rote oder schwarze Fes verschwunden, auch die Arbeiter im Hafen tragen den Turban und den Fes nicht mehr. In der Stadt sind zwanzigtausend Griechen, die Mohammedaner schmelzen dahin, die übrigen Europäer haben ihre Schulen, Konsulate und Bankgebäude in der Hafengegend und Landhäuser vor der Stadt.

Wenn man vom Berge in die Nähe des Hafens kommt, werden die Gassen westländisch. Hier sind Glasscheiben an den Läden, in Schaufenstern stehen die Waren des Abendlandes. Auf dem Pflaster stehen die Tischchen der Kaffeewirtschaften. In der Abenddämmerung brodelt hier das unerschöpfliche Gespräch der Menge wie ein laues Bad, untermischt mit den heiserhellen Rufen der Zeitungsverkäufer, dem Säbelrasseln der Offiziere und dem Händeklatschen der Gäste, die den Kellner oder den Schuhputzer verlangen. Aus dem Halbdunkel der inneren Stadt sieht man über diesen friedlichen Tumult hinweg den tiefblauen Glanz der Bucht, die schwarzen Umrisse der Schiffe und gegen das Feuerrot des Himmels ein fernes Gebirge, unnahbar, jenseits der Meeresfläche, die tiefe violette Glut des Olymp.

Das athenische Griechenland ist stolz auf den Besitz dieser Stadt. Es feiert den Jahrestag der Besitzergreifung mit Umzügen und einem großen Aufwand von gestreiftem Leinen. Früher hielt kretische Polizei, schweigsam und gewalttätig in knapper schwarzer Tracht, in diesen Straßen die Ordnung aufrecht, jetzt sind es die in grünliches rauhes Tuch gekleideten Feldsoldaten.

In der inneren Stadt, die verschwunden ist, in den steingetäfelten Höfen der Moscheen rasteten nach dem Einzug der Griechen türkische Bauern, die das Land verließen. Schweigend lagerten die Männer mit roten Kopfbedeckungen, roten Westen, roten Hemden und schwarzen Hosen, Frauen

schwarz verhüllt, Kinder in blumigen Kleidchen, auf Stößen buntgefütterter Decken bei ihren armseligen Kisten und den verschlossenen kleinen Truhen. Die Kinder spielten zum letztenmal hinter den verwitterten hölzernen Säulen am Aufgang der Moschee. An die Außenwände des Gotteshauses waren Landschaften hingemalt in blaßgrünen Rahmen und in einem Rankenwerk von blassem Rosa, Ebenen mit Bäumen, Bächen und grünen Wiesen wie sie das Auge wandernder Völker liebt. Schwärme von Dohlen kreisten in der blauen Luft. Wie schön waren die von dünnen Gittern umschlossenen, eng mit wildem Gesträuch gefüllten Höfe; wie schmale Gewächse dichtgesät standen die Grabsteine aus bläulich weißem Marmor, Steine mit Girlanden und Blumenranken im zierlichsten Barock mit vergoldeten Inschriften, in Form von Krügen und Blumen geschrieben, elegische Spuren untergegangenen Reichtums, letzte Spuren einer angenehmen Zeit. Der Engel der Vernichtung hat alles hingerafft; gelobt sei Gott. Die Zukunft der Stadt klammert sich an den Hafen, sie erhebt im abendländischen Viertel der Kontore, der Lager, des Bahnhofs, sie steckt in den Firmenlisten und Denkschriften der Handelskammer, aber sie ruht noch tiefer in den Träumen der Völker, die von der Höhe des Gebirgshintergrundes wie Ausgeschlossene auf diese Stadt und das Meer hinabschauen. Zuweilen erscheint diese Zukunft wie der Traum einer Raubtierwelt, die Haß und Krieg brütet.

Ich spreche mit einem kleinen Eisenwarenhändler, er hat seine Bude an einer der niedergebrannten Straßen. Norweger und Schweizer, sagt er, bieten uns mit gefälschten Fabrikzeichen und zu unverschämten Preisen deutsche Waren an, denn die Zölle des griechischen Tarifes machen den direkten Verkehr mit Deutschland unmöglich. In der Ebene nördlich der Bahnhöfe lagerten riesige Stapel von Schienen, Kleinbahnwagen, Werkzeugen und Zelten, kostbares Material

für den Krieg, das jetzt der friedlicheren Erschließung des Landes dienen könnte. Schlechte Verwaltung der Welt! Irgendeine große Firma hat das alles angekauft, läßt die nie benutzten Karren zu Schrott zerschlagen und schafft das Gerümpel in Schiffsladungen nach England. Eine Gruppe fremder Landstreicher besorgt die Zerstörung, gelernte Schlosser, frühere Soldaten; sie wohnen in einem Güterzug und beeilen sich nicht, denn ihr Tagelohn ist höher als der der einheimischen Arbeiter, die sich nicht darauf verstehen, mit ein paar Hammerschlägen einen Eisenwagen zu zertrümmern.

Die Villen mit ihren Gärten bilden einen eigenen Halbkreis um die Arena des blauen Meeres. Dort hinter den roten Mauern eines Parkes versteckt sich die Villa Alatini, die eine Zeitlang der Aufenthalt des entthronten Abdul Hamid war. Die Gärten duften nach Rosen, Flieder und Goldlack, sie sind noch türkisch, sie umschmeicheln die steifen Schweizer Chalets, die grämlichen Miniaturburgen im englischen Normannenstil. Warum ruhen die Häuser der Reichen nicht leicht und fröhlich in den Gärten? Warum sind einige geschlossen und zerfallen mitten in einer Wildnis, die bis ins schwarze Blätterdach der Bäume emporsteigt? Krieg und Herrschaftswechsel brachten jähe Stockung, unsicheres Schwanken. Die Menschen von Salonik wechseln und fließen, sie sind wohl immer ein wenig wie jene des alten Thessalonich, an die Paulus seine ersten Briefe richtete, die so bitter und zugleich so schonend sind: Verheißung, daß die Gläubigen den himmlischen Lohn empfangen werden, Warnung vor dem Müßiggang, dem Aberglauben und dem Leben in den Tag hinein. In Salonik entstand die erste Christengemeinde auf europäischem Boden, der Apostel verteidigte sie gegen die Feindschaft entschlossener Gruppen, er baute auf sie unendliche Erwartung. Keine Spur mehr ist von ihr vorhanden. Kreuz, Stern und Halbmond glimmen

mystisch in den Nischen dieser Stadt, noch immer lavieren die Menschen von Salonik zwischen beiden Welten. Abendland und Morgenland treffen zusammen und umschlingen sich in brütender Vermischung. Zuweilen steigt der Flammechein großer Entzündungen aus dieser Retorte.

AUF DEM PASSBUREAU BLÄTTERT MAN IN EINEM Bündel Akten. Die drei in neues Khaki gekleideten Polizisten, die mit ihren Stempeln und Registern am langen Tisch sitzen und gewöhnt sind, Scharen auswandernder Bulgaren, Serben, Juden und Albaner abzufertigen, stecken die Köpfe zusammen. Hier ist eine Verfügung des Ministers des Innern: Die griechischen Behörden sind dem hohen Verbündeten gegenüber verpflichtet, jede Reise von Deutschen, Österreichern und Bulgaren nach Konstantinopel zu verhindern. Während des Aktenstudiums der beiden Unteroffiziere habe ich mich mit dem dritten angefreundet; der Mann ist in Ägypten aufgewachsen, steckt seit zehn Jahren in der Uniform und hat vollkommen genug davon. Wir sprechen über die Mobilmachung. Ich meine, Griechenland sei von seinen englischen Freunden doch nicht gut beraten, wenn es jetzt versucht, auf sein noch schwaches Haus eine neue Etage aufzusetzen. — Das mag stimmen, antwortet der Ägypter, aber auf der Hochzeit muß man tanzen. — Besser wäre es, ihr könntet Ruhe haben. Sie kennen das delphische Sprichwort: Nichts zu sehr. Übrigens, seltsam, warum soll ich nicht nach Konstantinopel reisen dürfen? Tausende von Leuten reisen nach Konstantinopel. Wie alt ist eigentlich die Verfügung hier in euren Akten? — Sie ist aus der Zeit des Veniselos, sagt einer der Leute; wir haben zwar eine neue Regierung, aber neue Bestimmungen sind noch nicht da. Was sollen wir machen? — Der Jüngste kommt auf einen glücklichen Gedanken: Wir werden die Präfektur antelephonieren.

Es ist Abend, man führt mich in einen Saal der Präfektur, der durch Wände aus Holz und Glas in eine Gruppe von Zimmern verwandelt ist; ein Beamter studiert die Sachlage und schreibt dann einen Brief, den er mir mitgibt. Am nächsten Morgen erhellen sich die Gesichter der Polizisten. Die Weisheit des Briefes ist salomonisch. Es ist nicht Sache der Griechen, den Inhaber eines Passes, dem das interalliierte Visum fehlt, am Betreten Konstantinopels zu hindern; das Visum für die Reise soll nicht verweigert werden. Die Polizisten kleben zwei Stempelmarken, blau-weiß wie die Flagge, in meinen Paß und schlagen die Stempel darauf wie Hämmer.

Mittags stehe ich auf dem Dampfer; es ist die „Carinthia“, einst vom österreichischen Lloyd. Das Schiff ist alt, nicht schmutzig und nicht sauber; an den Wänden des Salons prangen Landschaften des Kärntner Landes. Das Meer ist blau und windstill; vor der Mole liegen Schiffe im blendenden Wasser wie Umrißbilder aus Kohlepapier; das weiße Zollgebäude verdeckt die kalkfarbene, von Lärm erfüllte, aus einem Gemisch von Häusern und Ruinen bestehende Stadt, Staub steigt aus ihren Straßen auf wie gelber Rauch. Im Hafen liegen griechische Dampfer, alte Modelle; ein kleiner deutscher Dampfer steuert mit uns ins offene Meer. Nun zeigt sich die blaughühende Bucht, das weit und sanft geschwungene Ufer. Die Stadt, in das grobe Viereck der Festungsmauer eingeschlossen, richtet sich hoch mit ihren verblaßten rosenfarbenen und violetten Türkenhäusern auf der Anhöhe mit vielen Stümpfen zerbrochener weißer Minarette. Hinter den kahlen braungrünen, vom Staubwind gepeitschten Hügeln ragen die schroffen Berge der Ferne. Bis zur Landspitze um die Bucht gezogen dehnen sich die Vorstädte, die roten Dachflächen der Militärlager und die blühenden Mandelbäume; am Kai bewegt sich die Elektrische zögernd und mit Geklapper. Am Kai vor dem

Weißer Turm und den Kaffeegärten reihen sich die Fischerbarken.

Ein Schmuckwarenhändler, der einen Paß der armenischen Republik besitzt, steht neben mir. Er reist nach Konstantinopel, um bei russischen Flüchtlingen Gold und Edelsteine einzukaufen. Er kennt die Menschen und die Dinge von Salonik; ein Teil der abgebrannten Bevölkerung lebt noch immer in dürftigen Baracken; skeptisch und neugierig warten sie ab, wann das versprochene Chicago entstehen wird. Es gibt Gesetze über den Wiederaufbau, die Regierung hat den geplanten breiten Straßenzügen zuliebe ein Drittel des Bodenbesitzes enteignet. Sie will die Eigentümer zwingen zu bauen und bietet ihnen Gutscheine, doch niemand hat zu bauen Mut. Unterdessen schreitet die Weltgeschichte weiter. Durch die Straßen marschieren mit drohenden Rufen gegen Kemal die Soldaten. Wann werden sie aus Anatolien wiederkehren? Vor der Arbeiterbörse, an der Straße des Heiligen Demetrius, die einst nach Midhat-Pascha genannt war, hängt ein Plakat mit der Aufschrift: Nieder mit dem Militarismus. Bei den kleinen Händlern des Hafenviertels findet man auch die neuesten losen Blätter einer unterirdischen Propaganda, die Empörung predigt. Aus den Dörfern Thraziens schicken die Militärgerichte widerspenstige Hodschas nach den Küstenorten Altgriechenlands in die Verbannung.

Der gleichmäßige Pulsschlag der Maschine durchbebt das Schiff. Der Abend verklärt die Höhen des Ossa und des Olymp. Die Möwen, die das Schiff umspielen, miauen wie junge Katzen und vollführen übermütige Gleitflüge, Schrägflüge, Sturzflüge, von denen jeder ein statisches Wunder ist. Eine Herde von Delphinen begleitet unsere Fahrt, sie tauchen blitzschnell auf und stürzen im Bogen ins Wasser vorwärts. Zahnradern ähnlich. Fast ohne Übergang verwandelt sich der rosig verklärte Abend in helle Mondnacht; der ewige

Brunnen des Meeres rauscht tiefer. Die vom elektrischen Licht beleuchteten Teile des Schiffes sind gelb in die grüne Dunkelheit gezeichnet.

Unser Schiff trägt wie eine kleine Insel seine Welt. Ein alter Herr, der am Klavier monotone Melodien trällert, und ein Advokat aus Salonik, beides Türken, die den roten Fes tragen, sind allein in der ersten Klasse. Hier auf der italienischen Planke beim Spaziergang auf Deck, mit dem Kranz aus Meerschäumkugeln zwischen den Fingern, machen sie keinen Hehl aus ihrer Gesinnung. Sie nennen Salonik ein Grab der Völker und verheißen dem Morgenland Verwirrung auf Jahrzehnte. Ein hohlwangiger Türke, unrasiert und schwarz unterlaufen, ein kleiner stets entgleitender Rumäne und ein mohammedanischer Albaner, groß gewachsen, keiner europäischen Sprache mächtig, sind meine Genossen in der Kammer. Im Salon herrscht eine Familie bestehend aus einem kragenlosen klug aussehenden Mann, einer fetten jungen Frau, die zu den Mahlzeiten in einer blauen Schürze erscheint, nebst zwei Kindern. Es sind Dömmes, Mohammedaner von jüdischer Abstammung, von denen man sagt, daß ihr höchster Gott das Geld sei und ihr Paradies die Familie. Das Zwischendeck ist von Kindern und schwarzverschleierten Frauen bevölkert, die wie Schatten sind. Nur einige spaniolische Frauen tragen die stolze und wollüstige Tracht eines vergessenen Jahrhunderts: pelzbesetzte grüne Mäntel aus verschossenem Sammet, das weiße gefaltete Brusttuch, einen Haarschmuck von Münzen, das mit Gold durchwirkte Schleiertuch und das rote Käppchen. Ein munterer kräftiger jüdischer Knabe, der Wortführer dieser Auswandererschar, trägt die zerlumpten Reste eines gelben serbischen Soldatenmantels, himmelblaue Beinwickel, feldgraue Mütze. Nur die älteren Männer sehen dürr und ängstlich aus. Neben Türken, Arnauten und Griechen, die dort unten die Warenballen wie Mauern gegeneinander be-

nutzen, haben sich heimatlose Russen hingebreit und mit seinem Schließkorb ein jugendlicher Ungar, ein sauberer, noch halb militärischer Mensch. Er ist Maschinenschlosser, er will in Konstantinopel Arbeit suchen. Als er in den Krieg mußte, war er 18 Jahre alt, er war Gefangener in Sibirien, kam zurück, diente in der roten Armee und mischt sich nun, den Gestellungsbefehlen Horthys unerreichbar, in den Völkerkessel der Levante. Die Schiffsbesatzung besteht vom Kapitän bis zu den Aufwärtern herab aus Dalmatinern; es sind Seeleute aus den Küstenprovinzen und aus Fiume; der zweite Offizier war Kommandant eines österreichischen U-Bootes; auch der Zahlmeister, ein Slowene, ist einst k. u. k. gewesen; heute stellt er über seinem Kabinenschreibtisch die mit grünweißbroten Bändern umschlungenen Bildnisse Mazzinis und Garibaldi's zur Schau. Unter diesen anderen ist ein einzelner Venetianer, schmal, blond, durch die Fieber Kleinasiens gegangen, er spricht von den Weltreichen, die nacheinander Erben des römischen waren, er sieht in Deutschland, Spanien, Rußland nur die ungeschickten Nachahmer Roms, er haßt die Slawen und rechnet die Griechen zu ihnen. An den Befreiungskämpfen Griechenlands, sagt er, haben Italiener in Scharen teilgenommen, in den Scharen Garibaldi's war kein einziger Grieche. Das haben wir nicht vergessen.

Wir umkreisen die Chalkidische Halbinsel, wir durchfahren die Nacht und gleiten, nicht fern von den Inseln, zum Eingang der Dardanellen. Dort im Norden liegt Samothrake, hier Lemnos und Imbros; vom Schiff gesehen, gleichen sie einander, alle erscheinen flach ohne Baumwuchs und ohne Häuser. Welch ein Unterschied gegen die weißlichen, zernagten bewaldeten und sagenhaften Felseneilande des jonischen Meeres! Über diese Inseln, so scheint es, gehen die Jahreszeiten ohne Spur; ihnen gibt die gleichmäßige Hin- und Herbewegung der Seewinde kühle Sommer und warme Winter.

Nun öffnet sich, leicht gekräuselt, tiefblau, die Meeresstraße zwischen der Küste von Troja und der Spitze des Hellespont. Der in Smyrna geborene Homer, der wohl viel mehr ein troischer als ein panhellenischer Dichter war, hat einen der frühesten Kämpfe um die Dardanellen zur Unsterblichkeit erhoben; was wüßten wir ohne sein Gedicht von dem trojanischen Reich, das keine drei Jahrhunderte lebte, aus den Trümmern der ägyptischen Weltherrschaft emporgestiegen, mit dem achäischen Königsgeschlecht verfeindet, jäh dem Ansturm der Hellenen erlegen; das aber in seinen Trümmern noch das edelste Metall hingab zur Vorgeschichte der Römer? Die innere Geschichte der Griechen wäre eine andere gewesen ohne den Geist des Kriegertums, der den niedrig geborenen heimatlosen Sänger befeuerte und ihn für alle Zeiten mit allen unter dem Mars Geborenen verbindet. Hier ist auch der Friedhof des neuen Dardanellenkampfes, hier die berühmte Landungsstelle der Anzac-Regimenter. Zur Seite geneigt, zerschossen und von der Brandung zersalzen liegen die Wracks der Landungsschiffe an der Bucht; auf dem Meeresboden ruht das Schlachtschiff Triumph, irgendwo nicht weit davon die Straßburg, die nach ihrem Ausfall auf die Minen stieß. Drüben auf der kahlen schmalen gelblichen Halbinsel, die sich mit steiler Böschung aus dem Meer erhebt und auf den wellenförmig ansteigenden Höhen sind die Spuren der Artilleriekämpfe: zu Trümmern geschossene Steinbauten, Felsen, Grabenlöcher. La question des détroits! Welche Fülle von Scharfsinn ist in Jahrzehnten der europäischen Politik in Büchern, Denkschriften und diplomatischen Noten über die Frage der Dardanellen aufgeboten worden. Die jetzige Lösung ist unvermutet; die Russen sind in den Meerengen, aber eine waffenlose graue Armee in den Barackenlagern. Auf einem festungsähnlichen Gebäude flattert gegen den Hintergrund des strahlend blauen Himmels winzig klein, kaum wahrzunehmen, die Trikolore. Auf der

Höhe oben leuchtet weiß und nüchtern eine Grabkapelle. In diesem kleinen kalkweißen Friedhofe ist die Asche von Zehntausenden zusammengeschüttet. Er ist wie das kleine Grab der japanischen Armee vor Port Arthur, ein Tempelschrein auf einer Hügelkuppe zum Gedächtnis an Menschen und Pferde.

Die Meerenge hat uns aufgenommen; sie ist breit oder schmal wie der Mississippi, wie man will. Ein graues Kriegsschiff gleitet vorüber, die Flagge am Heck unseres Schiffes senkt und hebt sich langsam. Ehe der Abend kommt, liegen wir ein paar Stunden in der leuchtenden, von hellfarbigen Häusern umsäumten Bucht von Tschanak-Kalessi. Händler erklimmen das Schiff. Sie eröffnen im Zwischendeck einen Markt mit Zigaretten, Teppichen, Ölfischen, Broten, Orangen, Tabak und grellblau bemalten Spielsachen aus Ton. Ein paar englische Zerstörer liegen in der klaren Bucht und ein kleines verwittertes Dampfboot. Es trägt eine sonderbare Flagge, weiß und rot in blauer Einfassung, die Flagge der interalliierten Kommission. Die Nacht sinkt herab, wir fahren wieder; der kleine Ungar erzählt von Wolgastädten und von kriegsgefangenen Russen in den Dörfern der Pußta. Das Sternbild dort oben, das wir den Gürtel des Orion nennen, heißt für den ungarischen Bauern die Sense, den großen Bär nennt er den Pflug, die Plejaden die Kücken. Ob wir morgen in Konstantinopel sein werden? Der Ungar hat kein Visum auf seinem Paß. Ich auch nicht. Nun, wir werden sehen.

WIR HABEN IN DER NACHT DAS MARMARAMEER durchfahren. Im Sonnenaufgang sehen wir Stambul, langgestreckter Hügelrücken, Mauerzinnen, Gärten, Minarets und Moscheen im zartesten Goldrot glühend, auf milchweißem Nebel gebettet. Der ganze Zauber des Orients ist da, eine andere Farbenwelt mit einem Male; es fällt einem schwer sich vorzustellen, daß dies Byzanz war, die Schwester Roms und Jerusalems, der Sitz der Kaisermütter, die Erbin griechischen Stolzes, das höchste Ziel arabischer Räuberschiffe und schweifender Slawenvölker. Schöner noch als dieses Stambul leuchtete vor Jahrhunderten das mächtige Byzanz von diesen Hügeln. Welch eine Weltstadt wird die Sonne kommender Jahrhunderte hier bestrahlen! Noch stehen die Mauern, die der türkischen Flut widerstanden, als schon Adrianopel zur osmanischen Hauptstadt geworden war; die Bogen der antiken Wasserleitung, wenn auch zerbrochen und mit Gras bewachsen, sind noch immer die aus der Ferne bewunderten Kennzeichen dieser Stadt; einige der alten Kuppeln ragen noch; nicht Thrazien, sondern das innere Asien ist die Heimat solcher Bauwerke. Vielleicht waren damals weniger Kuppeln zu sehen als Türme, mehr Paläste von römischer Bauart, Glockengestühle, Obelisken und Säulen aus Granit und Marmor. Wie eine Saat von weißen Halmen sind die schmalen Türme aufgeschossen hohl und zugespitzt, die prächtigeren wie Steinlaternen, wie übergroße korinthische Säulen. Im leichten Gebüsch erglänzten die blauen Kacheln zierlichster Kioske, schmale Pavillons wie Sonnenschirme aus Straußengefieder von Sklaven über anmutig lagernden

Frauen emporgehalten. Wie leben heute die Menschen in Stambul? Ich sah sie vor acht Jahren. Noch waren sie bunt bekleidet, beschaulich, reich und heiter. Damals war diese Stadt dem Reisenden, der aus den Schluchten des Balkans oder aus der gipsernen Hochfläche von Angora herabkam, noch Inbegriff der Geborgenheit, ein fröhliches Zuhause, ein Bett des Traumes von morgenländischer Erneuerung. Heut sind die Paläste dort drüben von ihren Provinzen abgeschnitten. Heut herrschen hier die Waffen einer unter sich gespaltenen des großen Schöpfertums nicht fähigen Weltregierung; den Deutschen ist der Zutritt zu ihr verboten. Mag sein, daß ich mich nach ein paar Stunden in den Straßen da drüben wiederfinde. Vielleicht auch nicht. Man kann mich als Spion oder wer weiß was festnehmen. Oder man kann mir befehlen, auf dem Schiff zu bleiben, das drei Tage hier im Hafen liegt, und mit ihm die Reise fortzusetzen. Wenn mir dann in Smyrna die griechischen Behörden erlauben, in ein anderes Schiff umzusteigen, so lande ich im Piräus, nur nicht hier.

Von allerlei zugespitzten Fragen angerührt, vom Anblick der goldleuchtenden Stadt erregt und hingerissen, habe ich kaum einen Blick für die asiatische Seite. Drüben sind die dunkeln immergrünen Zypressenhaine, die gelblichen Vorstädte, alte und neue Gassen frei bergan gebaut, auf dem Höhenrücken die riesige Kaserne, das Hospital, die Lagerhäuser von Haidar Pascha. Asien und Europa scheinen vertauscht, das anatolische Ufer trägt das Gepräge von Europa, der Orient ist auf der europäischen Seite. Die Einheit des Orients ist stärker als der Schulbegriff, der gerade hier Europa und Asien auseinanderreißt, wo sie völlig eins erscheinen als Ufer der selben wuchtigen blauen Meeresströmung.

Das Schiff ist noch im Bosphorus, es fährt langsamer, jetzt steht es still. Ein Militärboot legt sich an unsere Seite.

Es ist hellgrau wie die Kriegsschiffe, die in gleichmäßigen Abständen über den Bosphorus verteilt scheinen, es führt die dunkelblau gesäumte Flagge und ein Geschütz. Drei Offiziere steigen die Falltreppe herauf, die Stewards rufen die Reisenden zusammen, die Schar drängt sich im Salon wie Schafe in der Hürde. Eigentümlicher Schwebezustand der Ungewißheit und der Erwartung; unerträgliche Gegenwart zwischen Krieg und Frieden. Dieser Zustand macht für mich die Ankunft, die sonst keiner Erwähnung wert erschiene, zum Abenteuer; in diesem Augenblick haben nur Geduld, Gleichmut und Vertrauen auf irgendeine günstige Führung einen Sinn. Ich habe in Deutschland einem Offizier der Entente als Vorbedingung für die erbetene Erlaubnis, Konstantinopel zu betreten, unterschreiben müssen, daß ich über die politische Lage in dieser Stadt nicht schreiben und auch später keine Auskunft über die besagten Verhältnisse geben werde. Seitdem lag mir nichts mehr an der Erlaubnis, und hier bin ich, ohne sie. Glückt mir der Versuch, so bin ich an kein Versprechen gebunden; glückt er nicht, so darf ich nicht beklagen.

Die Offiziere sitzen am Spieltisch von Wartenden umringt; mein Paß ist an der Reihe. In dem mit Stempeln gefüllten Büchlein blättert der Engländer: Wo ist Ihr Visum? — Ich weise schweigend auf griechische und türkische Eintragungen. Kopfschütteln. Jetzt studiert der Franzose die Sache. Ein gelber Gummimantel verdeckt den Glanz seiner Abzeichen, aber das Monokel bedeutet nichts Gutes. Er macht Lärm. Was? Sie wollen an Land? Ausgeschlossen! Ich sage auf englisch: Es liegt ein Antrag vor, bitte in den Akten nachzusehen. Auch sagte man mir in Salonik... Der Engländer steckt den Paß in seine Tasche und bemerkt, daß ich morgen Bescheid bekommen werde. Der Franzose macht den Schiffsoffizier darauf aufmerksam, daß es mir verboten sei, von Bord zu gehen. Der Italiener nickt, es

scheint ihn wenig zu interessieren. Der Fall ist erledigt. Der Nächste!

Das Militärboot verschwindet, das Schiff fährt in den Hafen, die Ankerketten rasseln. Die Morgennebel sind dünner geworden, sie umschweben Galata, das mit seinen übereinander getürmten Geschäftshäusern ein wenig an Newyork und Gotenburg erinnert. Vor vergessenen Minarets, die neben Fahnenstangen und Dachreklamen aus grauen Dächern emporsteigen, liegen die schrägen Kamine vieler Dampfer; der Genueserturm ragt breit und schön in den weißlichen Himmele. Wir liegen nicht weit von der Brücke, schon regt sich die ewige Prozession des Verkehrs. Die mit Menschen gefüllten Trajektboote stoßen Dampf aus. Ihre Pfiffe peitschen die Luft und wiegen sich klar und melodisch zwischen den Hügeln des Goldenen Hornes. Die Reisenden verlassen unser Schiff, die Boote fahren zur Zollhalle hinüber. Es gefällt mir gut an Bord. Ich habe Zeit. Karawanen schwarzer, altertümlicher Barken ziehen vorüber mit kurzen Masten und groben Segeln, Kisten und Mehlsäcke glänzen im Sonnenlicht. Delphine spielen im Wasser, eine Schar von Quallen treibt in der durchsichtigen schiefergrünen Flut. Handelsdampfer, aneinander gedrängt, bilden Inseln, von einem Gehölz von Masten umgeben. Siehe da, auch ein paar Russenschiffe liegen da, äußerst schmutzig und verwittert, die Andreasflagge am Heck und eine kleine Trikolore am Toppmast. Ein Fahrzeug in unserer Nähe zeigt eine Flagge, die der deutschen ähnlich ist; es ist das Blauweißrot des südslawischen Königreichs.

Unten haben die Leichter angelegt; Bootsleute, über den Rand gebückt, werfen die Angeln aus und füllen in kurzer Zeit ihre Blechkannen mit silberglänzenden Fischen. Man hat die Laderäume geöffnet, der Drehkrahnen arbeitet, ein alter Mann mit schwarzer russischer Matrosenmütze ist der Aufseher; Leute mit Warenlisten stellen sich auf, die Ketten

rasseln hinunter, erstaunliche Ladung kommt zum Vorschein: Papierballen und Kisten, deutsche Aufschriften, wahrscheinlich Glaswaren, Eisenwaren und Möbel. Auf einige dieser Kisten sind von ungelener Hand mit Blau-
stift rätselhafte Worte hingekritzelt: Ochsenkopf, Zwei Rinder. Ich zerbreche mir den Kopf, was diese Zeichen, die an das Rotwelsch der Zigeuner erinnern, bedeuten mögen. Der Ungar steht neben mir. Er schweigt ziemlich lange. Dann sagt er gedrückt: Was soll ich machen? Ich darf nicht an Land. Ich habe kein Visum. Weiterfahren kann ich nicht, ich habe nur dreißig Drachmen in der Tasche, davon kann ich in Konstantinopel nicht fünf Tage leben. Wenn ich da drüben keine Landsleute und keine Arbeit finde, muß ich verhungern.

Der junge Mann ist seit Sonnenaufgang auf den Beinen und hält Ausschau nach Fabrikschornsteinen; Fabriken sind für ihn Arbeitsmöglichkeit; seine Enttäuschung begann, als die vermeintlichen Schornsteine nicht rauchen wollten sondern zu den Moscheen gehörten; seine Enttäuschung darüber, daß er nicht an Land darf, ist noch bitterer. Er ist nahe daran, den Mut zu verlieren. Ich sehe ein, es gibt für ihn keine Wahl als hier zu bleiben; die hohen Regierungen mögen befehlen was sie wollen.

Unsere Lage ist ganz einfach. Gehen wir an Land! Wir haben vielleicht kein angenehmes Gefühl dabei, aber hier an Bord hat auch kein Mensch Interesse daran, uns festzuhalten. Und so schaukeln wir zusammen zur Neuen Brücke hinüber und gehen gleich unserer Wege; der Ungar, um Arbeit zu suchen, ich zum Spaziergang. Am Abend werden wir uns wieder treffen.

Von den Schiffen aus war das Panorama der Städte, die sich hier am Hafen zusammendrängen, schöner als das Erlebnis dieser schmutzigen, lärmenden, von Menschen durchtobten Straßen. Automobile sausen vorüber, Zweispänner,

Lastträger, geschlossene Gruppen von Menschen drängen den einzelnen beiseite. Die Reihe der Geldeinnehmer sperrt den Fußsteig der Brücke; in ihren braunen Überhemden, den schmutzigen Fes auf dem Kopfe, die Messingbüchse auf der Brust, stehen sie da wie immer; am Geländer lungern indische Soldaten, schwarzbraune schöne Leute in Khaki mit riesigen Schlapphüten. Uniformen wandern vorüber, himmelblaue und grünlichbraune; französische Soldaten, dick und rotbäckig; glattrasierte englische Soldaten, das Stöckchen in der Hand, steif und verschlossen; seltsamer Kontrast zu all den schwatzenden, rennenden und schäbig gekleideten Einheimischen, zu den müßig ihre Läden bewachenden Verkäufern und zu jenen hageren, blassen und abgerissenen Gestalten, die einem mit bittender Gebärde die Hand entgegenstrecken, an den Häuserwänden aufgereiht.

Heut ist Karfreitag in den Provinzen des Abendlandes, hier merkt man nichts davon. Die Läden, die Schiffsagenturen, die kleinen Cafés und Garküchen in diesem Viertel der Warenlager haben vollen Betrieb. Ein Getümmel von Wagen und Menschen drängt um die Landungsplätze. Doch zwischen zwei Gassen steht alt und geduckt, mit lichtem Durchgang eine weiße griechische Kirche; seitwärts im Gewölbe stehen die Tische der Kerzenverkäufer; viele Menschen treten durch die reich geschnitzte Tür; drinnen im Kirchenraum fällt das Sonnenlicht in Strahlenbündeln durch farbige runde Fensterscheiben auf goldene Wände, goldene Wappendadler, hohe Leuchter von Gold und Elfenbein; das gefärbte Licht umspielt Köpfe und Schultern der Priester und der Laien, es zaubert blaue und grüne Perücken, gelbe Heiligenscheine, rubinrote Feuerköpfe. Griechische Worte, Gesänge von gleichmäßig melodischem Tonfall schweben hier. Durch die hellblau getünchten Kapellen, die den inneren Torweg dieser dem heiligen Antonios geweihten Kirche umgeben, machen Frauen die Runde vor den Gnadenbildern, steigen

die Stufen hinunter in das Kellergelaß und trinken mit vielen Bekreuzigungen vom Wasser des geweihten Brunnens. Eine Frau mit leidvollen Zügen kniet vor dem Bild des Heiligen und Wundertäters Gerassimos von Kephallonia, sie küßt die Glasscheibe zu seinen Füßen. Tiefgebückte weinende Frau; ihre Tränen tropfen auf den schmutzigen Marmor des Fußbodens. Es ist eine Russin. Zum ersten Male fühle ich, daß in dieser Stadt ein Herz schlägt voll Leidenschaft, voll tieferen Kummers. Es ist das russische Herz, das mit dem Rufe nach dieser Stadt in den Krieg zog; nun macht es diese selbe fremde Stadt zum Zeugen seines Elends. Jetzt, wo ich wieder ins Freie trete, sehe ich, daß Konstantinopel eine Stadt der Russen geworden ist. Ich lese es von den Straßenschildern, ich höre es aus dem Gespräch der Vorübergehenden, sehe es an tausend wohlbekanntem durchfurchten Mienen. Ich steige die steinerne treppenartige Gasse nach Pera hinauf. Sie steht voller Verkaufstische, ich bin mitten auf einem Markt, ein wenig bunter noch, und es wäre der Markt in Taschkent, aber die Gestalten hier und der Plunder, den sie feilbieten, erinnern mehr an die Sucharewka in Moskau oder an den Newski-Prospekt im heutigen Petersburg.

ES IST KARSAMSTAG. DIE STADT IST ÜBERFÜLLT von Fremden, die Straßen wimmeln von Menschen, mir scheint, die Engländer denken an Tennis und Holiday; der gute Zufall hat mir durchgeholfen.

Ich war noch einmal auf dem Schiff. Ich wartete auf den Offizier, der mir Bescheid versprochen hatte. Er hatte ja meinen Paß mitgenommen, aber er fragte nicht nach mir. Also beschloß ich, nach ihm zu fragen. Man wies mich in die britische Sektion des interalliierten Paßbureaus; es ist in einem großen früheren Geschäftshaus in einer der schmutzigen Straßen von Galata, aber das Bureau war geschlossen, man wies mich in ein anderes Gebäude. Es war ein Handelshof mit inwendigen Galerien und einem Dach darüber wie man sie in chinesischen Hafenplätzen sieht, jetzt trug es die Aufschrift der Streitkräfte des Schwarzen Meeres. Ein Inder vor dem Tor marschierte hin und her wie ein Automat, die Sergeanten in der Wachtstube rührten sich nicht, sie überließen es mir, nach irgendeinem Offizier zu suchen; aber es war keiner da. Ein junger Tommy, der endlich begriff, um was es sich handelte, riet mir, den Polizeibefehlshaber einfach in seiner Wohnung aufzusuchen. Ich setzte mich in einen Zweispänner und fuhr eine Stunde durch die Hauptstraße von Galata, ein paar ländliche Hügel hinauf in ein hochgelegenes Villenviertel. Ich wurde mit einigem Erstaunen empfangen und verschwand mit einem Papier in der Tasche, so etwas wie einen Ausweis für den Fall, daß eine Patrouille auf den Gedanken kommen sollte,

mich nach meinem Paß zu fragen. Nun konnte ich an Land bleiben. In einem kleinen griechischen Hotel schrieb ich mich ein.

Ich habe unterwegs auf der Reise allerhand Leute getroffen, die gerade in Konstantinopel gewesen waren. Jener Levantiner, der sich mit seinem Geld an die italienische Riviera zurückgezogen hatte, ich sprach ihn im Eisenbahnzuge vor Genua, nannte Konstantinopel die teuerste Stadt der Welt. Ein finnischer Ingenieur dagegen, der glücklich war, aus Baku durchgekommen zu sein und über Rom nach Hause reiste, sagte, man lebe in Konstantinopel billiger als sonstwo. In Athen behaupteten junge Leute, man lebe in Pera lustiger als je, in Salonik beschrieb man Konstantinopel als einen Sumpf von Elend, Hungersnot und Prostitution. Die Russen, sagte mir jemand, leben von Straßenraub. Sie haben begonnen, durch ihre Dampfbäder mit Damenbedienung sogar die Türken zu korrumpieren. Nachts stehen an den Straßenecken die englischen Maschinengewehre . . . Nun, ich sehe, daß alle diese Wahrheiten und Phantasien nur das Mögliche umschreiben. Es ist wahr, die großen Hotels sind bis unters Dach gefüllt. Im Tokatlian und im Perapalast kostet ein Zimmer fünfzig Francs oder hundert. In den kleinen Hotels zahlt man zwanzig oder dreißig. Es ist wahr, die Mahlzeiten in den Restaurants an der Perastraße, die ihre Firmenschilder mit sentimentalern Bildern des verschneiten Moskau geschmückt haben, kosten ein kleines Vermögen, aber die griechischen Speisewirtschaften für jedermann sind auch noch da, und in diesen Buden, die in schmalen Schaufenstern hinter einem Aufbau von Muscheln, Zitronen, Salatköpfen und rohen Fleischstücken ihre dampfenden Kochtöpfe zeigen, kommt man mit weniger aus. Die fremden Soldaten toben in den Kneipen von Pera, die jetzt zu Anglo-Saxon Bars geworden sind. Die Tanzsäle des Hotels an der Ecke der Petits Champs werden am frühen Nachmittag ge-

öffnet, nach Mitternacht verstreuen sich dort oben die Droschken mit toll gewordenen Matrosen. Aus den schwarzen buckligen Seitengassen dort oben steigt aus düster beleuchteten Lokalen wie aus den Fächern eines riesigen Ofens das Singen und Lachen der Weiber, der Lärm zahlloser Musikmaschinen. Droschken dringen in die schwärzesten Höfe und Sackgassen, amerikanische Matrosen greifen brüllend in die Speichen der Wagen wie ins Steuerruder. Matrosen mit den weißen Käppchen und den riesigen platten Tellermützen wandern im Gänsemarsch über die schmalen Trottoirs, sie besteigen den Berg von Pera, um auf seinem Gipfel wilde Tänze zu vollführen; die athletischen klaräugigen Seeleute einer jungen Marine bekommen hier oben einen trüben und tückischen Ausdruck. Das ist in den großen Hafenstädten immer so; aber dieses Paradies hat einen Hintergrund, das sind die Russen. Auf Schritt und Tritt diese grauen verbissenen, von Sorge und stiller Wut entstellten Gesichter. Die Menschen scheiden sich hier. Dem einen ist Konstantinopel ein einziges übermütiges Fest, dem andern die Hölle. Diese Stadt ist unendlich ausgedehnt, über schöne Hügel hingeworfen. Ihre Zukunft ist gewaltig, ihr Horizont ist groß. Die Russen durchweben den farbigen Teppich dieser Stadt wie ein hunderttausendfacher trüber Faden. Sie begegnen stumm den neuen Herren der Welt, sie stehen gespenstisch hinter ihrer Tafel. Ihr scharfes proletarisches Gefühl läßt nicht einen Rest von alter Kameradschaft übrig. Sie suchen Gefährten im Elend, und sie finden die Türken. Ohne ein Wort des Vorwurfs empfangen diese die ungebetenen Gäste. In ihren alten hölzernen Gassen, in ihren kleinen Wirtschaften rücken sie zusammen und hören schweigend den Groll und die Klage dieser Fremdlinge. War nicht einst von der russisch-türkischen Erbfeindschaft die Rede? Heute bildet sich eine odysseische Freundschaft zwischen diesen beiden Völkern. Die Türken sind armgewordene

Phäaken. Aber sie bieten Gastfreundschaft wie jene und fürchten den Zorn Poseidons nicht.

Es ist in Konstantinopel wie in anderen Städten Europas, die das Unglück eines Friedenszustandes teilen, der nur neuen Schrecken vorangeht. Paläste, Gärten, Landhäuser und Geschäftsbauten sind von schmarotzenden und rätselhaften Kommissionen weggenommen; Offiziere und Beamte wohnen in opulenten Quartieren, prangen im Putz ihrer neuen soliden und kostspieligen Uniformen, Nichtstuer schweben einher hinter den Trompétensignalen rasender Automobile oder mischen sich mit ihren Damen als Spaziergänger in das Straßenleben, das zwar zuweilen bunt, doch trostlos ist. Die Franzosen schmücken ihre Kasinos mit Fahnenbündeln und elektrischen Birnen zu Ehren irgendeines hohen Befehlshabers, der am Ostermorgen auf dem abgesperrten Bahnhof ankommt. Vor dem Perapalast ist Wachtparade, die Tresse an der Mütze des Generals funkelt wie eine Krone, umgeben von schönen ziegelfarbenen mit grüner Troddel behängten Marokkanermänteln, blanken Trompeten und wohlgenährten hellblauen Polizeisergeanten. Man weiß, wie die Alliierten wohnen. Wie die Russen hausen, die die Stadt überschwemmen, das weiß man nicht. Sie wohnen in Hütten, Massenquartieren und Baracken außer der Stadt. Die Tagesration für fünf Mann ist ein Brot. Französische Soldaten verteilen mit Grobheiten das Brot an Bettlergestalten, alte Generale sind von Gemeinen nicht zu unterscheiden. Meine Wandnachbarn im Hotel sind Russen. Es sind Kapitalisten zweifellos, die irgendeinen glänzenden Erwerb gefunden haben. Spät nach Mitternacht, wenn unten im Restaurant die Geigentöne schweigen, poltern sie in ihre Stube; am Tag schlafen sie, man sieht sie nicht. An Weinbergs Schaufenster auf der Perastraße zwischen Modegeschäften und sensationellen Kinos steht angeschrieben: Kommissionslager. Hier sind Heiligenbilder, Uhren, Armbänder, kostbare Per-

lengeflechte ausgestellt; eine in Brillanten gefaßte Miniatur der Kaiserin Katharina, Silbermünzen, ärztliche Instrumente, Meßbestecke, Jacken aus chinesischer Seide. Zerknittertes strenges Gesicht des Offiziers, der mit einem Stoß Zeitungen daher kommt und stehen bleibt, um mir eine russische Zeitung anzubieten, auf deren Vorderseite eine Karikatur Lloyd Georges grinst. Fieberndes boshaft verzogenes Gesicht russischer Damen, die in die Reste einer anspruchsvollen Eleganz gekleidet, eine Bibliothek von abgegriffenen Schmökern bewachen, die auf dem Sims irgendeines Schau Fensters aufgebaut ist, um von gleichgültigen Spaziergängern durchstößert zu werden und täglich mehr zu verstauben. Klägliche Anständigkeit altgewordener Beamten, die auf groben daheim genähten Jacken emaillierte Universitätszeichen zur Schau tragen, oder von Militärs, die daher kommen in billigen Velvethosen, im Khakirock, der Brandspuren trägt, auf der Brust ein Schwerterorden, in der Linken eine uralte gestickte Markttasche oder die mit Einkäufen gefüllte Aktenmappe. Rührende russische Schneiderrinnenwerkstätten und Botenanstalten in stinkenden Seitengassen. Man trifft Russen in der schmierigen Garküche am Hafen, in der teuren Konditorei, in den nach Sprit dunstenden Likörläden von Pera, hinter den Moscheen von Stambul. Russisch ist die ärmliche und verdächtige Bierhalle, deren Kleiderablage von zwei auf Trinkgeld lauern den baumlangen Tscherkessen bewacht ist. Armseliges russisches Büfett im halbgeräumten Lager irgendeines Möbelhändlers. Russisch sind die versteckten billigen Teestuben, die futuristisch ausgemalten Keller, die vom dumpfen Geheul der Ziehharmonika erfüllten Nachtlokale. Abends bewegen sich durch das Gedränge der Straßen die wunderlichen und schrillen Reklamen der Russen, Plakate in toll gewordenen zerrissenen Schriftzügen, elektrisch aufleuchtende Gestelle aus Buntpapier; russische Soldaten tragen diese Gestelle auf ihren

Schultern als ob es die Särge von Heiligen wären. Brotlose Marineingenieure, gutmütige und verdutzt dreinschauende Bauernsöhne, abgerissene Schullehrer und Studenten verdingen sich als Lastträger. Hochgewachsene Frauen in Schaftstiefeln und Militärmänteln gehn über die Brücke von Galata: Russinnen. Am Geländer der Brücke stehen Männer mit zertretenen Stiefeln und durchlöcherten Ärmeln und verkaufen Sicherheitsnadeln. Wuchtige Kerle in ledernen Automobilfahrerwesten stehen Spalier und verkaufen Brennscheren. Intelligent aussehende junge Leute in Reithosen und roten Husarenmützen heben bittend und wortlos Gummipüppchen empor, die die Zunge herausstrecken. Es gibt Abteilungen des russischen Städteverbandes, des Bundes der Genossenschaften und des Roten Kreuzes; es gibt eine fiktive russische Gesandtschaft mit Fahne und Adlerwappen überm Eingang, Kosaken bewachen das Tor. Die auf Wohltätigkeit und Selbsthilfe gegründeten Speiseanstalten, Polikliniken, Unterstützungskomitees, Arbeitsvermittlungen sind ohne Zahl. Schreibstuben, Höfe und Gassen sind von Wartenden umlagert. Fliegende Händler bilden Märkte in Winkelgassen oder an den Straßenkreuzungen, mischen sich in die alten Märkte der Türken und eröffnen unter freiem Himmel ihre Volksküche mit dem Samowar.

In Stambul auf dem At-Meidan sonnen sich in der Nachmittagssonne Türkenfamilien, die sich einem endgültigen wortlosen Müßiggang ergeben haben; neben schwarz verhüllten Frauen sitzen Russen auf den Bänken. Der vom deutschen Kaiser gestiftete Brunnen in der Mitte des Rasengartens dient immer ein paar Dutzend Müßiggängern als Hochsitz; über die schwarz polierte Brüstung schauen russische Gesichter neben den türkischen wie aus dem Bogen einer Gondel. Russen, die nichts zu tun haben, stehen vor dem Obelisk gedankenlos; sie wissen nichts von der Bedeutung der geheimnisvollen Säule und diesen seltsamen

Hieroglyphen, die so klar geschrieben, so deutlich, so bildhaft sind, daß man meint, jeder müsse sie verstehen; vielleicht wissen aber auch die sämtlichen Gelehrten des Abendlandes nicht mehr als sie. Sie betrachten die grünbronzene Schlangensäule, die einst ein byzantinischer Kaiser aus Delphi wegführen ließ, nicht anders als eine zerbrochene Glasflasche, die sich ein wilder Volksstamm als Fetisch auf seinen Dorfplatz stellt. In den kleinen Restaurants, in den Lädchen von Stambul, deren Schaufenster die flachen Schüsseln mit süßen und sauren Milchspeisen zeigen, in den Kaffeehäusern, wo nachmittags ein halbes Hundert Menschen beisammensitzt, um auf die Zahlen der Tombola zu warten, die von einem Jungen ausgerufen werden, überall versteht man russisch. Im Garten des alten Serail, auf dessen verstaubten Rasenflächen das Volk von Stambul den Frühling erwartet, stehen einige zwanzig russische Soldaten mit fantastisch unterschiedlichen Pelzmützen und üben Griffe am Gewehr. Von Zuschauern umgeben, die sich unter den Bäumen gelagert haben, bilden sie später einen Kreis mit dem Offizier in der Mitte und singen mit breiten Bässen und klaren Diskantstimmen einen Chor, der in dieser Umgebung unbeschreiblich fremd und feierlich ist, frei von aller Erden-sorge wie eine gläserne Wolke über dem Dnjepr.

Eine besondere Atmosphäre liegt über der Stadt, eine lastende Stimmung, die selbst im raschfließenden Strom des Straßenlebens verspürbar ist. In dieser Atmosphäre ist jene immerwirkende Aufhebung und Zerreibung der kleinen nationalen Unterschiede, die sonst den Weltstädten eigentümlich ist, zum Stillstand gekommen. Alles Nationale behauptet sich grobkörniger. Die Weltstädte erschienen einst wie die unvollkommenen Skizzen eines freien, im Gemeinsamen wurzelnden Zusammenlebens der Nationen. In diesem Sinne ist gegenwärtig Konstantinopel nicht mehr ganz Weltstadt; es bleibt, durch die Besetzung, durch den Krieg in Kleinasien,

durch neue Grenzen, die es von seinen großen natürlichen Umgebungen trennen, hinter seinen Möglichkeiten zurück. Der Ablauf des Tages führt die Menschen bei tausend Geschäften zusammen. Aber sie verbinden sich nirgends miteinander, man sieht nur Gruppen, Rudel, Uniformen. Das Osterfest der europäischen Nationen äußert sich durch Fahnen, Militärmusik und weiter nichts. Fahnen haben immer etwas Aufreizendes. Die neue rote Kirche an der Hauptstraße von Pera ist mit riesigen italienischen Tüchern ausgehängt. Ich habe selten ein so unnatürliches Grün gesehen wie an diesen Fahnen, die das Wunder des Christenglaubens auf ihre Weise verherrlichen und das Kirchenschiff in ein Zelt des neuen Italiens verwandeln, das von grellen Leidenschaften lodert. Durch das Hissen einer blaurotgelben Flagge erhebt selbst das schmutzige Motorboot, das im Hafen schaukelt, Anspruch darauf, als Boden der neuen armenischen Republik geachtet zu werden. Trikoloren hängen über unmöglichen Hauseingängen, sie hängen auch am Vordermast der russischen Dampfer, die im inneren Handelshafen des Goldenen Hornes liegen. Nur die purpurne Flagge mit dem Halbmond ist selten geworden. Auch die englische sieht man kaum. Es genügt, daß die riesige Stadt unter englischer Aufsicht ist.

In einem Wirtshaus bestellt ein Mann, der mir gegenüber Platz nimmt, einen Wodka zu seiner Suppe und einen zweiten Wodka zu dem Teller Makkaroni, mit dem er seine bescheidene Mahlzeit beschließt. Gott sei Dank, sagt der Mann, man kann hier doch alles haben. Das Neueste ist, daß uns die Franzosen befehlen, nach Brasilien auszuwandern. Heute dies, morgen das. Kürzlich verlangten sie unsere letzten Gewehre. — Sie meinen die Wrangelsche Armee? — Die Wrangelsche Armee auf Gallipoli; sie ist eine Armee, immerhin, fünfzehntausend Mann mit vier oder fünfhundert Maschinengewehren. Wir antworteten den Franzosen: holt

sie euch! — Dann bekommt ihr nichts mehr zu fressen, sagten die Franzosen. — Schön, sagten die Unsern, dann werden wir uns selber füttern. Ja, so steht die Sache. Schamlos. — Wollen Sie nicht zurück nach Rußland? — Wenn wir könnten! Wir kamen hierher auf unseren eigenen Schiffen, es waren sechzig oder achtzig Dampfer, der Rest unserer Handelsflotte, beladen mit diesen Flüchtlingen, diesen Barfüßern, die Sie hier auf allen Straßen sehen. Alle diese Schiffe sind weg. Die Franzosen haben sie geklaut. Sie liegen im Hafen von Biserta, als Sicherheit für die Kosten, die Milliarden . . . Die Engländer wollten, daß wir nach Rußland zurückkehren. Wird man uns dort totschiagen, werden wir die anderen totschiagen? Was fragen sie danach. Natürlich, sie haben jetzt einen Handelsvertrag mit Lenin. Damit bekommen sie aus Rußland unser letztes Gold heraus, was können wir ihnen anderes geben? Ach, das sind sie, die Verbündeten . . . Sie wollen Rußland bis auf den Boden ruinieren. Ich war 1914 in Ostpreußen, Marggrabowa. Damals haben wie diese Herren gerettet. Das ist der Dank. — Und was wird aus Rußland werden, was ist Ihre Ansicht? — Monarchie. Das ist klar. — Habt Ihr denn noch Romanows? — So viele Sie wollen. Michael Alexandrowitsch lebt in Amerika irgendwo, in San Franzisko. Die Bolschewiki, na, eines Tages sind sie am Ende. Ihre Politik ist schon ganz russisch. Mir gefällt sie . . . Was sind alle diese Aserbeidschaner, Georgier, Ukrainer, Schluß damit. Ich bin aus der Krim, Mohammedaner. Aber ich spucke auf die kleinen Nationen. Gesundheit, Prosit. Ich war Offizier. Es gibt kein Land der Erde, das einmal mächtiger sein wird als Rußland. Nur Geduld.

Der Mann hat sich geäußert wie er ist; seine Rede ist ein Gemisch von Ansichten, Prahlereien und Gerüchten, schließlich ist es ein Stück der verbreiteten Stimmung. Dies ist so einer der Fremden, die alle ihre eigene Welt im Kopfe haben.

Wie ist es mit den Einheimischen? Auch bei ihnen riecht es nach Gas. Das Verhältnis zwischen Griechen und Türken ist so, daß türkische Soldaten unter Gewehr die Zugänge der Sophienmoschee bewachen. Es gibt irgendwo in hunderttausenden von Köpfen eine Vision, die sie nicht mehr losläßt: das Kreuz auf der Hagia Sophia. Den Russen ist es ein Traum geblieben, aber die Griechen träumen laut. Wer die Moschee betreten will muß seinen Paß zeigen, und die Soldaten lassen keinen Griechen ein. Nur die Schiffsgeschütze im Bosphorus verhindern eine blutige Katastrophe. Gestern begrüßten diese Geschütze die Königin von Rumänien, die von den Hochzeiten aus Athen nach Bukarest zurückreiste. Als der Kanonendonner begann und die grauen Schwaden des Rauches die Schiffe im Bosphorus verhüllten, erbleichten die Menschen, Leute stiegen auf die Dächer, Fuhrwerke blieben stehen. Die türkischen, die griechischen und die von Zensurlücken scheckigen französischen Zeitungen, die auch einen russischen Anhang haben, bohren Pfeile ins Gemüt ihrer Leser. Die griechische Armee marschiert. Fanfaren, schmetternde Tagesbefehle. Die Generale des neuen Griechenland würden am liebsten nach Konstantinopel marschieren und die neue schwarzgelbe Kaiserflagge hissen, wenn nicht schon andere Flaggen dawären. In Athen prangt der doppelköpfige Adler auf den Köpfen der Zeitungen. Es gibt nichts Erstaunlicheres als diesen Adler, der jetzt die Griechen toll macht. War nicht einmal dieser Adler das Zeichen des heiligen römischen Reiches, das Wappen der Donaumonarchie, das Sinnbild der russischen Zaren? Selbst das kleine Albanien hat ihn in seine blutrote Flagge aufgenommen, unsterbliches Symbol einer alten Reichsidee; er ragt aus der Zeit der Römer, aus den Tagen von Byzanz in unsere Zeit wie ein Spuk; dieser Adler, tausendfach zerstückelt, gerupft und umbenannt, kann nicht sterben; dieses kaiserliche Zeichen peinigt die Völker, es treibt sie

wie ein Dämon aus ihrer Geschichtslosigkeit in die Tage des Glanzes und des Unglücks.

Die Griechen sind nicht einig. In Hellas haben die Konstantinisten gesiegt, hier nicht. Der ökumenische Patriarch ist das Haupt der orthodoxen Geistlichkeit mit ihren Erzbischöfen, Bischöfen, Äbten, Mönchen und Priestern. Er war bisher auch der politische Stellvertreter aller griechischen Untertanen des Sultans. Der Thron des Patriarchen steht unbesetzt, der Verweser des höchsten Kirchenamtes starb kürzlich in London, der neugewählte zeigte sich heute dem Volk in der Kirche des Phanar. Er trägt die hohe Krone, den goldstarrenden Mantel, die Akoluthen heben den Kerzenhalter mit flammenden Lichtern über das Evangelienbuch. Hier in dem stillen Stadtteil am Goldenen Horn steht der griechische Vatikan. Der Palast unterscheidet sich kaum von den einfachen blau getünchten Wohnhäusern dieses Viertels. Dieses Haus mit seinen Schreibstuben, die Studierzimmern gleichen, seinen steinernen klösterlichen Korridoren, seinen Empfangsgemächern und Sitzungszimmern, an deren Wänden die gemalten Bilder und vergrößerten Photographien graubärtiger geistlicher Herren mit der hohen Mütze, dem Schulterschleier und den Orden zu sehen sind, ist ein Ausdruck der apostolischen Armut dieser ehrwürdigen geistlichen Behörde. Es bewahrt in seinen Bibliotheken die Überlieferungen des griechischen Volkes seit dem Beginn der türkischen Herrschaft. Hier ruhen die feierlich besiegelten, von den Sultanen jahrhundertlang innegehaltenen Staatsverträge, aber auch die Akten vieler Märtyrer des nationalen Glaubens. Die Kirche im Vorhof des Patriarchatsgebäudes ist klein und unansehnlich, aber innen bewahrt sie mit ihren goldenen Wänden, ihren Thronen, ihren Heiligenbildern und Reliquien einen Rest der erdrückenden Pracht des reichen kaiserlichen Byzanz. Eingemauert über der Kirchentür ist der zwei-

köpfige Adler über den gekreuzten Schlüsseln. Das versunkene Byzanz ragt hier mit einer schmalen Spitze aus dem Meer des Vergangenen; es ist als rege sich das Unterirdische, als wolle das Tote wieder empor.

Die Besucher des Sonntagsgottesdienstes verlassen die Kirche zwischen Reihen von Bettlern. Am Gartenzaun an der Seite des Vorhofes hängen die Zeitungen, Flugschriften und Bilderbogen des Tages. Bilder des verstorbenen jungen Königs Alexander neben einer hübschen jungen Dame am Steuer seines Automobils; die naive Darstellung des Mordversuches auf Veniselos im Pariser Bahnhof, mit einer Versammlung von Engeln und Schutzheiligen in der Höhe; ein Blatt mit den Bildern aller griechischen Freiheitshelden seit Ypsilanti, in der Mitte der Kopf des Kreters mit der Professorbrille. Es fehlt das Bild Konstantins. Vielleicht wäre es gefährlich, dies Bild in Konstantinopel öffentlich zu zeigen.

Ich komme von Top Kapu. Top Kapu ist ein hochgelegener alter Torbogen der äußeren Stadtmauer. Als dieses Tor erstürmt wurde, lag dort der letzte Kaiser von Byzanz unter den Erschlagenen. Man erkannte die Leiche nur an den Purpurschuhen. Von hier oben fährt die Elektrische durch die staubbedeckten Trümmerstätten niedergebrannter Stadtteile, die in Gärten übergehen. Die Straßen führen zum Hafen hinunter. Auf der Plattform steht ein Matrose. Er trägt das Wort Lukull in goldenen russischen Lettern auf dem Mützenband, seine Bluse, seine Stiefel, der ganze Mensch ist gut in Ordnung, ein prächtiger Wolfshund liegt zu seinen Füßen. Ich bewundere das schöne Tier. Er gehört seit einem Jahr auf unsere Jacht, sagt der Matrose. — Sie sind auf einem Kriegsschiff? — Der Lukull ist eine kleine Jacht. Auf der Jacht wohnt der General Wrangel. — Sie haben Glück, mein Lieber. — Es ist eine gute Stelle, aber ich werde mich nun bald nach etwas anderem umsehen

müssen. — Wie? Sie können Ihren Platz beliebig verlassen? — Ja. Wir bekommen keinen Sold, nur Essen und Kleidung. Wir können gehen wann wir wollen; die Besatzung wird aufgelöst. Ich gehe auf ein Handelsschiff. Ich spreche etwas Italienisch. — Und Rußland? — Wer wird nach Rußland gehen? Dort ist der Hunger. Seit fünf Jahren bin ich draußen. Von allen Übeln fürchte ich den Hunger am meisten. Ich kenne den Hunger, ich war zwei Jahre Kriegsgefangener in Oesterreich. Dann entfloh ich nach Süden, durch Tirol. — Tirol... wie hat es Ihnen dort gefallen? Besser? — Tirol war entsetzlich. Dort habe ich sie kennen gelernt, diese Polen und Ruthenen. — In Tirol? — Ich traf fast nur solche. Die Leute vom Lande dort sind deutsch, das weiß ich, gute Seelen, aber sie hatten selber nichts zu essen. Ich kam nach Italien. Dort blieb ich ein Jahr. Dann kam ich hierher.

Ich springe von der Trambahn in der Nähe des Basars. Auch dort sind russische Soldaten in den Gassen. Es sind stämmige kleine Burjäten aus irgendeinem sibirischen Regiment. Sie kommen daher in abgetragenen englischen Uniformstücken mit zu kurzen Ärmeln; in ihrer Heimat trugen sie Reiterkutteln mit roten Gürteln, kleine runde Kappen, eine dünne Pfeife und ein schmales Messer im Stiefelschaft. Wovon lebt ihr eigentlich, frage ich. Ihre gutmütigen apfelähnlichen Mongolengesichter lächeln. Ja, wovon? Wir verkaufen unsere letzten Sachen. Wir wohnen draußen im Militärlager. Sagen Sie mal, sind Sie Amerikaner? — Nein, Deutscher. — Ah! Wir möchten gern nach Deutschland. Kann man hin? — Es ist weit, die Reise ist teuer, und dann die Pässe. — Pässe geben sie uns nicht. Das ist schlimm. Wir hörten zuletzt, die Amerikaner wollten uns helfen, sie werden Schiffe senden und uns nach Wladiwostok bringen. Ist das wahr? — Ich weiß es nicht. — Es wäre nicht schlecht, was? Nun, mit Gott.

Auf der Höhe von Pera steht das große weiße Gebäude der deutschen Botschaft. Stiller, von eisernen Lanzen umgebener Palast, alle Fensterläden geschlossen, das schwedische Wappen an der Gittertür. Ich habe Erinnerungen an dieses Haus, an ein Gespräch mit dem klugen alternden Mann am Schreibtisch. Wie eine Festung ragte dieses schwere Haus an der Grenze der Erdteile, weit schimmerte es nach Asien hinüber, Antennen waren auf seinem Dach. Auf dem unbebauten Grundstück nebenan ist eine dürftige Gartenlaube, man sitzt ruhig bei einem Täßchen Kaffee, man kann auch hier die Aussicht auf den Bosphorus genießen solange jenes weiße Haus daneben tot ist. Ich plaudere mit einem amerikanischen Matrosen. Er gehört zur Besatzung eines Zerstörers, der im Hafen liegt. Der Mann erzählt von seinem Leben hier, von dem kleinen Kriegsschiff da unten, es unternimmt jeden Samstag eine Fahrt nach irgendeinem Hafen des Schwarzen Meeres. Das Schiff fuhr zur Zeit der Panik nach Odessa. Es nahm 600 Flüchtlinge an Bord. Frauen und Kinder lagen an Deck bis unter die Geschütze. Ein Maschinengewehr stand auf der Brücke schußbereit für den Fall, daß Bolschewiken dabei wären. Es ist ein klein gewachsener lebhafter Mann, bei Neuyork geboren, von französischer Abstammung. Er ist Torpedomaat, aber er hat wenig Dienst, er wohnt schon seit zwei Jahren in der Stadt. Er wird nächstens heiraten, eine Französin aus Konstantinopel. Dann wird er mit seiner Frau nach Neuyork zurückkehren; man hat ihm eine gute Stellung bei einem Aviatric Corps angeboten, 290 Dollar monatlich, Dienst von acht bis drei, einen Probeflug pro Monat. 1917 war er in der Nordsee auf Jagd nach U-Booten; sie hatten ein schweres Gefecht mit U 55 und schleppten dann sein Wrack nach Liverpool; er war verwundet und kam in ein Hospital nach Paris. Das war mein Krieg, sagt der Mann. Wenn es wieder Krieg gibt, nun, man bleibt nicht

immer an der Front. Eigentlich stehen wir mit allen Nationen gut, mit den Engländern wie Brüder; das sieht man daran: wenn wir mit ihnen in einem Hafen liegen, so benutzen sie unsere Jollen und wir die ihrigen. Wir bekommen immer neue Mannschaften, die Rekruten aus den Staaten werden zu uns herausgeschickt und bekommen hier draußen ihre Ausbildung. Auch von hier nehmen wir Leute an, die früher in den Staaten waren. Wir haben da unten ein Schiff, auf dem es nicht einen Mann gibt, der aus den Staaten ist: es sind Citizens, aber geborene Griechen, Russen, Skandinavier, Schotten, Deutsche und Türken. Ja, es gibt auch Filipinos bei uns, gelbe Leute, die amerikanische Uniformen tragen, Matrosen wie wir alle: aber sie sind Offiziersbedienung. Die Japaner? Es gibt gute und schlechte. Wenn England und Amerika weiter so langsam bauen wie bisher, hat Japan 1928 die größte Flotte der Welt, ohne die U-Boote. Die Japaner dringen in alle Länder; ihre Politik ist so: sie schicken alle möglichen Kommissionen nach Washington, und gehen dann doch ihren eigenen Weg.

Der Mann war früher Mechaniker; er fühlt sich jetzt ungefähr wie ein kleiner Rentner in Uniform; die Möglichkeit von Unfällen bei diesem Militärgeschäft wird nüchtern in Betracht gezogen. Er stellt fest, daß er seit sechs Jahren eigentlich nichts mehr gearbeitet hat. Aber er ist mit dem Schicksal zufrieden; und wir sitzen unter dem dünnen Laubdach neben dem riesigen weißen Hause und trinken mit einer von den Türken gelernten Ruhe unseren Kaffee.

Ich gehe in den hölzernen, vollkommen stillen, nicht einmal von spielenden Kindern belebten Gassen der oberen Viertel von Stambul umher, um ein Haus zu suchen, das schließlich unauffindbar ist; vielleicht fiel es einem der Brände der letzten Monate zum Opfer. Hier werde ich auf einen halb versteckten Hof aufmerksam, in dem ein un-

ansehnliches altes Steingebäude steht. Es ist der Eingang zu der Zisterne Jere Batan. Die Zisterne ist riesig wie eine Kirche, ein von uralten korinthischen Säulen getragenes Gewölbe über einem unterirdischen See. Dort unten fahren in einem Boot bei einer dürftigen elektrischen Beleuchtung ein paar bummelnde Soldaten wie Puppen umher. Ich gehe durch die Basare. Sie sind ein Labyrinth von dunkelblau ausgemalten, halbdunklen, von schrägen Sonnenstrahlen durchschnittenen Gewölben, größer als Kirchengewölbe, phantastischer; dort mitten zwischen den mit tausendfarbenem Kram gefüllten Läden Tee zu trinken bei zwei alten Perserkaufleuten, die auf ihrem Sofa in der Nische sitzen und Triktrak spielen: das ist das wahre Leben! Welch ein sonderbares, niederes, fensterloses Steingebäude an dem großen Platz vor der Moschee des Sultans Bajasid; der Torbogen ist offen, man sieht einen Rasenplatz, ein Brunnenbecken, einen Kreuzgang. Junge Männer in weißen Turbanen sitzen zwischen den Säulen. Sie plaudern mit einem Besucher, einem russischen Studenten, einem Eindringling wie ich; man zeigt uns die Zellen, die kleinen gewölbten Hörsäle.

Wer sich in diese Stadt begibt, verliert sein Zeitgefühl wie vor den bleichen aufbewahrten Altertümern des Museums. Diese reifen Früchte früherer Jahrhunderte sind in ihrer Wirkung auf den Europäer nicht anders als die frische und stolze Pracht der über weite Plätze herrschenden Moscheen und die verschlossenen kleinen Friedhöfe an den Straßen, die wichtigen und verstaubten Archiven gleichen. Diesem Stambul ist durch alle die Paraden, die militärischen Befehle und Maßnahmen, die dem Volk in Pera drüben imponieren, nicht beizukommen. Es bleibt sich selbst überlassen. Stambul ist die letzte Stadt auf europäischem Boden, in der der Geist des Westens seine Arbeit verrichtet. Aber die glühenden Farben sind auch hier am Erlöschen, die

schöne Buntheit, die satte Würde steht unter einer kaum merklichen, doch sicher wirkenden Blockade. Man sieht nicht mehr die weiten blauen Kleider, die geblühten Gürtel, die golddurchwirkten Turbane, obwohl die Läden von grell gemusterten Kattunen aus Manchester voll sind. Das Heer der Beamten, das einst von hier aus ein großes Reich verwaltete, sitzt ohne Beschäftigung herum, es wartet auf die Gehälter, die nicht kommen, heimlich wandern die Schätze, uralter Besitz der Paschafamilien hinüber nach Pera und verschwinden in fremden Koffern. Noch mischen sich alle Völker des Ostens im Gewühl der Märkte, auch afrikanische Neger noch, Abkömmlinge aus der Gegend des Tschadsees, einst Menschentribute von Tripolis in die Paläste der türkischen Hauptstadt. Aber der Nachwuchs fehlt. Armenier, Tscherkessen, Perser, Araber, Syrer, die früher regelmäßig nach Stambul reisten, bleiben in ihren Ländern. Die Fülle der Seidenstoffe, der Drogen, der Früchte, die der Orient hier auszubreiten pflegte, ist versiegt. Teile des altertümlichen Basargewölbes gleichen geräumten Kellern, andere sind vollgestopft mit dem Plunder der europäischen Industrien. Die hohen Mauern und die Torwege der Karawansereien stehen wie Überreste mittelalterlicher Burgen in den engen Gassen. Ihre Höfe sind von abgebrannten Familien bewohnt; auf den von Ställen umgebenen Lagerplätzen sammelt sich das Kehrlicht. Noch herrscht am Hafen die Gilde der Lastträger mit ihren dreieckigen Polstern aus Holz und Leder; Pferde mit türkisblauen Steinen im Zaumzeug schreiten vor dem Lastwagen; wie Schellenbäume, wie metallene Türme glänzen im Marktgewühl die röhrenförmigen mit Glöckchen und Halbmonden behängten Kannen der Wasserverkäufer, und von Laden zu Laden rücken Gruppen tief verhüllter Frauen, die aus ihren weiten Ärmeln rot gefärbte Fingerspitzen hervorstrecken. Noch kauert die Wahrsagerin auf den Stufen der Moschee;

hexenartiges Weib in violetterm Seidenkleid, das vor Staub und Sonne die Farbe der Erde angenommen hat. Sie schüttelt klappernde Dinge in ihren Händen und streut dieses Gemisch von Knöpfen, Steinen, Obstkernen und Münzen auf ihren Teppich; ihr Ausdruck ist von einer fast interesselosen Verschlagenheit; ledernes Gesicht mit kupferbraunen Augen ohne Wimpern; es scheint die Menschen, die vor ihr stehen, nicht zu beachten und durchdringt sie doch mit seinem sibyllischen Blick.

Nichts ist schöner als eine sonnige Vormittagsstunde unter dem Zeldach des kleinen persischen Teehauses, ein wenig abseits von dem Markt hinter der Moschee der Sultanin-Mutter. Die Kanarienvögel zwitschern in den schaukelnden Käfigen. Die kleinen gelblichen Marmortische tragen keinen anderen Schmuck als die rot lackierten Tellerchen mit den sprossenden Halmen einer zwerghaften zartgrünen Lauchpflanze. Auf den Tischchen stehen Wasserpfeifen; in den Glaskugeln steigen zuweilen Luftblasen auf; im kronenartigen Aufsatz dieser Glaskugeln glüht die weiße Asche; die dasitzenden Männer blasen dünne Rauchwölkchen aus. Inmitten dieser Männer steht einer, der die Preise nennt; es handelt sich um eine Versteigerung fleischfarbener Hyazinthen, frischen Goldlacks, bernsteingelber Narzissen, dunkler Veilchenbündel. Die Aufkäufer bergen die Blumenmengen in ihren schmalen, mit weißem feuchten Flor bedeckten Körben. Friedlich sitzen türkische Männer am Nachmittag in dem Gärtchen der Suleiman-Moschee, um abzuwarten bis der weiße Turban des Imams auf der Galerie des Minarets erscheint. Jetzt ruft die Stimme, sie übertönt nur ein wenig wie von fernher den Lärm der nicht weit entfernten Straße, die Männer erheben sich ohne Eile und verschwinden in der von prächtigen Kolonnaden umgebenen Moschee. Leise klappen die Bastmatten am Eingang des feierlichen Raumes. Die Besucher gehen, mit

den Pantoffeln in der Hand, zu ihren Plätzen unter den Säulen der Kanzel, die aus grauem Marmor sind, oder mitten unter das von kühnen Bogen aus weißem und schwarzem Marmor getragene, von tausend herabhängenden Lampen gezielte Domgewölbe. Mit dem stillen Dastehen, mit einem fast unwillkürlichen Erheben der Handflächen in die Höhe der Ohren beginnt die Versenkung in das Gebet. Dann das Zusammenlegen der Hände in der Magengrube, das tiefe befreiende Aufseufzen. Darauf die vollkommene Beugung, das Niederwerfen des Körpers, das wiederholte Berühren des Bodens mit der Stirn, das Wiederaufstehen und Niedersitzen. Jetzt rezitiert ein Vorleser, den man nicht sieht, mit einer hohen, dringlichen, fast überirdischen Stimme die Suren des Korans. Die Muselmänner treten in Reihen vor die Nische, Lastträger neben Offizieren, weißbärtige Priester neben Knaben. Dieser außerordentliche Augenblick ist der Höhepunkt des Gottesdienstes. Er dauert nur wenige Minuten. Dann treten die einzelnen auf ihre Plätze zurück und hocken nieder, mit flach aufs Knie gelegten, nach oben offenen Händen. Schließlich nimmt jede dieser Menschengestalten noch einmal einen Augenblick die Haltung der Säule ein, eine Handbewegung über die Stirn, man geht zum Ausgang und schlüpft wieder in die Schuhe. Die Sonne draußen wirft ihren warmen orangenen Glanz auf den Platz. Das Erlebnis einer solchen Andacht, die alltäglich ist, wie das Brot und deren Zeremoniell nicht einfacher sein könnte, läßt einen die Macht des Islams begreifen. Merkwürdig, wir können uns den Orient ohne Islam nicht denken. Es ist, als hätte diese Religion alles Innerliche an sich gezogen, das einst in den Kulturen der alten Welt vorhanden war, delphische Versenkung, zusammenschließende Macht des Einheitsglaubens.

Jüngere Türken, die im Westen studiert und Häckels Welträtsel gelesen haben, betreten heutzutage die Moscheen

nur noch, weil sie zugleich das Gemeindehaus des Stadtbezirkes sind und weil dort das einfache Volk die scharfen Worte hört, die gegenwärtig von den Unzufriedenen über die Bonzen von Dolma-Bagtsche gesprochen werden, jene alten Staatsmänner und Exzellenzen, die mit Paris und London verhandeln und um ihre Einkünfte zittern. Eine solche Stimmung, unzufrieden bis zum Aufruhr, war den Alten fremd wie die Gedichte, Satiren und Plaudereien der jüngeren Literaten, die mit den theologischen Grübeleien ihrer Vorväter gebrochen haben und deren kleine, auf Glanzpapier gedruckte Zeitschriften mit ihren Illustrationen den koketten Typus der neuen Türkin bilden, oder wie die Untersuchungen über das Wesen der Religion in den neuen Veröffentlichungen der Moslem-Akademie.

AN DER VON GRÜNEN ABHÄNGEN UMSÄUMTEN Spitze des goldenen Horns liegt Ejub. Es ist ein versprengter Stadtteil, ein Dorf, eine einzige Straße, ein fast unberührter Rest. Die Gasse besteht nur aus ein paar schmalen reinlichen Läden; hier sind die mit Nüssen, Zimmt, Muskat, Rosinen und Henna gefüllten Schalen der Gewürzverkäufer, die aus bemalten Spähnen hergestellten Puppen und Schiffchen der Spielwarenhändler, die offene Werkstatt eines Steinmetzen mit ihrer Menge von bretterähnlichen, vom mehlweißen Kalkstaub bedeckten, unfertig hingelehnten Grabstelen, deren zierliche Ornamente, Ranken, Turbane und Laubgewinde noch dieselben sind wie jene, die seit Jahrhunderten das Grab der Muselmänner schmücken. Zwischen den Buden der Handwerker bewegen sich Fuhrwerke, Fußgänger und Schafherden. Aus der offenen Tür einer kleinen Speisewirtschaft, deren Wände mit gelben Plakaten, alten Zinntellern, kalligraphischen Sprüchen und gläsernen Sultansbildern geschmückt sind, weht der angenehme Geruch von gerösteten Fleischstücken. Nicht weit von der von bunten Nachen umgebenen Landungsstelle des Lokaldampfers steht, neu erbaut und nüchtern, eine Knabenschule mit ihrer schmucklosen Miniaturmoschee. Aber ein halbzerfallenes Mausoleum, ein entzückendes Bauwerk der türkischen Renaissance in einem Gärtchen, das in Blüten schwimmt, ist der wirkliche Anfang dieser Gasse. Und sie führt geradewegs in den Torbogen der stolzesten Moschee, die der Eroberer Konstantinopels dem Andenken eines Fahnenträgers des Propheten errichtete.

Unter den Torbogen haben Briefschreiber und Händler ihre Tische, in der Mitte des weiten, mit Steinplatten bedeckten Vorhofes steht ein schöner kioskähnlicher Brunnen mit niedrigen Stufen für die religiösen Waschungen; unter silbergrauen noch unbelaubten Platanen spaziert ein zahmer Storch mitten in einer Schar von perlgrauen Tauben. Prächtige Grabdenkmäler mit vergoldeten Gittern, mit grün oder rot gefärbten Flächen und fliegenden zarten Schriftzügen, bilden den Anfang eines riesigen Friedhofes, dessen zusammengedrängte Steine sich in einer Wildnis von Zypressen, Immergrün, Efeu und dunklen Frühlingsblumen verlieren. Der innere Vorhof ist ein Durchgang zwischen den Säulen der Moschee und einer mit schimmernden blauen Kacheln bedeckten Wand. Er ist von vierhundertjährigen Platanen ausgefüllt. Die starken Bäume sind von einem niederen Gitter umgeben, ihre Äste wachsen zu einer einzigen prachtvollen Krone zusammen. An dieser blauglänzenden Wand stehen einzelne Beter vor den Luken der Grabkapellen. Man sieht im Halbdunkel der Gewölbe die von enormen Kerzen umgebenen, unförmigen, von Seidenstoffen und Brokaten bedeckten Katafalke. In einer dieser Kapellen befindet sich eine von Ehrfurcht stumme Gruppe von Besuchern. Es sind Frauen. Der Sakristan erklärt ihnen die Heiligkeit des Ortes und vollzieht eine magische Handlung: er ergreift eine aus klappernden walnußgroßen Holzstücken bestehende Kette, einen riesigen Rosenkranz, und läßt sie mehrmals über die Gestalten der Frauen und über die Kinder, die sie auf den Armen tragen, heruntergleiten.

Draußen stehen als Zuschauer indische Soldaten. Sie sind neugierig, aber sie wagen diesen engen Raum nicht zu betreten. Sie tragen Turbane aus straff gespanntem hellbraunem Leinen mit einer metallenen Spitze, ihre Haltung ist von einer Würde, die ihrem militärischen Anzug nicht widerspricht. Der stattlichste dieser Männer trägt einen

blauschwarzen Backenbart, der zu glänzenden Locken gerollt und schmal wie eine Kinnkette ist. Nichts erscheint mir rätselhafter als diese Inder in ihrer unauffälligen strengen Gepflegtheit und in der schweigsamen Schüchternheit, mit der sie sich überall in der Stadt bewegen. Vielleicht sind sie so schweigsam, weil sie nur der Sprache ihrer fernen Heimatländer mächtig sind. Aber sie scheinen diese Stadt zu lieben. Unvermutet begegnet man ihnen in allen wirklich anziehenden Gegenden der Stadt.

Ob sie jemals wieder aus der Stadt verschwinden werden? Ob auch diese slawische Völkerwanderung wohl jemals wieder in ihre Heimat zurückströmen wird? In diesen Massen sind Existenzen, die ein Herrenleben gewöhnt waren und sich jetzt mit stoischer Ruhe unter das Joch der Armut fügen. Viele sind für den vulkanischen Boden Konstantinopels wie geschaffen; ihre Anpassungsfähigkeit, ihre Zähigkeit, ihr Erfindungsreichtum ist unbegrenzt. Es hat immer etwas Unwürdiges, von Menschen, auch von den Massen, wie von Wesen zu sprechen, deren Instinkte und Bewegungen sich berechnen lassen. Es gibt Fälle, wo solche Berechnungen nicht stimmen. Von diesen Hunderttausenden der Flüchtlinge werden zuerst jene verschwinden, die der grausamen Auslese des Elends zum Opfer fallen. Dann die anderen, die ihre Wanderung fortsetzen, die vielleicht einmal nach Rußland heimkehren. Aber viele werden in Konstantinopel bleiben und den Stempel unverwischbar machen, den sie der Stadt jetzt aufgedrückt haben. Aus Dalny und Port Arthur ist das Russentum verschwunden ohne eine andere Spur zu hinterlassen als steinerne Kirchentürme und flache Eisendächer. Hier wird es anders sein. Denn Konstantinopel ist gleichsam das Schwemmgebiet aller russischen Ströme, die nach Süden führen, es ist das Holland dieser Ströme, es wird durch den slawischen Schlamm fruchtbar gemacht. Kein Anerbieten zur Auswanderung

nach Brasilien, keine Einladung, auf dem Boden Serbiens die Änderungen abzuwarten, wird die Russen bewegen können, sich aus Konstantinopel gänzlich zu entfernen. Eines Tages werden auch ihre Kirchen und ihre Theater hier entstehen, genau wie ihre Artels, ihre großen Genossenschaften, ihre kleinen Teestuben. Die kirschroten Abende und der märchenhafte Umriß der blau hingestreckten, von Minarets übersäten Anhöhe von Stambul davor wird bleiben, auch wenn diese Stadt einmal aufgehört hat, türkisch zu sein. Die russische Flut wird ein Beitrag sein im Mischkrug dieser Weltstadt, die auf die Dauer die Herrschaft irgendeiner einzelnen europäischen Regierung unmöglich macht. Dann aber kann sie nur eines unter jenen anderen neuen übernationalen Gebilden sein, die an allen großen Strömen und Häfen des Festlandes im Entstehen sind, um der Welt das Beispiel einer neuen politischen Form zu geben. Die Griechen träumen vom Besitz dieser Stadt; aber sie sind, um einen herzhaften Kern, eine oberflächliche Nation, die nicht ausreicht, um diese Stadt zu bewältigen. Sie ist die erste im Kranz der herrlichen Häfen, die das europäische Festland vom Schwarzen Meere bis zum Bottnischen Meerbusen umgeben. Es ist die Bestimmung dieser Städte, für alle da zu sein.

Meine Begegnungen in dieser Stadt waren wunderbar verknüpft. Das freundliche Nicken eines Imam im Eingang einer Moschee, ein paar Worte mit einem Burjäten, das ernste Auge eines Inders, das Bäuchlein eines Franzosen, die graue Magerkeit der Russen, ein amerikanisches Gespräch, das Blinken einer Offiziersmütze, der freudlose Eindruck eines Handelshauses, das in ein einziges Paßbureau verwandelt und von armseligen Gestalten umlagert ist, das alles hat mir mehr gesagt als viele Erklärungen. Begegnungen mit Unbekannten, Händedruck von Leuten, die ich nie gesehen habe und nie wiedersehen werde, unvermutetes

Wiedersehen mit Leuten, deren Bild ganz flüchtig eines Tages auf der Netzhaut war, und doch stürzten sie im Straßengewühl wie alte Bekannte auf mich zu. Sie schienen nur da zu sein, um sich mir vor ihrem endgültigen Verschwinden nochmals in ihrer Alltäglichkeit einzuprägen. Auf der Straße grüßte mich der kleine athenische Geschäftsreisende, mit dem ich vor ein paar Wochen zwischen Valona und Korfu auf dem Schiffe fuhr, jener Mann, der von der Grenzwahe in den albanischen Bergen erzählte, der aus Mailand kam und von Ali Pascha und den Griechensfrauen sprach. In einer Hafengasse von Galata eilt ein Mensch auf mich zu und fragt mit schallender Stimme, ob ich denn meinen Paß zurückbekommen habe. Es ist jener Rumäne, der seit Salonik mein Kabinennachbar war, ein wahres Galgengesicht; es stellt sich heraus, daß es auch diesem Menschen verboten war an Land zu gehen, vielleicht ist ein Steckbrief hinter ihm; ich habe Mühe ihn los zu werden. Nach der ersten Nacht, die ich im Hotel verbrachte, klopft es an die Tür, und jener kleine Ungar, der sich auf der Neuen Brücke von mir verabschiedet hatte, um Arbeit zu suchen, steht vor mir. Es ist wahr, ich habe versprochen ihm zu helfen, wenn er nicht weiter wisse, denn er spricht keine von jenen Sprachen, deren er bedarf, um mit Herbergswirten, Schiffsagenten, Arbeitgebern und Paßbureaus in dieser Stadt fertig zu werden. Diesem Menschen flößte die von Arbeitslosigkeit und Elend starrende Stadt etwas wie Todesangst ein; er sah an den Lumpen und am Gesichtsausdruck der Leute die Gefahr, die ihm drohte, und er wendete sich zur Flucht. Die Franzosen haben ihn ausgewiesen weil er ein Ungar ist. Mögen sie ihm auch das Reisegeld geben, seine Taschen sind leer. Ich will mit ihm jenen Offizier aufsuchen, der ihm seinen Paß zurückgegeben hat.

Und ich stieg mit dem Ungar nach Galata hinunter.

Zuerst besorgte ich meine eigene Paßangelegenheit, die Feiertage waren vorüber. Ich war den fünften Tag in der Stadt; ich war bereit abzureisen. Ich fand den englischen Offizier, mein Paß war zu einer höheren Behörde gewandert; man versprach mir Bescheid für den nächsten Tag. Jetzt gingen wir zu den Franzosen. Es war der junge Offizier mit dem Monokel; er tat über unsere Kühnheit erstaunt; in die Enge getrieben, berief er sich darauf, daß der Kommissar den Fall entschieden habe; es sei nichts zu machen. Vielleicht haben Sie die Güte, dem Kommissar den Fall noch einmal vorzutragen. — Nun gut, ich sehe, daß Sie keine Verbrecher sind, gehen Sie aufs holländische Konsulat. Wenn man Ihnen dort nicht hilft, kommen Sie wieder. Wir finden die Mittel vielleicht durch eine kleine Requisition. — Ich weiß nicht recht, was unter einer kleinen Requisition zu verstehen ist. Aber es scheint mir nun, der Ungar ist gerettet. Vielleicht kann er mit mir zusammen abreisen.

Die seltsamste Begegnung hatte ich am letzten Tage. Es war auf der gewundenen Straße von Pera, die den Hügel hinaufführt, ich stand am Eingang einer der vielen Seitengassen, um das von ungeübter Hand geschriebene Aushängeschild eines Instituts zu betrachten, dessen Bezeichnung mich interessierte. In diesem Augenblick bekomme ich einen Rippenstoß, ich drehe mich um und sehe in das durchfurchte Gesicht eines grauhaarigen hochgewachsenen Mannes, der wie alle Russen hier in einen abgetragenen Anzug gekleidet ist, mit grauem Halstuch, flacher Mütze. Dieser Mann sagte zu mir in einem münchenerischen Ton: „Ja, was machen Sie denn hier?“ — Es war Herr v. S., ein Maler, der vor dem Krieg viele Jahre in München gelebt hatte. Seit dem Frühjahr 1914, als ich ihm zum letztenmal begegnete, hatte ich ihn nicht gesehen. Genau sieben Jahre waren vergangen. Ich hatte gehört, daß v. S.

als Russe im Anfang des Krieges mit seiner Frau, einer Schweizerin, Deutschland verlassen hatte. Dann hatte ich von heimgekehrten Kriegsgefangenen vernommen, daß ihnen durch diesen Mann in Tiflis viel Gutes erwiesen worden war. Der Strom der Flüchtlinge hatte auch ihn nach Konstantinopel gespült. Hier saß er fest, und er arbeitete zusammen mit einigen Freunden an diesem Institut, vor dessen Schild ich stand.

Wir trafen uns am späten Abend wieder und besuchten das Institut. Es bezeichnete sich als Institut für die harmonische Entwicklung des Menschen. Nichts Geringeres. Es war im Erdgeschoß eines labyrinthischen Hauses, das von Russen wimmelte. Ich lernte den Leiter der Schule kennen, einen Kaukasier, der auf jahrelangen Wanderungen in den Gebirgsländern des inneren Asiens die Klöster besucht und die Kulte, Tänze und Wissenschaften der Mönche kennen gelernt hatte. Dieser Mann behauptete, daß nicht Indien die Heimat der Wunder sei. Er sprach von den Hochländern des Pamir, die der Westen kaum ihrem Namen nach kennt und von deren Merkwürdigkeiten die Forscher nicht müde werden zu erzählen. Ich sah die Tänze, die hier in dem dürftigen, mit schwarzen und weißen Steinplatten belegten Saal von seinen Schülern geübt wurden, es waren kaum einige Dutzend Männer und Frauen. Am Klavier saß ein Professor der Petersburger Musikakademie, dessen Name in Deutschland bekannt ist. Er spielte zu den Tänzen orientalische Weisen, seltsam in ihrer Melodik und ihrem rhythmischen Sinn. Unter den Schülern war ein Petersburger Arzt, der im Begriff war, sein ganzes Schulwissen für das Studium der tibetischen Medizin mit ihrer Kenntnis der Säfte, der Heilgifte und der Einwirkung gewisser ins Sakrale erhobenen Körperübungen dahinzugeben, Dinge, von denen ich selbst einmal in den Klöstern um Kobdo und Uljassutai unverständliche Proben

gesehen hatte. Hier sah ich Tänze wie sie in den esoterischen Schulen von Tschitral, bei den Mönchen von Mazar in Afganistan und in der Oase Keri üblich sind, Turnübungen, bestimmt zur Weckung der Willenskräfte, des Gehörs, des Gedächtnisses und zur Stählung des Muskelkörpers, die nichts anderes waren als eine Art der Joga. Was sind die berühmten Übungen des Ordens Jesu oder auch das preußische Exerzierreglement anderes als Übungen einer Joga, die aus ungeschlachten Menschen die feinsten und kräftigsten Werkzeuge großer Gedanken macht? Zu den Lehrgebieten dieses Instituts gehören Vorträge aus der Überlieferung asiatischer Schulen über religiöse Mythen, über den Rhythmus, über das Gesetz der Oktave, über die Zahlenwissenschaft und was sonst der Kabbala und den magischen Künsten verwandt ist. Man lernt hier eine Deutung der sonderbaren Steindenkmäler, jener Dolmen, die sich wie ein riesiger Gürtel aus dem Innern Asiens durch den Kaukasus, Südrußland und Polen, über die norddeutsche Heide nach Skandinavien und England erstrecken, die in der Bretagne, in den Pyrenäen, in Nordafrika zu finden sind und ihren Kranz in Ägypten schließen, geheimnisvolle Zeichen vergessener in Astronomie und Erdkunde vielerfahrener Menschen aus baktrischer und atlantischer Frühzeit. Und ich sah mich hier wie vor der Lösung einer Frage, die mich seit Olympia und Delphi beschäftigt hatte: der Gedanke, daß jener Verknüpfung von Götterverehrung und Naturergründung, von Tempeldienst, Völkerlenkung und Bankwesen, von Gymnastik, Heilkunst und Orakel, von Plastik, Malerei und Tragödie an den heiligen Stätten Griechenlands etwas Verbindendes zugrunde lag, eine verloren gegangene tiefere Einheit, die das Leben der Menschen bestimmte, und daß diese Einheit, dieses schöpferische Gleichgewicht nichts Geringeres war als die Herkunft aller Maße und Harmoniegesetze. Die Menschen, die sich hier

unter diesem Lehrer zusammengeschlossen haben, sind Entwurzelte und Neuwurzelte; jeder einzelne von ihnen steht tagsüber im Kampf ums Dasein, nicht einer von ihnen verfügt über die Mittel, um sich einem Studium, das alle Anstrengung erfordert, wie einem Luxus hinzugeben; Schwärmererei und Wichtigtuerei, die gewisse esoterische Schulen in den Ländern des Westens begleitet, liegt ihnen fern; gegen die mit Kräften geladene Sprache ihrer Tänze ist alle bloße rhythmische Gymnastik ein Lämmerhüpfen. Was diese Leute treiben ist aktive Mystik, die sich manchem überlegen fühlt und sich stählen möchte, sich eines Tages der leergewordenen Kulte, der Theater, der Kirchen, der großen seelengestaltenden Schulen zu bemächtigen. Hinter ihr drohen die Zauberflammen, die Hexenkräfte, die teuflischen Fratzen der Dämonen, leuchten aber auch die sanften strahlenden Gewalten der Götter, naht ein orphisches Singen, das auf den Delphinen des Meeres reitet. Lange in der Nacht, bis über der asiatischen Küste jenseits des Bosphorus der Morgen dämmerte, ging ich mit dem Freunde durch die einsamen Straßen von Schischli. Wir sprachen von Deutschland, dessen unterirdische Strömung mit ihrer wachsenden Skepsis gegen den erstarrten Betrieb der Fakultäten, mit ihrem Suchen nach dem Ausdruck tieferer Erkenntnisse, die heute noch dämmernd und unzusammenhängend sind, diesen Dingen wie vielleicht in keinem anderen Lande entgegenkommt. Ich war aus Deutschland weggegangen, um mich von der Atmosphäre von Pessimismus und Okkultismus zu erholen, die den geistig Arbeitenden zu ersticken und in unbekannte Strudel hineinzuziehen droht. In Griechenland glaubte ich Spuren gefunden zu haben, die uns dem Mythos neu verbinden und auf den Sinn der verschollenen Mysterien hinweisen, deren gänzliches Erlöschen das heutige Europa aus den Fugen zu reißen droht. Hier nun wieder schlug mir delphische

Luft entgegen. Eine Rückkehr des Ostens nach dem Norden scheint sich zu vollziehen. Es ist als suchten die versprengten Dinge ihren Ursprung. Ohne die letzte innere Einheit aller Religionen und Kulturen wäre jede Vorstellung der Internationalität eine Lächerlichkeit.

Ich stand am nächsten Mittag auf dem Schiff und erwartete den Ungarn. Ich war bereit ihm das Geld für den Schiffsplatz zu leihen, er hatte das Angebot noch nicht annehmen wollen, er wollte erst alle anderen Mittel versuchen und war noch einmal in die Stadt gegangen. Sein Schließkorb stand beim Schiffsagenten, er selbst aber kam nicht. Ich weiß nicht, was ihm widerfahren ist. Vielleicht hat er Arbeit gefunden, vielleicht hat irgendeine pedantische Behörde ihn festgehalten. Das Schiff fuhr ab. In der oberen Klasse waren Italiener, Amerikaner und Türken, in der unteren eine Menge Russen, unter ihnen ein Maler, der nach Mitra reisen wollte, jenem byzantinischen Pompeji nah bei Sparta, um die Kunst der mittelalterlichen Heiligenmaler zu studieren. Auch ein paar junge Leute waren an Bord, Freiwillige für das griechische Heer, und zwei deutsche Nachzügler, versprengte Matrosen von der Göben. Sie hatten vom Orient genug. Wie kann man je vom Orient genug haben? Ist er nicht ein unerschöpflicher Brunnen? Sind nicht die Sonnenenergien, die er ständig zu neuen Gestalten formt, Quellen geistiger Kräfte, die wohltun wo immer sie uns bestrahlen? Als sich das Schiff vom Ufer löste, winkte aus der Menge mein Freund, ich sah sein in den Kriegsjahren grau gewordenes Haar und in seinem faltigen Gesicht jenen Ausdruck von Leiden und Wissen, der mich erschreckt hatte, als ich ihm gestern in der Gasse von Pera plötzlich gegenüberstand.

DIE GEDANKEN AUF DER SEEREISE WERFEN ihre Fäden wieder nach Deutschland. Das Gesicht wendet sich dem Ausgang entgegen. Eines Abends ehe ich diese Reise antrat war ich bei dem Brahminen. Er hatte keinen Rat zu geben, keine Warnung auszusprechen; es genügt, Ersehntes nicht durch Gewalt herbeizuziehen, im Keimhaften aufzugehen. Dunkles liegt über der Reise nicht, Lästiges vielleicht, wie es der verstörten Zeit gemäß ist, doch Begegnung mit Menschen, die für später wichtig werden. — War es diese Begegnung von gestern? Ich weiß es nicht. Winziges Ereignis ist diese Reise, wie das Wachsen und Sichkrümmen eines Pflanzentriebes, der aus dem Boden emporstieg und zum Boden zurückkehrt. Die Liebe zur Welt, zum Zufälligen, zu den Scheindingen ist Freude und Führung genug. Aber auch eine innere Führung ist da, in ihr ist der wirkliche Weg. Der Mensch versucht das Unsehbare, und immer wieder versucht das Unsehbare ihn. Die Dinge, an denen wir vorübergehen, erfüllen irgendwie an uns das Gesetz ihrer Sichtbarkeit; im Zusammentreffen mit der hingetragenen Bewegung wirken sie sich aus, das Kommen des Menschen ist immer der Todeskeim des Sichtbaren, es macht, daß das Unsehbare in ihnen die Träume ausströmt, aus denen sich die Wolke bildet, der unendliche Berg des neuen Lebens.

Die Planken des Schiffes und die Schienen der Bahn werden mir nun zu Gleitflächen für den Abstieg. Ich überlasse mich dem Schwergewicht, fast mit geschlossenen Augen sinke ich durch die letzten fremden Regionen. Auf dem

Schiff ist die Menschheit vielgestaltig, in Parteien zerspalten, flüchtiges Sinnbild der Völker. Ich denke an Deutschland, das zerrissen und erstarrt ist in winterlicher Traurigkeit, mit schneebedeckten Furchen, in denen die Saat schläft, ernstes Land, das die Sünde der Welt trägt. Die nationalen Probleme sind ungelöst geblieben, die sozialen ebenfalls; der große Versuch zur Lösung der nationalen Fragen war der Krieg, der Versuch zur Lösung der sozialen Frage war die Revolution, und schon zeigt sich in tausend Glutpunkten die Folge der Ungelöstheit beider, das religiöse Suchen, die Frage nach dem Sinn. Melancholisches Jahrhundert, das monomane und maskenhafte Menschen hervorbringt, Jahrhundert der Wiedergeburten im rasenden Ablauf, denn ein neues Äon steht vor der Tür. Dem einen ist es bestimmt, als ein Fährmann, fast ein Mönch, seine Tage zwischen zwei Meeren zu verbringen; mir ist es bestimmt, aus dem deutschen Gehäuse in das Getriebe zu schauen, mit dem Auge der Liebe und der Ironie. Überall sehe ich die Menschen mild und anspruchslos, ich sehe das Leben der Völker auf ihrem eigenen Boden, angefüllt mit den alltäglichen und festlichen Dingen, aber auch ein Erwachen in allen.

Wunderliche Entdeckung, daß wir Deutsche überall Freunde haben, während doch das Schicksal auf uns liegt wie ein Grabdeckel. Die in Konstantinopel unsere Freunde waren, sind es, fast herzlicher noch, geblieben. Zuweilen geschah es, daß mich Türken oder Russen kannten. Die Gespräche beschränkten sich dann nicht länger auf Höflichkeiten. Den einfachen deutschen Soldaten haben die Türken in Erinnerung, sie fanden ihn tapfer menschlich und taktvoll. Sie sehen jetzt in ihren Straßen die anderen Soldaten, den englischen, der steif und rothäutig hoch wie ein Stock und unumgänglich ist; den französischen, gutmütig, unsauber, leicht berauscht. Russen sprachen von den Deutschen mit Bitterkeit, beinahe wie man unter Judenfeinden von den Juden

spricht. Andere sprachen von den Deutschen wie vom starken Trost, der alles Letzte bringen wird, den Aufruhr und den Frieden. Russische Weißgardisten erwarteten von Deutschland den befreienden Schlag, nichts weniger als die Ausstoßung der Juden in ein Land zwischen Euphrat und Nil. Juden in Salonik sprachen ebenfalls von Deutschland mit einer zuversichtlichen Hoffnung, sie nannten es unter den Völkern das hausväterlichste, das ehrenwerteste; diese Juden haben unter ihre früheren Sympathien einen Strich gezogen; sie kaufen mit ihren Markguthaben, die einen Augenblick allen Wert zu verlieren schienen, deutsche Waren und fühlen sich belohnt. Es ist als lebe in allen Völkern ein Bedürfnis für irgendein anderes eine Sympathie zu haben; sie schauen um sich und finden außer ihnen nur zweierlei: die andern und die Deutschen. Die Gründe ihrer Sympathie sind überall verschieden, es sind wirtschaftliche, wo das Denken sich im Wirtschaftlichen bewegt, es sind soziale, wo die künftigen Konflikte vorausgesehen werden, zuweilen sind es politische Gründe, zuweilen auch Gründe der Menschlichkeit und der geistigen Erwartung. Es ist nur als lebe tief in allen Menschen ein unbestimmbares und unverwischbares Gefühl für Gerechtigkeit und Gleichgewicht. Die Weisheit steckt zuweilen in närrischen Äußerungen und fast stets erschreckend. Italiener, die Ferraris Geschichte Roms gelesen haben, sagten ruhig, daß Deutschland gezwungen war, aus wirtschaftspolitischem Zwange Krieg zu führen; sie nehmen diese Gründe auch für sich in Anspruch. Wenn sie dann verkündeten: in zwanzig Jahren werden wir mit euch zusammen nach Paris marschieren, Italien wird dann soundso viel Millionen Einwohner haben, Frankreich die Hälfte — dann erkannte in dem Fremden, der so redete, der Deutsche ein Stück seiner eigenen Vergangenheit und lächelte rein unwillkürlich. Ich fand Griechen, die das frühere Deutschland vergötterten, sie

sprachen klug von den Fehlern der Deutschen, ihrer Rechtshaberei, ihrer Uneinigkeit und ihrem geringen Sinn für das Wirkliche, und hoben hervor was sie auszeichne, ihr Können, ihren aufs Ganze gerichteten Geist. Ich fand andere Griechen, spitz, berechnend und mißtrauisch gegen die Starken, mißtrauisch auch gegen die junge militärische Stärke ihres Landes und keineswegs mehr frei von einem zwiespältigen und kritischen Verhältnis zum modernen Staat. Es war als witterten sie in Deutschland etwas von der europäischen Zukunft, die sich erst durch das Tragische erhellt. Unter allen aber stand der Russe, auch der grauhaarige, als das Kind der Phantasie; träumend von der Brüderschaft aller Menschen und vielleicht im selben Augenblick ergriffen von den gewaltigen russischen Heeresmassen und Kriegsflotten der Zukunft, von Kruppschen Waffenfabriken am Ural, von einem Bündnis der weißen, gelben und braunen Völker zwischen den östlichen Ozeanen bis an den Rhein, und vom Ideal des neuen Menschen, der drei Vollkommenheiten in sich vereinigt, nordischen Körper, russische Seele, indischen Geist.

Ich fuhr durch Mazedonien. Die Wardarebene war grün, ihre Bäume blühten im reißenden Frühjahrswind; das Land war friedlich, seine verbrannten und zerschossenen Gehölze, in Gebüsch versunken, standen in gepflügten Äckern, die schwarzen Büffel standen im Schlamm des Flusses, noch war in den Hecken braunes Drahtgeflecht. Herzbeklemmender Übergang durch Stachelwälder, durch öde Streifen, durch die Kontrolle der Zöllner. Serbische Soldaten liegen den griechischen gegenüber und sagen: Jene sind Hasen, wann gehen wir nach Salonik? Nur drei gute Soldaten gibt es in der Welt: der Serbe, der Russe und der Schwaba. — Auf kahlen Felsabhängen liegen weiße dichte Holzgespinste. Es sind Grabkreuze. An der Bahnstrecke sind Felsenhöhlen, Felsengänge, Denkmäler aus Fels mit dem Eisernen Kreuz.

Unendlich ödes Gebirge, bestreut mit Skeletten. Dunkle Nacht im schleichenden, knirschenden Eisenbahnzug, Kerzenstumpf, dessen düsteres Flackern schlafende Männer auf zerlumpten Polstern beleuchtet. Zwischen dumpfen Geschäftsleuten sitzen höfliche Muselmänner; ein junger Beamter, Unterpräfekt des Landkreises, steht am zerbrochenen Fenster und singt in die Nacht hinaus, er hat im Kriege die Flucht über die albanischen Berge mitgemacht, er war Verwaltungsoffizier in Nordafrika. Wir sitzen später in der Dorfschänke irgendwo bei einem nachtdunklen Bahnhof, vor dem der Zug wartet und bewirten einander in balkanischer Gastlichkeit. Die Nacht in Üsküb verbringe ich am Holztisch einer Kneipe; zwischen Gläsern, Tassen und Tellern liegen Köpfe auf den Tischen und schnarchen, das Bild des rot uniformierten Königs schaut von der Wand. Am andern Tag geht sacht das gebirgige mazedonische Land in grüne serbische Landschaft über. An den Stationen sind Bauern, die zappelnde Lämmer feilbieten, Schüsseln mit gebratenem und fetttriefendem Schweinefleisch, Krüge mit sauersüßem Getränk, Wallnüsse und Brot, Eiertorte locker wie Zunder. Zigeunerbanden begrüßen den Zug und marschieren als Musikkapelle Trinkgelder sammelnd am Zuge hin. Judenfamilien mit samtgekleideten dicken Frauen sind auf der Reise, bäurische Offiziere, englische Rote-Kreuz-Schwester in Schaftstiefeln und Khakiröcken zwischen Landvolk ausgestreckt, geschwätige Lehrerin; alter Mann mit freundlichem Graubart. Die Scheiben des Zuges sind zerbrochen, die Polster zerschabt, die Wagen unbeleuchtet und klebrig; sie sind vom Krieg zusammengewürfelt, von allen Bauarten, am Untergestell die Stempel der Waggonfabriken von Budapest, Nürnberg und Brügge. Langes Verweilen auf dem Bahnhof von Nisch, Kreuzungspunkt der Schienenwege, ländliche Stadt mit zerfallenen Moscheen, mit Herden von Eseln und Pferden auf den Feldern. Jetzt zerfallen die mär-

mornen Moscheen zu Stambul wie einst die Tempel von Delphi; die armen weißgetünchten Moscheen von Salonik, von Gewgeli und Nisch zerfallen noch rascher. Sie werden baufällig in ihrer grünen Feuchtigkeit.

Langwierige Annäherung an Belgrad, Fahrt über Dämme und weite Brücken, hartes Gedräng auf dem Bahnsteig, stauende Kontrolle der Menschen und der Koffer. Umgebung des Bahnhofs mit lagerndem Bauernvolk auf dem Pflaster, Gasthofzimmer. Lange Straßen auf dem Hügelrücken durch die weitläufige Stadt, inselhaft emporsteigende Großstadt aus bäuerlicher Vergangenheit, derbes Stadtleben, Wirtschaften, in denen ein Behagen an Pfefferfleisch, an glühendem Landwein und pflaumenduftenden Schnäpsen das Blut entzündet; der weiße Himmel ist durchweht von der lebensfrohen Luft des Stromes. Unten am Ufer ruhen die Barken. Belgrad ist im Trotz gegen Wien groß geworden, aber auch in der Nachahmung. Trotz oder Nachahmung, diese weiße Stadt unterliegt dem Wesensgesetz, das für alle Städte der Donau gilt. Sie ist jetzt Hauptstadt eines neuen Königreiches, das weit nach Westen ausgreift, wohl sind dort ältere Städte mit fertigen und überlieferten Einrichtungen, aber niemals wird sich die serbische Stadt den Vorrang nehmen lassen. Schon am andern Ufer der Donau beginnt der kroatische Teil des Staates, aber das einzige Zugeständnis an die Kroaten ist die Verlegung der Beamtenwohnungen und Regierungsstuben auf jenes andere Ufer in das katholische habsburgisch gewesene Semlin.

Auch der Nachtzug nach Agram ist unbeleuchtet, aber er schießt schnell seinen Weg. Agram, besonnter Marktplatz mit den Reihen der blonden, weiß und rot gekleideten Bäuerinnen, mit der alten römischen Kirche auf dem Hügel; in den krummen Straßen hinter glänzenden Scheiben das Wiener Kaffee, das Theater, das Hotel und die modernen hohen Häuser an den Anlagen; weit auseinander, die Stadt

umfassend, die Bahnhöfe. Irgendwo, auf einer dörflichen Station in grünen reichen Tälern zwischen Agram und Eisenbruck steht der Zug. Weiter Himmel, der sich silbern lichtet. Wo ist Gott ganz durchgedrungen? Einst, in jenem vorplatonischen Griechenland? Strahlte er dort wie die Sonne, die ohne Wolken ist? Jetzt nach einer Viertelspanne dieses Äons reist ein Mensch dorthin, den Nachglanz zu suchen; er ist auf der Heimkehr, unbefriedigt, doch gestillt. Trümmer und Kräuterflächen, Felsen, durchsonntes Wasser, ein paar lärmende Handelsstädte, das ist Griechenland, aber unter ihm der gewaltige Nachglanz. Gott verwirft die Siege der Seinen und läßt die Ungläubigen ihres Sieges froh werden.

Hier ist ein anderes Land. Grasiger Boden, bewölkter Himmel, Laublandschaft der heimischen ähnlich, ein Volk, das bäuerisch und dem Erhabenen fremd ist. Ich habe in Belgrad mit einigen Männern gesprochen. Man begreift in diesem erwachten Teil von Europa die Mächte von Rom und Byzanz, die unsichtbaren Königreiche über den sichtbaren, deren heimliche Grenze den Leib des neuen Königreichs inwendig durchzieht. Man begreift in diesem Slawenlande die Bedeutung der römischen Kurie, der starken alten italienischen Macht. Die Vorstellung von Rom ist hier wesentlicher, gröber als bei uns. Der Deutsche erliegt noch immer dem Zauberglanz des Reichsgedankens, die römische Bindung des Germanentumes hat sich eine Form der Romantik geschaffen, die in Recht und Frömmigkeit und Kunst hineinwirkt; sie ist etwas, das nicht leben und nicht sterben kann, möge es endlich leben oder sterben! Wieviel Zeit wollt ihr dafür? Ein Jahrhundert? Nehmt es hin.

Es gibt auch eine slawische Romantik, sie lebt in diesem Königreich, sie ist auch dort ein Etwas, das nicht leben und sterben kann ehe nicht ein Übergewicht eintritt. Sie lebt in dem schönen und weiträumigen Laibach, das schon der

italienischen Sonne nah ist; die Gassen hier zu Füßen des felsgetragenen Schlosses erinnern an Ravensburg das schwäbische, aber die slowenischen Aufschriften an den Häusern, die Schwarzröcke vor dem Seminar, die Marktbuden mit den Speckseiten, die altösterreichischen Gaststuben, die schmalen Trafiken, die serbische Briefmarken verkaufen, zeigen ihr Eigenes. Der Gegensatz zu Belgrad ist durch die Sprache und die Freude an der gewonnenen Einheit ausgeglichen; wohl besteht ein Gegensatz zwischen den orthodoxen Serben und den Kroaten und Slowenen, die römisch sind; noch schwieriger würde die Einigung werden, wenn die Bulgaren hinzukämen, und sie gehören hinzu, sie streben in den Bund. Das lehrt begreifen, warum im heutigen südslawischen Staat alle Einflüsse im zentralistischen Planeten stehen und nicht im föderalistischen, in dem mehr Friede und Zukunft liegt; so daß die innere Politik dieses Staates etwas drückend ist. Man hat für die zentralistische Idee auch die Mohammedaner gewonnen, man hat den bosnischen Begs einige hundert Millionen Denar gegeben, eine Art Ablösung des Steuertributes ihrer Untergebenen. Alle diese Dinge sind in Übereinstimmung mit dem Geist der Zeit, der unbeirrt auf Gewalt und Vormacht gerichtet ist. Das Problem des südslawischen Staates ist ein wenig dem tschechischen ähnlich, auch dort entbrennt im stillen der Kampf zwischen Abend und Morgen, die Herrschaft Roms ist auch hier das kostbarste Objekt der westlichen turmbauenden Politik geworden, der Osten aber stützt den Gedanken einer breiten Gemeinschaft, die der Westen leugnet. Auch auf diesem Boden entbrennt zwischen Ost und West der Kampf. So ist zwischen Deutschland und diesen jungslawischen Ländern eine Nachbarschaft im Schicksal.

In dem roten Trambahnwagen sind Arbeiter, kleine Leute, die an ihr Tagwerk eilen. Ich fahre durch das früh er-

wachte Wien. Bis zum Abend habe ich Zeit, ich steige die steilen weißen Treppen des Hauses in der Gluckgasse hinauf, dort finde ich bei seinen Büchern, Karten und Apparaten den Freund. Gespräch im Hintergrunde einer kleinen Kaffeewirtschaft; wir treffen mittags am Kärtnering die anderen Freunde. Sie sitzen auf grünen Plüschsofas vor dem neusilbernen Geschirr, zanken und trinken Sliwowitz, sie erörtern zum hundertsten Male den Plan, von Wien wegzugehen, ringsum sitzen Menschen, die von der Zeitung leben wie der Opiumraucher von seiner Pfeife; es ist ein Gegensatz zu dem Gesicht der älteren Stadt; diese guten, behaglichen Gassen sind ein wenig öde geworden. Ich denke an einen Nachmittag, es war an einem Frühlingsanfang; an jenem Sonntagnachmittag nahmen mich Freunde mit hinaus in den knospenden Wiener Wald; vor uns her auf frischen grünen Bergwiesen schritt die schön gekleidete junge Frau mit dem blonden Kinde, aus dem Wald scholl Hörnerklang, die Vögel unterhielten sich von Baum zu Baum mit ihren flötenden Freiluftgesprächen. Wir erstiegen den Leopoldsberg und sahen in die Ebene hinunter. In dem riesigen Becken dehnte sich flach die Stadt im dünnen Sonnenlicht wie ein kalkfarbener See. Man ahnte in ihr das Gewordene, den Plan der Straßen, die eherne Pracht der Denkmäler, den stillen und verschwiegenen Kranz der Bibliotheken, deren Bücher wie Radiumkörner noch aus geschlossener Kapsel wirken und deren Kräfte noch nach langer Zeit aus den Menschen hervorbrechen. In dem klaren kühlen Himmel standen die Alpen mit silbernem Schnee, das Sehnsuchtshündchen winselte in der Brust. Unten auf der Donau glitten Sportboote mit ausgestreckten Rudern wie Spinnen, und ich reiste aus der reichen Hügellandschaft in Gedanken mit dem Strom bis an das Schwarze Meer, zwischen den waldigen und sumpfigen Ufern Ungarns. Da liegen die alten grauen Schiffsmühlen im Wasser, da baden

die gelblichen Rinder vor den Feldern im Schlammrand des Flusses, weiße Hemdsärmel der Bauern blinken im Mais. In der Morgenluft stehen Zigeuner dunkel wie Inder, sie stehen auf dem weißen Radkasten des Dampfers und stimmen ihre Instrumente; sie stehen mit dem Rücken gegen die Sonne, die Köpfe wie lauschend hernieder gebeugt auf die flimmernden alten Geigen und spielen mit hinreißend schöner eifriger Armbewegung. Der kleinste, dickste und schwärzeste von ihnen, mit einem verdrossenen kindlichen Ausdruck, mit blutunterlaufenen Hundeaugen, mit goldenen Ringen in den Ohren, tanzt und schlägt mit den Fersen, den Knien, den Ellenbogen und den Handflächen das Tamburin. Vom Lande kaum noch eingefaßt ist der Strom wie das Wasser in einer bis zum Rand gefüllten Schale. Auf dieser majestätischen Scheibe steht unter dem rotgoldenen Abendhimmel das Schiff einsam mit dem blitzenden Messing und seiner Pyramide von straffen Seilen bis zur Mastspitze. Auf dem Deck hockt ein buntes unbekümmertes Volk. Ein Priester mit hoher schwarzer Mütze lehnt am Mastbaum. Neben ihm ein Bauer mit weißem Schnurrbart, schwarzer Fellmütze, brauner grober Jacke, weißer Wollhose mit schwarzen Halbmonden als Taschenöffnungen. Das alles ist dem Menschen aus dem Westen fremdartig und er liebt es doch so sehr. Was ist es, das ihn dorthinaus führt? Der Strom rauscht dunkel durch die Nacht, die Milchstraße schwebt wie ein Bündel riesiger Staubfäden im Blau der Glockenblume.

Aus jenem östlichen Bereich bin ich wiedergekommen und die Stufen hinabgestiegen, jede Stufe der Name einer Stadt. Und nun Wien, von fesselloser Eleganz und von grauem Proletariertum überflutet, die Perspektive des Donautales, Zusammenfassung westöstlichen Gefühls. Damals auf dem Leopoldsberg standen wir hinter der niederen Brustwehr, unter der großen alten Schwarzföhre. Dieser Baum ist ein

Vorposten der pontischen Flora, die am Osthang des Kahlenbergs der baltischen Flora begegnet. Hier am Rande von Wien verläuft jene stille Grenzlinie von der Natur durch Europa gezogen, unsichtbare und unverrückbare Linie zwischen Danzig und Triest, die Stadtvölker und Dorfvölker, Westliche und Slawen scheidet. Diese Linie scheidet die Gegenden des Seeklimas und des Steppenklimas. An dieser Linie ändern sich die Durchschnittswerte der Luftfeuchtigkeit und der Winde. Ein anderes Gesetz des Bodenbaues, der Siedlungen und des Menschenwesens ist die Folge. Auf der einen Seite der ewige Jahrmarkt der westlichen Völker, auf der anderen der Vorhof des Morgenlandes. Diesseits die zerspaltene abendländische Christenheit mit ihren Domen und Kapellen, ihren Theatern, Schulen und Druckereien, jenseits der Osten, beherrscht vom bäuerlichen weißen Christus. Man sah, vom Leopoldsberg oben, in der Ferne den kleinen Grenzfluß; die Ebene der Leitha trägt schon anderen Charakter als die Landschaft zu unseren Füßen. Mitten auf der Grenzscheide liegt Wien, schmale Zone der Mischung, Wirbel der Übergänge. Diese Stadt ist ausgeplündert, es ist wahr, manches Kleid in ihr ist abgetragen, mancher schöne Saum zerschlissen. Aber die Lage dieser Stadt in Europa ist so, daß sie immer das sich Abschließende lösen wird und das Trächtige entbinden; es gibt mitten in diesem Wirbel, mitten in dem industrialisierten, politisierten, zeitunglesenden, von den Wehen dumpfer Völkerwanderung bedrängten Europa einen Geist, der vorausschaut und lebendig ist; mitten in der Hauptstadt des einstigen Kaiserreiches gibt es das Erbe Anton Mengers, der den volkstümlichen Arbeitsstaat voraussah als noch von keiner Möglichkeit dazu die Rede war und der sich nun aus Not verwirklicht. Und es gibt mitten in diesem Wirbel die Apostolate einer handwerklichen und farbenfrohen Kunst, in diesem Wirbel kämpft das Burgtheater, beinahe größter

unter den Werkbetrieben, die aus der alten Zeit in der zum Staat gewordenen Stadt noch übrig sind, den Kampf für seine Überlieferung und sein Universalprogramm gegen Starwesen, Serienspiel und Kino; das Institut für Kulturforschung, echtes Gewächs des Wiener Bodens, schafft an einer Grammatik aus Bildern, Schemen und Tabellen, das runzelhafte Antlitz der Erde und das Gesetz ihrer Züge zu deuten. In diesem Wien, das beginnt, wieder reichsdeutschen Zustrom in sich aufzunehmen, der seit 1867 ausgeblieben war, um dem tschechischen und dem galizischen Platz zu machen, bildet sich durch Stocken und Wiederbeginn des Wachstums ein neuer Jahresring; immer wieder schälte sich ein neues Wien aus dem alten, das aristokratische von vor hundert Jahren mit seinen deutschen, ungarischen, italienischen Elementen ist vergessen, und auf das Wien der letzten Jahrzehnte pflöpft sich das neue regellos im Augenblick, Rangierbahnhof von Kommissionären wimmelnd wie das rheinische Köln, neuer Typ einer Handelsstadt wie dieses; es verwandelt seine Zollhallen in Transitlager, seine Kunstaustellungen in Warenmessen, seine Paläste in Bankgebäude, Herbergen und Schulen. Immer aber treffen Osten und Westen hier zusammen, Hilfsorganisationen der Quäker, Donaukontrolle, Winston Churchill, Comenius und Karl Marx. In die starken kirchlichen Wirkungen Roms mischt sich grenzhafte das Byzantinische; den kleinen Leuten der Altstadt zeigen die armenischen Mönche in ihrer Kirche an der Mechitaristengasse die mit Perlen und Goldfäden durchwobenen Meßgewänder, die schönen und väterlichen Formen ihres eigenen Gottesdienstes, und in die Stadt gemischt ist das Licht der Synagogenlampen an den Sabbathabend.

Über dem allem sind in Wien die Möglichkeiten für die Erstlingsschaft eines jener Stadtstaaten im athenischen Sinne, dessen Kräfte dem Boden einer glücklich gelegenen kleinen

Landschaft erwachsen und zugleich dem Weltteil, der nach den beiden Himmelsrichtungen beides enthält, Gebiet des Seeklimas, Gebiet des Steppenklimas, Stadtvölker und Dorfvölker. Wachsen nicht Stadtstaaten, große stadtländliche Gemeinden an den Stromlandschaften, an den Seehäfen und aus den enormen binnenländischen Weltstädten hervor? Verlangen sie nicht nach ihrem eigenen Leben? Überall würden diese neuen überprovinzialen und übernationalen Gemeinen sich bilden, hielte sie nicht noch immer die Angst vor den bewaffneten drohenden und räuberischen Großen als unnatürliche und verhaßte Auswüchse in den Körpern der alten Staaten fest, die ihnen Schutz versprechen und doch die Gefahr nicht mindern. Der Kirchenstaat von Rom ist das sichtbare Urbild eines Staates, der lebendig ist selbst ohne eigenes Land und ohne bewaffnete Macht; ein jüdischer Staat will sich in Palästina bilden, er hat zu seinem Aufbau und zu seinem Schutze nichts als die Idee. Ein unpolitisches Wien würde einen Gedanken der Welterziehung verkörpern, der Deutschen und Slawen gemeinsam werden könnte, erste Stufe zu einem Reich des höheren kultischen Dienstes am Gedanken der Menschheit, zu einer neuen Amphiktyonie wie sie einst um Delphi herrschte, einer höheren Gemeine, an deren Schönheit und Erhaltung die großen Reiche neben den kleinen teilhaben. Überall in der wirklichen Welt liegen Felsblöcke, die unbehauenen Bausteine des irdischen Reiches Gottes. Wir können nichts als diese Steine in Gedanken zurechtlegen.

Vierzig Tage sind vorüber, Tage der Wanderung zu einem delphischen Ziel, das fern ist wie in künftigen Jahrhunderten, Wanderung am Fuß des unsichtbaren Berges. Ich durchwache die letzte Nacht im Bahnhof von Salzburg. Nun blinkt die grüne Landschaft am Chiemsee in der Morgensonne, höchster Glanz liegt auf den weißen Bergen, es sind nur deutsche Menschen im Personenzug. Wie gefestigt ist hier alles, dem

Fremden abgewandt, das draußen lebt, diesem Geflecht der alten und der jungen Dinge, den Weltstädten, den Häfen, den Stromländern. Es gibt in Europa zweierlei, es gibt in seinem breiten Körper jene Landschaftskerne, deren Menschen jahrtausendlang dieselben bleiben wie ihre Scholle, und jene anderen, deren Blut und Geist sich stets aus satten Mischungen erneuern; in den ersten drückt sich das Bestehen, in den andern das Wachsen aus. Beide Landschaften liegen nebeneinander oft fast ohne Übergänge. Oft ist es als solle immer wieder das lebendige Faserwerk zerreißen, das sie aneinander bindet. Die Staatsmänner der älteren Zeit wurzelten in den nationalen Kernen, sie suchten von diesen Kernen her das Schicksal der Welt zu gestalten, sie wurzelten im eigenen Boden und weckten immer wieder aus dem Fremden die Widerstände, an denen ihr Werk zerbrach. Es heißt, es sei eine neue Idee auf dem Wege, die zur Einheit führen will und sie warte auf den Menschen, der für sie die Hauptstädte der Welt erobert mit jener zwingenden Ruhe und eisernen Ironie, mit der einst Cyrus Babylon eroberte.

WERKE VON ALFONS PAQUET

Im Laufe des Jahres 1922 erschienen:

Erzählungen an Bord

Drei Balladen

Ulrichs Ballade / Ballade von George Fox
Die Botschaft des Rheines

Die Aufzeichnungen des Quakers John Woolman

Die Prophezeiungen

Bonus

Ein Band

Aufsätze

F a h n e n

Grammatischer Kursus

DREI MASKEN VERLAG / MÜNCHEN



WERKE VON ALFONS PAQUET

Im Laufe des Jahres 1922 erscheinen:

Erzählungen an Bord

★

Drei Balladen

Chicago-Ballade / Ballade von George Fox
Die Botschaft des Rheines

★

Die Aufzeichnungen des Quäkers John Woolman

★

Die Prophezeiungen

Roman

★

Ein Band

A u f s ä t z e

★

F a h n e n

Dramatischer Roman

DREI MASKEN VERLAG / MÜNCHEN



WERKE VON ALFONS PAGRET

Im Laufe des Jahres 1922 erschienen:

Erzählungen an Bord

*

Drei Balladen

(Christi-Ballade, Ballade von George Fox
Die Botschaft des Rheines)

*

Die Aufzeichnungen des
Quäkers John Wollman

*

Die Propheten

(Roman)

*

Ein Band

Ausgabe

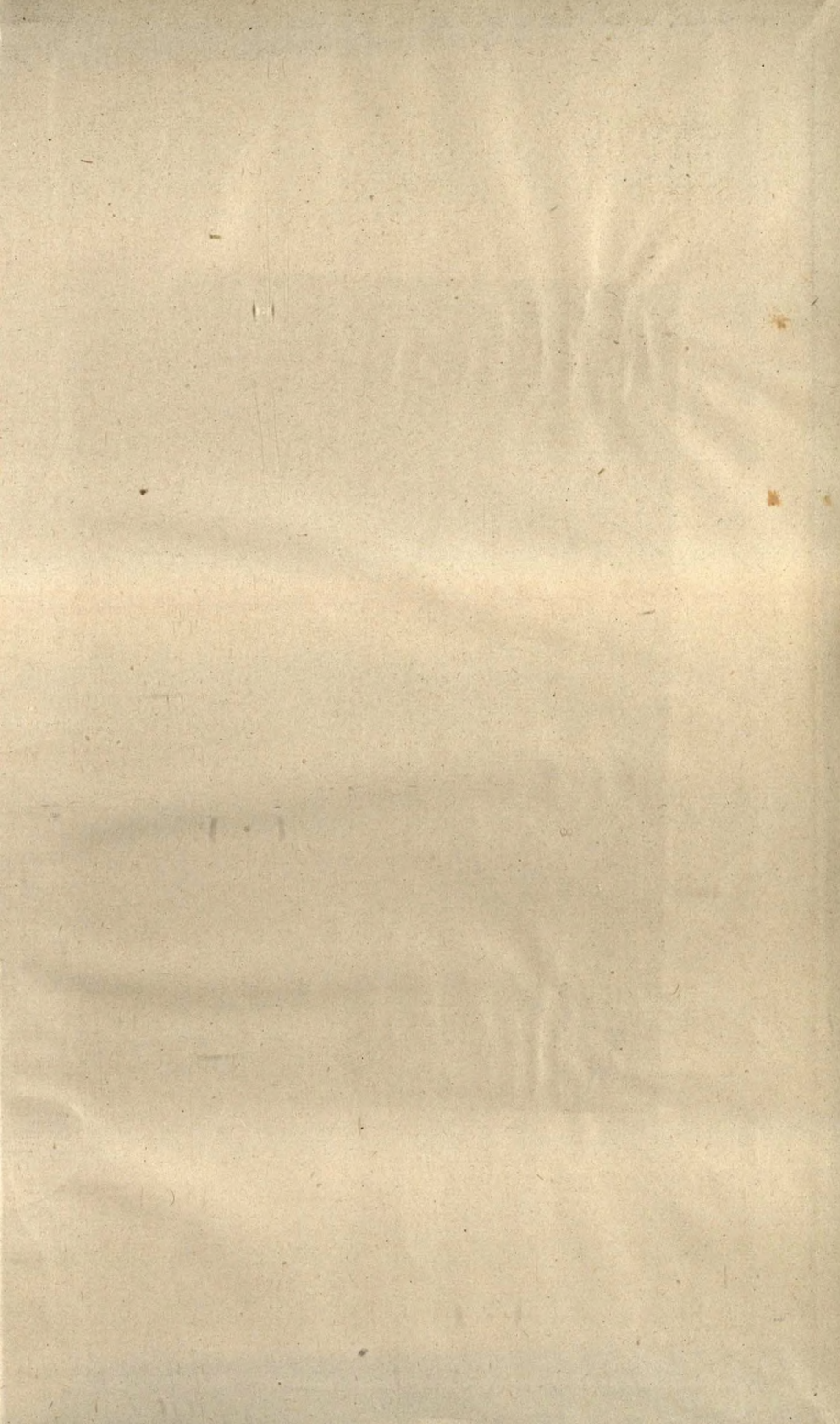
*

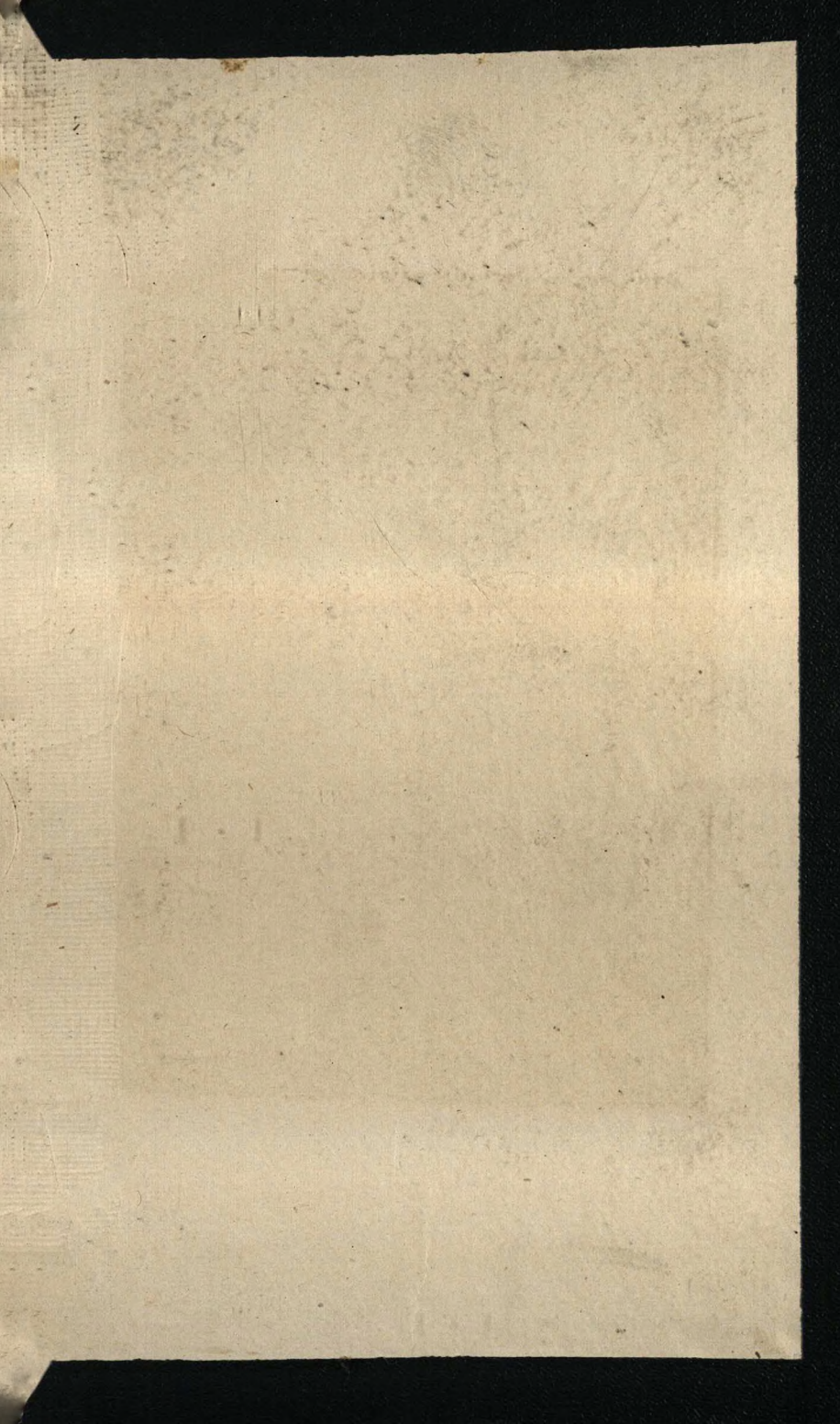
Fahrten

(Dramatischer Roman)

DREI MASKEN VERLAG MÜNCHEN







2927